

Bohemia

Zeitschrift für Geschichte und Kultur
der böhmischen Länder
A Journal of History and Civilisation
in East Central Europe

Herausgegeben
im Auftrag des Collegium Carolinum
von Ferdinand Seibt und Hans Lemberg

in Verbindung mit Manfred Alexander, Peter Burian,
John M. Clifton-Everest, Winfried Eberhard, Horst Förster,
Jörg K. Hoensch, Rudolf Jaworski, Walter Schamschula,
Georg R. Schroubek, Helmut Slapnicka, Stanley B. Winters

Band 35

Heft 2

1994

INHALT

AUFSÄTZE

- Storck, Christopher P.: Die Symbiose von Kunst und Nationalbewegung: Der
Mythos vom „Nationalkomponisten“ Bedřich Smetana 253
- Winters, Stanley B.: Science and Politics: The Rise and Fall of the Czechoslovak
Academy of Sciences 268
- Scheufler, Pavel: Mythen und Symbole in der tschechischen Photographie 300

II

„UNSERE GESCHICHTE“: DIE TSCHECHISCH-DEUTSCHE VERGANGENHEIT ALS INTERPRETATIONSPROBLEM

Thesen	352
Diskussionsbeiträge von	
Rudolf Jaworski	363
Jiří Kořalka	367
Bedrich Loewenstein	370
Michaela Marek	373
Christiane Brenner	377
Ivana Čornejová	384
Vladimír Macura	388
Martin Schulze Wessel	393
Josef Hanzal	399
Robert Luft	403
Detlef Brandes	410
Peter Heumos	415
Václav Kural	422
Hans Henning Hahn	429
Petr Pithart	435
Otfried Pustejovsky	440
Jiří Pešek	451
Hannelore Burger	454

CHRONIK

Heimat und Exil: Zwei Jahrestagungen des Collegium Carolinum (Peter Heumos) . . .	456
Internationale Zusammenarbeit in der Ostmitteleuropaforschung (Hans Lemberg) . . .	458
Deutsch-tschechische/slowakische Historikerkommission (Ferdinand Seibt)	459
Deutsch-tschechische Schulbuchkonferenz (Robert Luft)	460
Jan Hus zwischen Zeiten, Völkern, Konfessionen (Ferdinand Seibt)	461
Ketzer in Osteuropa (Ferdinand Seibt)	461
Wenzel Anton Fürst Kaunitz-Rietberg und seine Zeit (Joachim Bahlcke)	462
Böhmischer Löwe und österreichischer Adler (Robert Luft und Michaela Marek) . . .	465
Zum deutschen Vereinswesen in Böhmen 1848–1938 (Robert Luft)	466
Der Markt in Mitteleuropa in der Zwischenkriegszeit: Der Kapital-, Waren- und Arbeits- markt (Andreas Reich)	468
Přemysl Pitter: Leben und Werk (Tomáš Pasák)	470
Kulturpreis zur deutsch-tschechischen Verständigung	472

DISKUSSION

„Als die Wachsamkeit des Regimes nachließ“. Zum Beitrag von Robert Luft:

Jiří Fukač	473
Josef Petráň	476
Jiří Pešek	485

NEUE LITERATUR

Slawistik in Deutschland von den Anfängen bis 1945. Ein biographisches Lexikon (Wolfgang Gesemann)	491
Mittauer, Michael: Historisch-anthropologische Familienforschung. Fragestellungen und Zugangsweisen (Ferdinand Seibt)	493
Von Aufbruch und Utopie. Perspektiven einer neuen Gesellschaftsgeschichte des Mittelalters (Peter Dinzelbacher)	494
Seibt, Ferdinand: Deutschland und die Tschechen (Jan Křen)	496
Bernt, Alois: Die Germanen und Slawen in Böhmen und Mähren (Ralf Heimrath)	498
Schenk, Hans: Die Böhmisches Länder. Ihre Geschichte, Kultur und Wirtschaft. Historische Landeskunde (Ferdinand Seibt)	500
Hoffmann, František: České město ve středověku (Ferdinand Seibt)	501
Claretus: Ptačí zahrádka (Ferdinand Seibt)	502
Werner, Ernst: Jan Hus. Welt und Umwelt eines Prager Frühreformators (Ferdinand Seibt)	503
Brock, Peter: Folk Cultures and Little Peoples: Aspects of National Awakening in East Central Europe (Wolfgang Kessler)	505
Rumpler, Helmut (Hrsg.): Innere Staatsbildung und gesellschaftliche Modernisierung in Österreich und Deutschland 1867/71–1914 (Harald Bachmann)	506
Rauscher, Walter: Zwischen Berlin und St. Petersburg. Die österreichisch-ungarische Außenpolitik unter Gustav Graf Kálnoky, 1881–1895 (Harry Hanak)	509
Kural, Václav: Konflikt místo společenství? Češi a Němci v československém státě 1918–1938 (Detlef Brandes)	511
Kuklík, Jan: Sociální demokraté ve Druhé republice (Peter Heumos)	514
Arndt, Veronika: Der zweite Präsident. Edvard Beneš – Biographische Skizze (Manfred Alexander)	516
Landtagsreden zur bayerischen Vertriebenenpolitik 1946–50. Hrsg. v. Monika Glettler (Rudolf Ohlbaum)	518
Pecka, Jiří: Spontánní projevy pražského jara 1968–1969 (Ota Filip)	519
Jedlička, Josef: České typy aneb poptávka po našem hrdinovi (Peter Drews)	521

SUMMARIES	523
RÉSUMÉS	525
RESUMÉ	527
ABKÜRZUNGSVERZEICHNIS	529
MITARBEITER DES HEFTES	531

BOHEMIA. Zeitschrift für Geschichte und Kultur der böhmischen Länder erschien von Jahrgang 1 (1960) bis 20 (1979) als: BOHEMIA. Jahrbuch des Collegium Carolinum. Begründet und bis Jahrgang 25 (1984) herausgegeben von Karl Bosl.

Redaktion: Eva Hahn, Collegium Carolinum, Hochstraße 8/II, 81669 München.

Für Form und Inhalt der einzelnen Beiträge tragen die Verfasser die Verantwortung.

Rezensionsexemplare und Zuschriften sind an die Redaktion zu richten.

Die in dieser Zeitschrift veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Übersetzung, Nachdruck – auch von Abbildungen –, Vervielfältigung auf photomechanischem oder ähnlichem Wege oder im Magnettonverfahren, Vortrag, Funk- und Fernsehsendung sowie Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen – auch auszugsweise – ist nur mit Genehmigung des Herausgebers gestattet. Werden von einzelnen Beiträgen oder Teilen von ihnen einzelne Vervielfältigungsstücke im Rahmen des § 54 UrhG hergestellt und dienen diese gewerblichen Zwecken, ist dafür eine Vergütung gem. den gleichlautenden Gesamtverträgen zwischen der Verwertungsgesellschaft Wissenschaft GmbH (ehemals Inkassostelle für urheberrechtliche Vervielfältigungsgebühren GmbH), 60311 Frankfurt/Main, Großer Hirschgraben 17–21 und dem Bundesverband der Deutschen Industrie e. V., dem Gesamtverband der Versicherungswirtschaft e. V., dem Bundesverband deutscher Banken e. V., dem Deutschen Sparkassen- und Giroverband und dem Verband der privaten Bausparkassen e. V., an die VG Wissenschaft zu entrichten. Die Vervielfältigungen sind mit einem Vermerk über die Quelle und den Vervielfältiger zu versehen. Erfolgt die Entrichtung der Gebühren durch Wertmarken der VG Wissenschaft, so ist für jedes vervielfältigte Blatt eine Marke im Wert von DM 0,40 zu verwenden.

Bezugsbedingungen: Pro Jahr erscheint ein Band in zwei Hefen. Einzelheft DM 45,-, Jahresabonnement DM 76,-. Das Abonnement verlängert sich jeweils um ein Jahr, wenn es nicht spätestens zwei Monate vor Ablauf des Kalenderjahres gekündigt wird. Die Lieferung geschieht auf Kosten und Gefahr des Empfängers. Kostenlose Nachlieferung in Verlust geratener Sendungen erfolgt nicht.

Zahlungen erbitten wir an den Verlag R. Oldenbourg (Abt. Zeitschriften) München, auf unsere Konten beim Postscheckamt München Nr. 64950-809 oder bei der Bayerischen Vereinsbank München 2 Nr. 6405215.

Hinweis gemäß § 26 Absatz 1, Bundesdatenschutzgesetz: Die Bezieher der BOHEMIA sind in einer Adreßkartei gespeichert, die mit Hilfe der automatisierten Datenverarbeitung geführt wird.

Verlag: R. OLDENBOURG VERLAG GmbH, Rosenheimer Straße 145, 81671 München. Alleiniger Gesellschafter des Verlages ist die Firma R. Oldenbourg GmbH & Co. KG unter der gleichen Anschrift. Sie wird durch die persönlich haftende Gesellschafterin R. Oldenbourg Verwaltungs GmbH, Rosenheimer Straße 145, 81671 München, vertreten.

Außerdem sind nachstehende Kommanditisten beteiligt: Elisabeth Alber, Hausfrau, Rieden/Tirol; Hedwig Geupel, Hausfrau, Oberhaching; Baronin Silvia von Maydell, Hausfrau, München; Christian Krafft von Dellmensingen, Parsippany/USA; Gabriele von Bomhard, Kindergärtnerin, München; Christa von Bomhard, Sekretärin, München; Maria Freifrau von Meyern-Hohenberg, Hausfrau, München; Gräfin Inge Schönborn, Geschäftsführerin, München; Nelly Reichhold, Hausfrau, Iching; Dr. Roswitha Sieper, Oberstudienrätin, München; Dr. John C. Oldenbourg, Übersetzer, München; Andreas D. Oldenbourg, Rechtsreferendar, München; Thomas A. Oldenbourg, Dipl.-Kfm., München; Hanna Sychily, Hausfrau, Bad Reichenhall; Dr. Rolf-Dieter Schmid, Nürnberg; Axel Schmid, München; Wilhelm Schmid, Major a. D., Regensburg; Barbara Müller, Hannover; Emmy Oldenbourg, Private, München; Hans A. Fieser, Dipl.-Ing., Steinebach; Irmgard Fieser, Hausfrau, Steinebach; Hans Herbert Fieser, Dipl.-Kfm., Lindenfels; Heidi Fieser, Sekretärin, Salem; Reinhard Fieser, Heimleiter, Esslingen; Dr. Rudolf Oldenbourg, Verleger, München; Johannes Oldenbourg, Dipl.-Math., München; Christoph Oldenbourg, Restaurator, München; Louise Oldenbourg, Grafikerin, München; Walter Oldenbourg, Verleger, München; Eva Lange, Hausfrau, München; Dr. Helene Hahn, Ärztin, Bremen; Edith Müller, Hausfrau, Hamburg; Brigitte Reiner, Hausfrau, Haar; Heinz Reiner, Arzt, Haar; Eberhard Oldenbourg, Kaufmann, München; Eva May, Studienrätin, München; Paul Oldenbourg, Ingenieur, München; Wolfgang Oldenbourg, Kaufmann, München; Doris Kühnackl, Lehrerin, München; Regine Oldenbourg, Geschäftsinhaberin, München; Albrecht Oldenbourg, Student, München; Gertrud Oldenbourg, Archivangestellte, Bremen; Paul Schröder sen., Den Haag; Anne Schröder, Den Haag; Thomas Schröder, Verlagskaufmann, Hamburg; Nicola Schröder, Den Haag; Paul Schröder jun., Den Haag; Brigitte Ferti, Hausfrau, München; Inge von Negelein, Kindergärtnerin, München; Dr. Friedrich Rosenkranz, Physiker, München; Ilse Edelstein, Berlin; Dr. Karl von Cornides, Verleger, Wien; Dr. Thomas von Cornides, Verleger, München; Dr. Elisabeth Garms, Hausfrau, Rom; Hedwig Kloepper, Private, Söchtenau; Cäcilie von Cornides, Therapeutin, Rieden/Tirol; Dr. Rudolf von Cornides, Amtsarzt, Innsbruck; Margit von Cornides, Hausfrau, Bonn; Christoph von Cornides, Volkswirt, Bonn; Gabriele Hommes, Aachen; Bankhaus H. Aufhäuser, München.

Satz, Druck und Einband: Verlagsdruckerei Michael Laßleben, 93183 Kallmünz.

DIE SYMBIOSE VON KUNST UND NATIONALBEWEGUNG: DER MYTHOS VOM „NATIONALKOMPONISTEN“ BEDŘICH SMETANA

Von Christopher P. Storck

Bedřich Smetana (1824–1884) nimmt bis heute eine Sonderstellung in der musikalischen Theorie und Praxis der tschechischen Gesellschaft ein. Er selbst hat sich gegen Ende seines Lebens den Ehrentitel „Nationalkomponist“ zugelegt, und seine Anhänger haben ihn endgültig dazu stilisiert. Sie haben nach dem Tod des Komponisten mit dem Aufbau eines nationalen Kults nicht nur um sein Werk, sondern auch um seine Person begonnen. Obwohl sich neben den acht Opern Smetanas 1884 bereits 37 Stücke anderer tschechischer Komponisten im Repertoire des Nationaltheaters befanden, wurden die Werke des „Begründers der tschechischen Nationalmusik“ fast so häufig gespielt wie die aller übrigen nationalen Tonsetzer zusammen; noch 1948 behauptete Smetana einen Anteil von rund einem Viertel am Opernrepertoire des Nationaltheaters¹.

Einen ähnlichen Stellenwert gewannen seine Werke nach 1884 auf den Bühnen der nun auch in anderen Städten Böhmens und Mährens entstehenden tschechischen Opernhäuser. Smetanas Musik spielte so eine wichtige Rolle beim Hinauswachsen der tschechischen Hochkultur über Prag hinaus, beim Zusammenwachsen der Nation, wofür erst in den achtziger Jahren die sozialen, ökonomischen und politischen Strukturen vorlagen². 1892 gelang Smetana mit dem sensationellen Erfolg der Oper *Die verkaufte Braut* auf der Wiener Theaterausstellung schließlich der internationale Durchbruch³.

Der wohl entscheidende Faktor dafür, daß Smetana als Komponist eine solche Ausnahmestellung in der tschechischen Gesellschaft erreichen konnte, war die Verschmelzung von Politik und Kultur im Rahmen der Nationalbewegung. Wie bei den meisten der „verspäteten“ europäischen Nationen war auch der 1860 begonnene Aufbau der tschechischen Gesellschaft zunächst eine vornehmlich sprachlich-kulturelle Bewegung. Angesichts der weitgehenden politischen Handlungsunfähigkeit der Nationalbewegung war bis in die achtziger Jahre hinein allein die Kunst in der Lage, bedeutende nationale Symbole zur Verfügung zu stellen. Ereignisse wie die Grundsteinlegung für das Nationaltheater, die Einweihung von dessen erstem und zweitem Gebäude, die Uraufführung von Smetanas Werken *Die verkaufte Braut*, *Libuše* und

¹ Pražák, Přemysl: Smetanovy svěhovry [Smetanas Opern]. Bd. 4. Praha 1948, 320f.

² Ebenda IV, 324–329.

³ Hostinský, Otakar: Smetana a jeho boj o moderní českou hudbu. Vzpomínky a úvahy [Smetana und sein Kampf um die moderne tschechische Musik. Erinnerungen und Betrachtungen]. Praha² 1941, XII f.

Mein Vaterland stellen wichtige identifikationsstiftende Orientierungspunkte dar; denn die tschechischen Politiker beteiligten sich bis 1879 wegen der ablehnenden Haltung Wiens gegenüber einem Ausgleich mit den Ländern der böhmischen Krone weder an der Reichs- noch an der Landespolitik. Solange das so war, konnte die sich emanzipierende tschechische Gesellschaft die beanspruchte Gleichrangigkeit mit den etablierten europäischen Nationen im allgemeinen und den in der Donaumonarchie dominierenden Deutschen im besonderen nur durch künstlerische Leistungen demonstrieren⁴.

Smetana war nicht nur der erste Komponist von internationaler Bedeutung, den die junge tschechische Gesellschaft hervorbrachte; die Nationalbewegung konnte Smetana auch besonders deshalb gut instrumentalisieren, weil er sich für sie seit 1861 bewußt engagierte. Seine Kompositionen enthalten – viel stärker als beispielsweise das *Œuvre* Dvořáks – zusätzlich zu der Bedeutung, die sie als Kunstwerke besitzen, einen nationalen Bestandteil, den das tschechische Publikum auch stets als Botschaft verstanden hat und dessen Aussagekraft sich in Krisensituationen immer wieder verstärkte.

Der Aufstieg Smetanas zu einem zentralen Symbol für den Gleichberechtigungsanspruch der tschechischen Nation förderte schon Ende der achtziger Jahre die Legendenbildung um seine Person und sein Wirken. Wichtige Voraussetzungen dafür waren die Vielfältigkeit seines Schaffens – er deckte nicht nur mit seinen Kompositionen alle Genres ab, sondern wirkte auch als Dirigent, Opernchef, Klaviersolist, Konzertveranstalter und Musikkritiker. Von nicht geringer Bedeutung waren aber auch die tragischen Elemente in seinem Leben: Exil, Tod der geliebten Frau und Kinder, gegen ihn geführte Hetzkampagnen, Ertaubung und einsamer Tod im Irrenhaus. Hauptmotor des Prozesses, der Smetana als „Nationalkomponist“ fest im nationalen Bewußtsein verankerte, war Otakar Hostinský, einer der Begründer der tschechischen Ästhetik. Er entwickelte und etablierte eine nationale Musikgeschichte, in der das Schaffen Smetanas als Kulminationspunkt dargestellt wird. Er hat nicht nur Smetanas musikalische Ideen und seine daran anknüpfenden eigenen Vorstellungen propagiert, sondern zugleich die Richtung vorgegeben, in die sich die tschechische Smetana-Forschung anschließend entwickelt hat. Zdeněk Nejedlý, der bedeutendste seiner Schüler, ist bei der Glorifizierung Smetanas dann so weit gegangen, den Komponisten als musikalische

⁴ Střítecký, Jaroslav: Tadiče a obrození. Bedřich Smetana [Tradition und Wiedergeburt. Bedřich Smetana]. In: *Povědomí tradice v novodobé české kultuře. Doba Bedřicha Smetany*. Praha 1988, 65–76. – Urban, Otto: Otázka národní jednoty a politického strastičtí v Čechách na počátku šedesátých let 19. století [Die Frage der nationalen Einheit und das politische Parteiwesen im 19. Jahrhundert]. In: *K dějinám českých politických stran v druhé polovině 19. a začátku 20. století*. Praha 1982, 9–32, hier 14–18. – Garver, Bruce M.: *The Young Czech Party, 1874–1901, and the Emergence of a Multi-Party System*. New Haven-London 1978, 51 ff. – Pešková, Jaroslava: *Divadlo jako způsob vědomí sebe* [Das Theater als Form des Selbstbewußtseins]. In: *Divadlo v české kultuře 19. století*. Praha 1985, 10–16. – Stloukal, Karel: *Legenda o budovateli Národního divadla* [Die Legende von den Erbauern des Nationaltheaters]. *ČsČH* 41 (1935) 83–105 und 321–351, hier 100. – Hožák, Jan: *Iluze a realita české velikosti* [Illusion und Realität tschechischer Größe]. In: *Proud české umělecké tvorby 19. století. Sen a ideál*. Praha 1990, 125–130. – Kotlík, Jiří: Die tschechische Kunst auf dem Weg in die Moderne. In: *Tschechische Kunst 1878–1914. Ausst.-Kat. Textband*. Darmstadt 1984, 1–174, hier 5.

Inkarnation des tschechischen Geistes zu feiern – als die Verkörperung der tschechischen Entwicklung hin zur modernen Nation und als eine Art musikalischen Heiland. Diese Sehweise ist dann in der Zwischenkriegszeit zu einem Dogma erhoben worden, das jeder berücksichtigen mußte, der erfolgreich über Smetana schreiben wollte⁵.

Die Möglichkeit, daß Smetanas Handeln gar nicht primär von den ihm unterstellten hehren nationalen Zielen bestimmt war, sondern vielmehr von ganz praktischen Erwägungen abhing, ist dagegen nie in Betracht gezogen worden. Die Häufigkeit der Bemerkungen, die in seinen Tagebüchern und Kalendern der eigenen finanziellen, beruflichen oder gesellschaftlichen Situation gelten, läßt jedoch darauf schließen, daß diese existenziellen Fragen sein Denken und Handeln entscheidend geprägt haben⁶. Smetana strebte eine berufliche Position an, in der er sich ganz seinem künstlerischen Vorhaben widmen konnte, wobei sich seine Vorstellungen von einer solchen Position am Musikleben der deutschen Metropolen orientierten. Nachdem seine in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre unternommenen Versuche, eine Karriere als Dirigent oder Konzertpianist im Ausland zu starten, gescheitert waren, sah Smetana die einzige Chance, sein Lebensziel zu erreichen, in der Entwicklung eines modernen Musiklebens in Prag⁷. Dies war zu der damaligen Zeit aber nur von der tschechischen Gesellschaft zu erwarten – die deutschböhmisches Kultur orientierte sich längst nach Wien –, so daß es für Smetana nahelag, sich an dem Vorhaben zu beteiligen, Prag als Zentrum der tschechischen Kultur auszubauen.

Zwar läßt sich sein Handeln seit 1860 nicht allein auf diese pragmatischen Beweggründe zurückführen – dagegen sprechen sein früh ausgeprägtes Nationalbewußtsein, seine Anteilnahme an der tschechischen Politik und das nationale Pathos, das in einigen seiner Werke zum Ausdruck kommt –, aber diese persönlichen Motive waren doch wichtig für sein Vorgehen. Von dieser gesellschaftlichen Situation ist Smetana auch als Komponist entscheidend geprägt worden. Seine künstlerische Entwicklung und sein beruflicher Werdegang sind auf jeden Fall eng verknüpft mit dem Entwicklungsprozeß der tschechischen Nation, ohne den weder die Karriere als Kapellmeister und Opernchef noch der Aufstieg zu einem weltberühmten Komponisten möglich gewesen wären.

Smetana hatte angesichts der provinziellen Enge im kulturellen Leben der böhmischen Landeshauptstadt keine Möglichkeit gesehen, sich als Berufsmusiker zu etablie-

⁵ Střítecký: *Tradice* 65 und 74f. – Ottlová, Marta/Pospíšil, Milan: *K motivům wagnerismu a antiwagnerismu* [Zu den Motiven von Wagnerianismus und Antiwagnerianismus]. In: *Povědomí tradice v novodobé české kultuře. Doba Bedřicha Smetany*. Praha 1988, 137–154. – Nejedlý, Zdeněk: *Bedřich Smetana*. Praha 1924, 36ff. – Šilhan, Antonín: *Hudební odbor v prvním půlstoletí „Umělecké besedy“* [Die Musikabteilung im ersten halben Jahrhundert der „Umělecká beseda“]. In: *Padesát let Umělecké besedy 1863–1913*. Praha 1913, 82f. – Hostinský: *Smetana*.

⁶ Smetana, Bedřich: *Tagebuch 1856–1862*. Muzeum české hudby, Prag. – Ders.: *Tagebuch 1861–1875*. Muzeum české hudby. – Ders.: *Notizen in Kalendern 1862–1883*. Muzeum české hudby. – Pražák: *Smetanovy spěvohry I*, 39f. – Bartoš, Fantišek (Hrsg.): *Smetana in Briefen und Erinnerungen*. Praha 1954, 48.

⁷ Smetana: 1856–1862. – Helfert, Vladimír: *Die schöpferische Entwicklung Friedrich Smetanas*. Leipzig 1956, 146f. – Pražák: *Smetanovy spěvohry I*, 31f. – Bartoš: *Smetana* 49 und 78.

ren, bevor das Oktoberdiplom 1860 die Voraussetzungen für den Aufbau einer eigenständigen tschechischen Gesellschaft schuf. Die für ganz Österreich proklamierten Liberalisierungen lösten bei den Tschechen eine gewaltige Aufbruchstimmung aus. Wie Pilze schossen die verschiedensten kulturellen, politischen und wirtschaftlichen Vereinigungen aus dem Boden. Von Prag aus wurde die Institutionalisierung einer modernen tschechischen Nation mit so großer Energie betrieben, daß bereits Anfang der neunziger Jahre die strukturellen Voraussetzungen für die Existenz einer eigenständigen Industriegesellschaft geschaffen waren⁸.

Zu den damals begonnenen Projekten gehörte auch der Bau eines tschechischen Theaters. Als Smetana erfuhr, daß auf dieser Bühne auch Musiktheater gespielt werden sollte, sah er seine Chance. Er kehrte 1861 nach Prag zurück und nahm unverzüglich den Kampf um das Kapellmeisteramt am Interimstheater auf, das seinem Inhaber die zentrale Position im entstehenden nationalen Musikleben garantierte⁹.

Die biographischen Beschreibungen der fünf Jahre, die zwischen Smetanas Rückkehr nach Prag und seiner Berufung zum Kapellmeister vergingen, erschöpfen sich in der Empörung über die Mißachtung des Genies durch das Establishment, im Beweis der mangelnden Kompetenz von Kulturfunktionären und Konkurrenten sowie in Darstellungen der Leistungen, die Smetana bis 1866 erbrachte. Berücksichtigt man jedoch, daß die geschmähten Komponisten und Musiker keineswegs – wie Hostinský und seine Schüler das dargestellt haben – ausnahmslos Dilettanten waren, daß Smetana sich bis 1861 durch nichts einen Namen gemacht hatte, und begreift die Unternehmungen des Rückkehrers als Teile eines Gesamtplans zur Eroberung des tschechischen Musiklebens, dann ergibt sich ein ganz neues Bild.

Aus diesem Blickwinkel heraus erweist sich Smetana geradezu als Prototyp des um sozialen Aufstieg bemühten „Bildungskleinbürgers“¹⁰, wie ihn Miroslav Hroch als Hauptträger der Agitations- und Massenphase der „verspäteten“ europäischen Nationalbewegungen herausgestellt hat¹¹. Danach ist es für die nationalen Vorkämpfer typisch, daß sie die von ihnen angestrebten gesellschaftlichen Positionen besetzt finden; in der Regel von Angehörigen einer anderen, der politisch dominierenden Nationalität. In dieser Situation beginnt die in ihrem sozialen Aufstieg gehemmte Intelligenz mit dem Aufbau einer alternativen Gesellschaft um sich herum. Sie plant, propagiert und verwirklicht mit der neuen Nation eine soziale Großgruppe, in der sie ihre Zielpositionen möglichst schon in der Aufbauphase besetzen kann. Damit soll die emotionale Komponente des Nationalbewußtseins nicht geleugnet werden, doch ist

⁸ Kořalka, Jiří: Tschechen im Habsburgerreich und in Europa. Sozialgeschichtliche Zusammenhänge der neuzeitlichen Nationsbildung und der Nationalitätenfrage in den Böhmisches Ländern. Wien-München 1991, 97–125. – Urban, Otto: Česká společnost 1848–1918 [Die tschechische Gesellschaft]. Praha 1982, 357–362.

⁹ Smetana: 1856–1862, 20. 10. 1860, 1. 1. 1861 und 31. 3. 1861. – Helfert: Die schöpferische Entwicklung 162. – Bartoš: Smetana 77. – Hostinský: Smetana 123 und 132, Anm. 1.

¹⁰ Kořalka, Jiří: Tschechische Bildungsbürger und Bildungskleinbürger um 1900. „Durch Arbeit, Besitz, Wissen und Gerechtigkeit“. Hrsg. v. Hannes Stekl u. a. Wien-Köln-Weimar 1992, 210–221 (Bürgertum in der Habsburgermonarchie 2).

¹¹ Hroch, Miroslav: Das Erwachen kleiner Nationen als Problem der komparativen Forschung. In: Nationalismus. Hrsg. v. Heinrich Winkler. Königstein 1978, 155–172.

sie nur ein – wenn auch für den Erfolg der Nationalbewegung unverzichtbares – sekundäres Phänomen.

Smetana fand 1861 kein institutionalisiertes Musikleben in Prag vor. Einerseits scheint das Interesse an Konzerten und Operaufführungen nicht besonders groß gewesen zu sein, andererseits fuhren jene Prager, denen der Besuch musikalischer Veranstaltungen ein Bedürfnis war, lieber gleich nach Wien, Dresden oder München. Der Aufbau eines tschechischen Musiklebens in der böhmischen Landeshauptstadt war vor allem ein Politikum. Das sollte sich später zeigen, als eine heftige Debatte darüber ausbrach, wie die spezifisch tschechische Musik eigentlich beschaffen sein sollte. Doch zunächst ging es nur darum, überhaupt einen Opern- und Konzertbetrieb zu etablieren – und zwar einen größeren und besseren, als ihn das offizielle, das deutsche Prag unterhielt¹².

Smetana orientierte sich jedoch nicht an der örtlichen deutschen Konkurrenz, sondern am Niveau der bedeutenden Opernhäuser und Konzertsäle, die er in den deutschen Kulturmetropolen besuchte hatte. Die zu Beginn der sechziger Jahre führenden Kulturpolitiker um Rieger und Palacký lehnten seine hochfliegenden Pläne aber ab. Sie wußten, daß der jungen tschechischen Gesellschaft noch die finanziellen Mittel und die strukturellen Voraussetzungen fehlten, um einen Kulturbetrieb von europäischem Niveau aufzubauen. Ihrer Ansicht nach konnten die Tschechen froh sein, daß sie mit dem 1861 eröffneten Interimstheater überhaupt erstmals eine eigene Bühne mit regelmäßigem Spielbetrieb besaßen. Für einen namenlosen Störenfried mit überzogenen Vorstellungen war da kein Platz¹³.

Doch der unbequeme Neuerer fand Verbündete. Er schloß sich einem Kreis junger Schriftsteller um Jan Neruda und Vítězslav Hálek an, zu der kurz zuvor auch Karel Sladkovský und andere Bekannte Smetanas aus den vierziger Jahren gestoßen waren¹⁴. Diese Keimzelle der späteren „Jungtschechen“ war zwar 1861 politisch noch völlig bedeutungslos, dies sollte sich aber im Laufe der folgenden vier Jahre grundlegend ändern: Neben dem schon seit Ende 1860 bestehenden *Hlahol*, dem Nukleus der tschechischen Gesangsvereinsbewegung, riefen sie 1862 die Turnerschaftsbewegung *Sokol* und Anfang 1863 die Künstlerorganisation *Umělecká beseda* ins Leben. Nachdem die Jungtschechen im selben Jahr auch die führende tschechische Tageszeitung *Národní listy* und Anfang 1865 das *Komitee für den Bau des Nationaltheaters* sowie im folgenden Jahr die Betreibergesellschaft des Interimstheaters unter

¹² Bartoš, Josef: Prozatímní divadlo a jeho opera [Das Interimstheater und seine Oper]. Praha 1938, 9. – Hostinský: Smetana 16–19. – Pražák: Smetanovy spěvohry I, 46f.

¹³ Nejedlý und seine Nachfolger sehen völlig an den Realitäten der 1860er Jahre vorbei, wenn sie hinter der Haltung Riegers und anderer Kulturfunktionäre persönliche Abneigung und Intrigen ausmachen wollen. Vgl. dazu Nejedlý, Zdeněk: Bedřich Smetana a kulturní politika F. L. Riegra [Bedřich Smetana und die Kulturpolitik F. L. Riegers]. In: *Z české literatury a kultury*. Praha 1972, 112–163. – Bartoš: Smetana 108f. – Pražák: Smetanovy spěvohry I, 35f. – Bartoš, Jan: *Národní divadlo a jeho budovatelé* [Das Nationaltheater und seine Erbauer]. Praha 1933. – Allerdings hat auch Smetana selbst diese Auffassung geäußert. Smetana: 1861–1875.

¹⁴ Hostinský: Smetana 15 und 24f.

ihre Kontrolle gebracht hatten, besaßen sie entscheidenden Einfluß auf die nationale Kulturpolitik und die Organisation des tschechischen Kulturlebens¹⁵.

Mit Ausnahme des *Sokol* bedeutete jede dieser Gründungen oder Übernahmen nationaler Organisationen durch die Jungtschechen für Smetana eine wichtige Etappe auf seinem Weg an die Spitze der tschechischen Oper. Als künstlerischer Leiter des *Hlahol* bewies er seine Fähigkeiten als Dirigent¹⁶. Der mitgliederstarke Gesangsverein wurde genauso zu seiner Hausmacht wie die *Umělecká beseda*, an deren Gründung und Aufbau Smetana entscheidenden Anteil hatte¹⁷.

In den Jahren 1864/65 war Smetana Musikreferent der *Národní listy*. Schon 1862 hatte er sich mit einer schonungslosen Analyse des Prager Musiklebens, verbunden mit einem Programm für den Aufbau eines modernen Konzertwesens, in der Presse zu Wort gemeldet¹⁸. Daran knüpfte eine 1864 in der *Národní listy* erschienene Artikelserie an. Smetana unterzog darin Spielplangestaltung, Inszenierungen, Probenarbeit, Ensemblepolitik und künstlerische Leitung der Oper einer harschen Generalkritik und stellte den beschriebenen Zuständen erneut ein detailliertes Programm zur Schaffung eines modernen Opern- und Konzertbetriebs in Prag vor. Dabei machte er sich auch zum Sprecher der jungtschechischen Kritik an der räumlichen Enge des Interimstheaters und verlangte die Forcierung des Baus eines repräsentativen Theatergebäudes¹⁹.

¹⁵ Zum *Hlahol* vgl. Balthasar, Vladislav: Bedřich Smetana. Praha 1924, 104. – Srb-Debrnov, Josef: Smetanovy styky s Hlaholem [Smetanas Beziehungen zum Hlahol]. Dalibor 8 (1886) 176. – Pražák: Smetanovy spěvohry I, 22f. – Hostinský: Smetana 3. Zum *Sokol* vgl. Kruppa, Erika: Das Vereinswesen der Prager Vorstadt Smíchov 1850–1875. München 1992, 189f. – Zur *Umělecká beseda* vgl. Padesát let Umělecké besedy 1863–1913 [Fünfzig Jahre Umělecká beseda 1863–1913]. Hrsg. v. Hanuš Jelínek. Praha 1913. – Patera, Jaroslav: Smetana v Umělecké besedě [Smetana in der Umělecká beseda]. Listy Hudební matice 3 (1924) 271–280. – Hostinský: Smetana 3 und 12f. – Pražák: Smetanovy spěvohry I, 23f. – Zum wachsenden Einfluß der *Jungtschechen* auf das nationale Kulturleben vgl. Pešat, Zdeněk: Místo Sládkova Lumíru v rozvoji české literatury i ve sporech devadesátých let [Der Stellenwert von Sládeks Lumír für die Entwicklung der tschechischen Literatur und für die Auseinandersetzungen der neunziger Jahre]. In: Prameny české moderní kultury. Bd. 1. Praha 1988, 141–155. – Goll, Jaroslav: Několik vzpomínek [Einige Erinnerungen]. In: Padesát let 271 ff. – Garver: The Young Czech Party 116–120. – Besonders aufschlußreich ist das Verzeichnis der Funktionäre der *Umělecká beseda* in Padesát let LXIII–LXXII.

¹⁶ Smetana war von Oktober 1863 bis Juli 1865 Chormeister des *Hlahol*. – Teige, Karel: Skladby Smetanovy. Kommentovaný katalog všech skladeb mistrovských v chronologickém postupu [Smetanas Kompositionen. Das kommentierte Verzeichnis aller Meisterwerke in chronologischer Reihenfolge]. Praha 1893, 18. – Smetana: 1862–1883, 23./30. 10. 1863. – Ders.: 1861–1875, X/1863. – Bartoš: Smetana 105 und 110f. – Srb-Debrnov: Smetanovy styky 176. – Pražák: Smetanovy spěvohry I, 145. – Bartoš: Prozatímní divadlo 205f.

¹⁷ Smetana gehörte 1863–1865 und 1869/70 dem Vorstand der *Umělecká beseda* an und leitete ihre Musikabteilung. Padesát let LXIII–LXII. – Kurz nach ihrer Gründung verlangte diese Abteilung bereits in einem Memorandum die Berufung ihres Vorsitzenden zum Kapellmeister. Hostinský: Smetana 26f. – Bartoš: Prozatímní divadlo 277f. – Šilhan: Hudební odbor 86f. – Patera: Smetana 273f. – Pražák: Smetanovy spěvohry I, 59f.

¹⁸ Smetana, Bedřich: O našich koncertech [Über unsere Konzerte]. Slavoj 1 (1862). Zit. n. Hostinský: Smetana 16ff.

¹⁹ Smetana, Bedřich: Veřejný život hudební v Praze [Das öffentliche Musikleben in Prag]. Národní listy vom 24. 6., 15. 7. und 22. 7. 1864. Zit. n. Hostinský: Smetana 37–45.

Auf diese Weise wurde Smetanas Kampf um das Kapellmeisteramt zu einem Bestandteil des Ringens der Jungtschechen um die Führung in der Nationalbewegung²⁰. Smetana tat auch sonst viel, um sich ins Gespräch zu bringen: Er veranstaltete eine Reihe mit Abonnementskonzerten und trat mit wachsendem Erfolg als Dirigent und Pianist auf. Im Frühjahr 1866 gewann er mit seiner in Prag außerordentlich erfolgreichen Erstlingsoper *Die Brandenburger in Böhmen* den Harrach-Preis für die beste tschechische Oper. Entscheidend für seine Berufung an das Interimstheater am 15. September 1866 war jedoch die Übernahme der Leitung des Interimstheaters durch eine Betreibergesellschaft, in der erstmals die Jungtschechen die Mehrheit hatten²¹.

Nur wenn man sich des politischen Charakters dieser Entscheidung bewußt ist, wird das weitere Schicksal Smetanas bis hin zu seinem Aufstieg zum „Nationalkomponisten“ verständlich. Bis zum Ende der achtziger Jahre, in abgeschwächtem Maße sogar bis zur Staatsgründung 1918, war jeder Vorgang im tschechischen Gesellschaftsleben immer auch ein politisches Ereignis, war jede kulturelle Veranstaltung eine nationale Demonstration. Wie sehr die Nationalbewegung Politik und Kultur miteinander verzahnte, zeigte die wütende Debatte, die zu Beginn der siebziger Jahre darüber entbrannte, ob und welche spezifischen Merkmale für die tschechische Musik verbindlich sein sollten – ein Streit, der phasenverschoben in allen Kunstgattungen ausgefochten wurde. Neben persönlichem Konkurrenzkampf ging es dabei vor allem darum, eine Balance zu finden zwischen den konträren kulturpolitischen Stoßrichtungen des weltoffenen Kosmopolitismus und der sich gegen Fremdeinflüsse abschottenden Nationalkunst – zwei Extrempositionen, die sich nicht auf die einfache Formel von Progressivität und Fortschrittsfeindlichkeit reduzieren lassen. Vielmehr stellte das Spannungsfeld, das sich zwischen ihnen aufbaute, das dynamische Element der tschechischen Kunstentwicklung im 19. Jahrhundert dar²².

Dies war kein spezifisch tschechisches Phänomen: Die Nationalisierung der Musik war typisch für jene Nationen, die sich in Europa zwischen 1789 und 1920 herausgebildet haben. Eine ähnliche nationale Funktion wie Smetana bei den Tschechen hatten Verdi (Italien), Grieg (Norwegen), Wagner (Deutschland) und Bartók (Ungarn). Sogar die US-Amerikaner strebten Ende des 19. Jahrhunderts die Herstellung einer eigenen „Nationalmusik“ an, zu welchem Zweck sie Antonín Dvořák die Leitung des National Conservatory in New York übertrugen²³.

Die Vereinnahmung durch die Nationalbewegung des 19. Jahrhunderts wirkte sich auf die Kunst dieser Zeit sowohl positiv als auch negativ aus. Sie profitierte davon, daß die „verspäteten Nationen“ ihren Anspruch auf Eigenständigkeit vor allem durch

²⁰ Bartoš: Národní divadlo 153ff. und 170f.

²¹ Šubert, František Adolf: Národní divadlo v Praze. Dějiny jeho i stavba dokončena [Das Nationaltheater in Prag. Seine Geschichte und der Bauabschluß]. Praha 1881, 160–207. – Hostinský: Smetana 14–23 und 96–104. – Pražák: Smetanovy spěvohry I, 40, 46f., 60f. und 112. – Šilhan: Hudební odbor 86–91. – Bartoš: Prozatímní divadlo 103–106. – Patera: Smetana 277f. – Smetana: 1861–1875. – Ders.: 1862–1883. – Bartoš: Národní divadlo 122f.

²² Pešat: Místo 154f. – Hostinský: Smetana 4f.

²³ Anderson, Benedict: Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines erfolgreichen Konzepts. Frankfurt/M. 1991, 80.

kulturelle Leistungen zu untermauern suchten²⁴. Dadurch wurden neue Kräfte freigesetzt, größere Gestaltungsräume erschlossen und zusätzliche finanzielle Mittel bereitgestellt, die in dieser Zeit sonst wohl kaum für künstlerische Zwecke hätten genutzt werden können. Die Symbiose mit den Nationalbewegungen engte aber gleichzeitig den kreativen Spielraum der Kunst ein, da viele Kulturpolitiker die Künstler direkt für ihre nationalpolitischen Ziele einspannten, ihnen also die Form und den Inhalt ihres Schaffens vorschreiben wollten.

Bedeutende Kunst resultiert seit der Renaissance in der Regel aber nicht aus vorgegebenen Programmen. Vielmehr entspringt sie der schöpferischen Kraft einzelner Persönlichkeiten, die ihre Werke nicht selten im Widerspruch zu den gegebenen Tatsachen und vorgeschriebenen Verhaltensweisen entwickeln, weil ihnen daran gelegen ist, feststehende Wirklichkeitsbilder immer wieder in lebendigen Formen aufzulösen und neu zu gestalten, um Ursprüngliches im Gegenwärtigen, Selbst-Wahr-Genommenes im Allgemeinen zum Ausdruck zu bringen. Politische Ziele können dabei durchaus zu Antriebskräften oder Impulsgebern künstlerischer Arbeit werden, wenn sie mit persönlichen Erfahrungen im Einklang stehen; als bloße formale oder inhaltliche Forderungen vorgetragen, berühren sie jedoch schon deshalb nie den Gestaltungsgrund wirklicher Kunst, weil hier das Was (der Inhalt) und das Wie (die Form) so untrennbar miteinander verknüpft sind, daß erst infolge des Werkprozesses der Inhalt durch die Form und die Form durch den Inhalt Konturen gewinnen.

Deshalb ist es geradezu abwegig, wie dies in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts – unter extremen Bedingungen gerade aber auch in unserem Jahrhundert – geschehen ist, von den Künstlern Werke mit nationalem Charakter einzufordern und die Qualität ihrer Arbeiten daran zu messen, inwieweit sie dieser Forderung nachgekommen sind oder nicht.

Wie jede andere Kunstgattung kann auch die Musik *ihrem Wesen nach* nicht „national“ sein. Sie vermag lediglich *nebenher* zur Entwicklung und Etablierung einer nationalen Gesellschaft beizutragen. Da der Besitz einer eigenen Musikkultur eines der Elemente war, mit denen die Tschechen ihren Anspruch auf Gleichstellung mit den bereits etablierten Nationen zu bekräftigen suchten, betätigten sich die tschechischen Kompositionen automatisch als „Botschafter“ ihrer Nation, wenn sie Werke von internationalem Rang schufen, die auch im nichtslavisches Ausland Anerkennung fanden. Die übrigen europäischen Gesellschaften wußten Anfang der sechziger Jahre fast gar nichts über die Tschechen; oft wurden diese für Deutsche gehalten. Durch die Vermittlung der österreichischen Publizistik sahen die Westeuropäer sie als den kümmerlichen Rest eines untergegangenen Volkes an, das keine Existenzberechtigung mehr hatte. Wenn die Tschechen überhaupt zur Kenntnis genommen wurden, sah man herab auf ihre ländlichen Bräuche, die man mit primitiver Lebensform gleichsetzte, und ihre nicht an die Moderne angepaßte Sprache, die angeblich „für eine höhere Entwicklung ungeeignet“ war. So war die Ansicht weit verbreitet, die Germanisierung sei das Beste, was den Tschechen passieren könne²⁵. Vor diesem Hinter-

²⁴ Pražák: Smetanovy spěvohry IV, 286f. – Bartoš: Prozatímní divadlo 14. – Nejedlý: Smetana 61.

²⁵ Urban: Česká společnost 155ff. – Ders.: Otázka 10f. – Bartoš: Prozatímní divadlo

grund müssen die tschechischen Anstrengungen, die kulturelle Gleichwertigkeit ihrer Nation zu demonstrieren, gesehen werden. Gelungen ist das bis 1918 nur den Kompositionen von Smetana und Dvořák, die seit 1892 mit wachsendem Erfolg im Ausland aufgeführt wurden.

In den sechziger und siebziger Jahren wurde die Hauptaufgabe des tschechischen Musiklebens darin gesehen, einen Beitrag zur inneren Konsolidierung der Nation und zu ihrer Abgrenzung nach außen zu leisten. Infolge der politischen Ohnmacht der Nation fiel die Aufgabe, den Emanzipationsprozeß voranzutreiben, fast ausschließlich der Kultur zu. Das geschah in erster Linie durch den Ausbau Prags zur tschechischen Kulturhauptstadt, wobei regelmäßige Konzert- und Opernaufführungen eine entscheidende Rolle spielten.

Die Musik förderte die Entwicklung hin zur nationalen Identität vor allem durch den Aufbau eines breiten Repertoires an tschechischen Singspielen und Chören. Die Instrumentalmusik stand bis zur Uraufführung von Smetanas *Mein Vaterland* im Jahre 1882 ganz im Schatten der Vokalmusik, was vor allem daran lag, daß die „sprachlosen“ Musikformen nicht ohne weiteres für sich in Anspruch nehmen konnten, nationale Kunstwerke zu sein. Die Kulturpolitiker hatten deshalb an Opern und Chören das größte Interesse und gaben hier den Komponisten drei Muster vor: die große historische Oper, das volkstümliche Singspiel und den Männerchor. Um die Tonkünstler stärker zu motivieren, Werke dieser Art zu schaffen, setzte Graf Jan Harrach Anfang 1861 zwei Preise in Höhe von je 600 Gulden für die Komposition der besten historischen bzw. volkstümlichen (*prostonárodní*) Oper aus²⁶.

Der historischen Oper wurde die Aufgabe zugeteilt, Ereignisse aus der von den Tschechen vereinnahmten Geschichte des Königreiches Böhmen darzustellen, um auf diese Weise zur Entwicklung der nationalen Identität beizutragen. Von den zweiundvierzig Opern mit tschechischen Libretti, die zwischen 1862 und 1884 in Prag zur Aufführung gelangten, behandeln aber nur neun ein Thema aus der böhmischen Geschichte oder Mythologie. Da aber die Qualität und der Erfolg dieser Werke insgesamt nur gering waren, haben sie zur Entwicklung und Etablierung der Nationalgeschichte kaum etwas beigetragen²⁷.

Dagegen entwickelte sich die volkstümliche Oper zum bevorzugten Genre des tschechischen Musiktheaters, wobei Smetanas *Verkaufte Braut* zum Prototyp dieser Kunstgattung wurde. Im Sog ihres Erfolges – sie erlebte 1882 bereits ihre hundertste und 1927 die tausendste Prager Aufführung – entstanden viele Werke von ähnlichem Zuschnitt²⁸. Der Aufstieg dieses Werks zum Leitbild für die tschechische Opern-

16. – Garver: *Young Czech Party* 9f. – Rosdolsky, R.: Friedrich Engels und das Problem der geschichtslosen Völker. *Archiv für Sozialgeschichte* 4 (1966) 87–282.

²⁶ Der Text der Ausschreibung ist abgedruckt in *Kritické dílo Bedřicha Smetany 1858–1865* [Das kritische Werk Bedřich Smetanas 1858–1865]. Hrsg. v. V. Jarka. Praha 1948, 26f. – Zu den Schwierigkeiten bei der Funktionalisierung von Instrumentalmusik im nationalen Sinne vgl. Vít, Petr: *Hudba v programu českého národního hnutí doby předbřeznové a po Říjnovém diplomu* [Die Musik im Programm der tschechischen Nationalbewegung im Vormärz und nach dem Oktoberdiplom]. In: *Povědomí tradice v novodobé české kultuře*. Doba Bedřicha Smetany. Praha 1988, 54–64.

²⁷ Pražák: *Smetanovy spěvohry* passim. – Hostinský: *Smetana* 94f.

²⁸ Pražák: *Smetanovy spěvohry* I, 190f., IV, 116f. – Nejedlý: *Smetana* 145, 153–158.

komposition hat das Übergreifen der Auseinandersetzungen über das Wesen der nationalen Kunst von der Literatur auf die Musik begünstigt²⁹.

Die Dominanz des volkstümlichen Elements in der Kunst war von Anfang an eine der beiden heiß umstrittenen Grundpositionen innerhalb der kulturpolitischen Richtungskämpfe, die bereits 1836 nach dem Erscheinen von Karel H. Máchas Gedichtband *Máj* aufgeflammt, infolge der Revolution von 1848 zunächst aber wieder in den Hintergrund getreten waren. Seitdem schwelte dieser Meinungsstreit in der tschechischen Gesellschaft, bis er Ende der sechziger Jahre erneut ausbrach und nun in der Presse mit großer Heftigkeit ausgetragen wurde. Erst in den achtziger Jahren konnten sich immer mehr die Befürworter einer weltoffenen Kunstauffassung durchsetzen. In dem Maße, wie sich die tschechische Gesellschaft wirtschaftlich, sozial und politisch konsolidierte, fand sie zunehmend zu einer Selbstverständlichkeit, die es ihr ermöglichte, sich auch auf kulturellem Gebiet für die internationalen Entwicklungen zu öffnen. Ein wichtiger Meilenstein auf diesem Weg war die Veröffentlichung des *Manifestes der Tschechischen Moderne* im Jahre 1895³⁰.

Der Streit über die Gestaltungsgrundlagen der tschechischen Musik war Teil dieser allgemeinen Auseinandersetzung. Die „Isolationisten“ wollten den besonderen Charakter der tschechischen Musik stärken, um sie vor „Überfremdung“ zu schützen; Einflüsse von außen hielten sie nur dann für zulässig, wenn sie aus einer anderen slavischen Kultur stammten. Ihre Gegner, für die es nur eine einzige „Weltkunst“ gab, verfolgten statt dessen das Ziel, die tschechische Musik dem westeuropäischen Niveau anzupassen. Das war aber nur möglich, wenn sich die Komponisten gegenüber allen wichtigen Neuerungen im Musikleben offen zeigten. Das brachte ihnen seitens der „Nationalpuristen“ den Vorwurf ein, nach einer „kosmopolitischen“ Kunst zu streben und die Nation in ihrer Entwicklung hin zur Eigenständigkeit zu behindern. Die Vertreter des Modells einer offenen Kultur wollten aber gerade umgekehrt durch die Produktion von Kunstwerken internationalen Ranges zeigen, daß die Tschechen in dieser Hinsicht ein gleichwertiges Mitglied in der Gemeinschaft der europäischen Kulturnationen wären. Die konsequente Abschottung des Musiklebens hätte dagegen nur zu einem abgestandenen Provinzialismus und zur Bestätigung des weitverbreiteten Vorurteils geführt, daß die Tschechen zu herausragenden Kunstleistungen nicht fähig seien³¹.

Die Vorstellung, daß die Tschechen ohne jeglichen Einfluß von außen eine nur ihrem Wesen entsprechende Hochkultur entwickeln müßten, hatte ihre Wurzeln im Denken Johann Gottfried Herders, der in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts davon ausgegangen war, alle Menschen, die über eine gemeinsame Muttersprache ver-

²⁹ Kritické dílo 26f. – Pražák: Smetanovy svěhovhy I, 92ff.

³⁰ Helfert: Die schöpferische Entwicklung 112f. – Vít: Hudba 60f. – Viktora, Viktor: Česká literatura v souvislosti 80. a 90. let 19. století [Die tschechische Literatur im Zusammenhang der 80er und 90er Jahre des 19. Jahrhunderts]. Sborník referátů druhého Symposia o českém architektu, staviteli, zakladateli nadání a podporovateli věd a umění Josefu Hlávkoví. Bd. 1. Praha 1990, 81–86. – Urban: Česká společnost 132ff.

³¹ Helfert: Die schöpferische Entwicklung 108f. – Garver: The Young Czech Party 368, Anm. 10.

fügten, seien auch Teil desselben *Volkes*. Jede dieser Gemeinschaften hatte seiner Meinung nach einen Anspruch darauf, sich in einem eigenen Staatswesen, dem *Nationalstaat*, frei entfalten zu können. Denn für Herder besaß jedes Volk einmalige Voraussetzungen für eine eigenständige Entwicklung. Dazu gehörten neben der Sprache auch die unterschiedlichen geographischen, klimatischen, genetischen und historischen Gegebenheiten. Der aus all diesen Faktoren gemeinsam bestehende „code“ sollte schließlich bestimmend dafür sein, welchen spezifischen historischen Auftrag eine Nation zu erfüllen hatte. Der Menschheitsgeschichte lag nach Herders Ansicht ein göttlicher Plan zugrunde, zu dessen Verwirklichung jedes Volk durch seine nationale Eigenart einen Beitrag zu leisten hatte. Dadurch blieb sein Eigenwert unabhängig von der erreichten kulturellen Entwicklungsstufe, weil diese jetzt nur den zeitlichen Abstand bis zum Eintritt jener Phase verdeutlichte, in der es selbst dazu in der Lage sein würde, gestaltend in den Geschichtsprozeß einzugreifen. Das Bewußtsein, eine historische Mission zu besitzen, die von keiner anderen sprachlich-kulturellen Gemeinschaft übernommen werden konnte, erhöhte das Selbstwertgefühl der Ethnien, die noch um ihre Anerkennung als Nation kämpfen mußten. Das galt besonders für die slavischen Völker, denen, wie Herder in seinem „Slavenkapitel“ erläutert hatte, die Zukunft gehören werde, weil seiner Meinung nach die europäischen Nationen, die bislang eine führende Rolle gespielt hatten, schon bald von der Bühne abtreten würden³².

Diese Ideen haben die „Erwecker“ – und hier vor allem Dobrovský, Kollár und Šafařík – den Tschechen vermittelt. Von Palacký und Havlíček ist daraus dann eine Art Naturrecht auf staatliche Selbständigkeit für ihre Nation konstruiert worden. Zur Durchsetzung dieses Anspruchs griff die tschechische Politik zwar bis zur Jahrhundertwende hauptsächlich auf den Staatsrechtsgedanken zurück, der Inhalt des tschechischen Nationalbewußtseins war aber in viel stärkerem Maße von den Vorstellungen Herders geprägt. Das wird nicht zuletzt durch den Aufwand deutlich, mit dem die Erforschung der sprachlich-kulturellen Besonderheiten und deren Propagierung im Rahmen des Nationsbildungsprozesses betrieben wurden³³.

Das isolationistische Kulturmodell war also die Folge der Übertragung von Herders Ideen auf die Kunst. Indem man davon ausging, daß jede Nation über ein eigenes Potential für eine kulturelle Leistung verfüge, die nur von ihr erbracht werden könne und für die Weltkultur unverzichtbar sei, gelangte man fast automatisch zu der Schlußfolgerung, jedes Volk habe diesen seinen ganz spezifischen Beitrag zu leisten und dürfe nicht wiederholen, was andere Nationen schon vor ihm geschaffen hatten. Für Herder waren vor allem die Gesänge, Erzählungen und Tänze eines Volkes der Schlüssel zu seiner Kultur. Er sah darin das „Archiv des Volkes“, in dem sich sein Charakter, seine Empfindungen und seine Geschichte widerspiegeln. Die Vor-

³² Sundhausen, Holm: Der Einfluß der Herderschen Ideen auf die Nationsbildung bei den Völkern der Habsburger Monarchie. München 1973, 26–53.

³³ Sundhausen: Einfluß 33f. – Masaryk, T. G.: Die Weltrevolution. Erinnerungen und Betrachtungen 1914–1918. Berlin 1925, 517 und 524. – Renner, Hans: Studien zum tschechischen Frühnationalismus. Motivationen, Anfänge und Initiatoren der tschechischen Wiedergeburt. Erlangen-Nürnberg 1974, 241.

denker der tschechischen Nationalbewegung leiteten daraus die Vorstellung her, daß die Erforschung der Volkskultur die Voraussetzung für die Entwicklung der eigenen nationalen Identität sei und die Kunst einer Nation die für sie spezifischen volkstümlichen Elemente zu verarbeiten habe³⁴.

Zu Beginn der sechziger Jahre war es die unumstößliche Meinung aller maßgeblichen tschechischen Kulturpolitiker, daß sich die Entwicklung der nationalen Musik an den Volksliedern orientieren müsse³⁵. Sie wurden darin unterstützt von den vielen mittelmäßigen Tonsetzern und komponierenden Dilettanten, die das Aufblühen der tschechischen Gesellschaft zutage förderte. Diese wollten die Nachahmung slawischer Volkslieder zum Primat der tschechischen Kunstmusik erheben. Die Führer der Nationalbewegung waren damit einverstanden, ging es ihnen doch nicht um die Förderung der Kunst an sich, sondern um ein zusätzliches Propagandamittel. Durch die Symbiose mit der nationalen Politik beherrschte die provinzielle Kunstauffassung, die sich an der Volksmusik orientierte, bereits Anfang der sechziger Jahre derart die Kunstszenen, daß jene Komponisten, die einen internationalen Standard forderten, fast zwei Jahrzehnte benötigten, um ihre Vorstellungen durchsetzen zu können³⁶.

Das hing nicht zuletzt damit zusammen, daß sich im Herbst des Jahres 1871 die Träume der Tschechen von einer Wiederherstellung des böhmischen Königreichs im letzten Moment zerschlagen hatten und sich die föderalistischen Tendenzen seitdem wieder verstärktem Druck aus Wien ausgesetzt sahen. In dieser schwierigen, von Enttäuschung und Kleinmut geprägten Situation schraubte die tschechische Gesellschaft ihre kulturpolitischen Absichten wieder stark zurück. Die enggefaßten und provinzialistischen Ziele, die in Konkurrenz zum deutschen Kulturleben in Prag entwickelt worden waren, gewannen wieder an Attraktivität, da sie leichter zu erreichen waren als das kulturelle Niveau der etablierten europäischen Nationen³⁷.

Die starken Spannungen, die in diesen Jahren die tschechische Gesellschaft beherrschten, entluden sich immer wieder auch in endlosen Wortgefechten über die Grundlagen einer nationalen Opernproduktion. Die Auseinandersetzungen über den Charakter der Nationalmusik, die zu Beginn der sechziger Jahre in den Salons und Kasinos geführt worden waren, wurden nun von zwei kulturpolitischen Lagern in verschärfter Form über die Presse ausgetragen, wodurch sie zur Angelegenheit der seit 1860 immer intensiver kommunizierenden nationalen Öffentlichkeit wurden³⁸.

³⁴ Sundhausen: Einfluß 29–43.

³⁵ Nejedlý und Pražák vermitteln den Eindruck, als hätten die Altschechen den Primat des Volksliedes vertreten, während die Jungtschechen für eine weltoffene Kunst eingetreten seien. Das stellt eine grobe Vereinfachung dar. Die Grenze verlief vielmehr quer durch die Parteien und auch durch die *Umělecká beseda*. Garver: The Young Czech Party 65f. – Pešat: Místo 141f. und 148. – Urban: Česká společnost 362f. – Viktora: Česká literatura 83. – Vít: Hudba 57.

³⁶ Pražák: Smetanovy spěvohry I, 70ff. – Sundhausen: Einfluß 139, Anm. 555–559. – Pečman, Rudolf: Obrozené myšlenky o slovanském zpěvu [Gedanken im Rahmen der Wiedergeburt über den slavischen Gesang]. In: Svazky – vzťahy – paralely. Ruská a česká hudba. Brno 1973, 123–126. – Vít: Hudba 57. – Helfert: Die schöpferische Entwicklung 111–114.

³⁷ Bartoš: Národní divadlo 232f. – Bartoš: Prozatímní divadlo 293.

³⁸ Vít: Hudba 60f. – Hostinský: Smetana 152f. und 286f. – Bartoš: Prozatímní divadlo

Erst als diese Debatte Mitte der siebziger Jahre in einer Diskussion über die Gestaltungsprinzipien der tschechischen Kunst insgesamt aufging, flauten die Richtungskämpfe im Musikbereich allmählich ab. Das lag daran, daß im Mittelpunkt dieser Diskussion von Anfang an literarische Fragen gestanden hatten; allein die an Reibungsflächen reiche Persönlichkeit und das engagierte Wirken Smetanas machten den Streit über das tschechische Musikleben für vier Jahre zu einem Gegenstand öffentlichen Interesses. Smetanas Rücktritt vom Kapellmeisteramt und sein Fortgang aus Prag entzogen dieser ganz auf ihn zugeschnittenen Kontroverse ihre Grundlage; eine derart beherrschende Stellung im Kulturbetrieb der böhmischen Hauptstadt erreichte in den folgenden Jahren kein anderer Musiker mehr³⁹.

Mit der gesundheitlich bedingten Aufgabe seiner Leitungstätigkeit an der Oper des Interimstheaters am 31. Oktober 1874 – Smetana war binnen drei Monaten völlig ertaubt – schien seine Karriere beendet zu sein. Doch es kam anders. Die plötzliche Krankheit, der Verlust der hart erkämpften beruflichen und gesellschaftlichen Stellung sowie der von materieller Not erzwungene Rückzug aufs Land machten Smetana zur tragischen Figur. Seine Fähigkeit, trotzdem weiterzukomponieren, trug ihm bald die Anerkennung als Genie ein – der Vergleich mit Beethoven drängte sich geradezu auf. Seine Freunde und Bewunderer nutzten diese Ausgangsbasis für eine Kampagne, die Smetana an zentraler Stelle im nationalen Bewußtsein verankern sollte. Sie konnten dabei auf den unbestreitbaren Aufschwung verweisen, den das Prager Musikleben während seiner Kapellmeistertätigkeit genommen hatte⁴⁰. Otakar Hostinský verlieh ihm darüber hinaus die Aura eines Märtyrers, indem er einen direkten Zusammenhang zwischen der von einem Nervenleiden ausgelösten Ertaubung und den jahrelangen permanenten groben Attacken auf Smetana herstellte⁴¹.

Smetana profitierte auch von der sich seit dem Tode Palackýs im Jahre 1876 abzeichnenden Versöhnung zwischen Jung- und Altschechen. Deren 1873 offen ausgebrochener Streit hatte sich nachteilig auf das kulturelle Leben der Tschechen in Prag ausgewirkt⁴². Die Erfolge, die seit 1879 aus der Beteiligung an der Regierungspolitik resultierten, riefen bei den Tschechen ein Gefühl der nationalen Stärke hervor, das sich in symbolischer Form zu artikulieren suchte. Dieser Wunsch, das gestiegene Selbstbewußtsein in herausragenden nationalen Leistungen zu spiegeln, war eine wichtige Voraussetzung für Smetanas Aufstieg zum „Nationalkomponisten“.

Dieser Prozeß wurde von seinen in der *Umělecká beseda* konzentrierten Anhängern gesteuert. Deren Musikabteilung veranstaltete zahlreiche Konzerte und Vortragsabende, die vorrangig der Verbreitung von Smetanas Werken und Ideen dienten⁴³. Auch hier war Otakar Hostinský, der den Komponisten während des „Opernkampfes“ gemeinsam mit Jan Neruda und Ludevít Procházka in den Zeitschriften *Dalibor* und *Lumír* verteidigt hatte, die treibende Kraft. Hostinský, der 1883 zum

302ff. – Pečman: Obrozenské myšlenky 125. – Helfert: Die schöpferische Entwicklung 114.

³⁹ Vít: Hudba 60f. – Urban: Česká společnost 362f. – Bartoš: Prozatímní divadlo 315.

⁴⁰ Bartoš: Prozatímní divadlo 317. – Pražák: Smetanovy spěvohry III, 260.

⁴¹ Hostinský: Smetana 307. – Smetana: 1861–1875.

⁴² Pražák: Smetanovy spěvohry III, 157, 168–72.

⁴³ Padesát let LXXIII. – Šilhan: Hudební odbor 106ff. und 169. – Hostinský: Smetana 13.

Professor für Ästhetik an die Karls-Universität berufen wurde, hat sich bis zu seinem Tod im Jahre 1910 immer wieder darum bemüht, der Person und dem Werk Smetanas Geltung zu verschaffen. Wenn ihn dabei auch andere Freunde des Komponisten unterstützt haben, so muß doch Hostinský als der eigentliche Urheber des Mythos von Smetana als dem „Begründer der tschechischen Nationalmusik“ angesehen werden. Er hat ihn zum Symbol für den musikalischen Fortschritt erhoben und unermüdlich für dessen Kunstauffassung geworben, die er freilich auch mit seinen eigenen Ideen anreicherte⁴⁴.

Die Weichen dafür, daß ihn seine Anhänger zum „Nationalkomponisten“ stilisieren konnten, hat Smetana mit seinem Spätwerk gestellt. Bis auf die letzte Oper *Die Teufelswand* fanden alle seine Stücke, die zwischen 1875 und 1884 uraufgeführt wurden, beim Publikum begeisterte Aufnahme⁴⁵. Dadurch stieg sein Ansehen als Komponist in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre bereits so sehr, daß die gesellschaftlichen Ehrungen immer mehr zunahmen; Smetana wurde Ehrenbürger zahlreicher Gemeinden, viele nationale Vereine erklärten ihn zu ihrem Ehrenmitglied, und 1880 feierte seine Geburtsstadt Leitomischl ihren berühmten Sohn mit der Enthüllung einer Gedenktafel⁴⁶.

Die Erfolge der achtziger Jahre, insbesondere die Einweihung beider Nationaltheatergebäude mit seiner Oper *Libuše*, brachten Smetana den endgültigen Durchbruch. Nach dem Triumph, den er 1881 mit dieser nationalen Festoper hatte feiern können, sah er sich bereits als „Nationalkomponist“⁴⁷. Smetanas gestiegene Popularität zeigte sich auch an der Feier der hundertsten Aufführung der *Verkauften Braut* am 5. Mai 1882, der Gründung der *Gesellschaft der Smetana-Verehrer* im selben Jahr⁴⁸ und der offiziellen Ernennung zum Komponisten des Nationaltheaters 1883⁴⁹. Entscheidenden Anteil daran, daß Smetana bereits zu Lebzeiten in die Rolle des „Nationalkomponisten“ hineinwachsen konnte, hatte schließlich der Zyklus *Mein Vaterland*, der als Gesamtstück erstmals am 5. November 1882 zur Aufführung gelangte⁵⁰.

Das nationale Pathos, das diese sechs sinfonischen Dichtungen, aber auch die Opern *Die verkaufte Braut* und *Libuše* tschechischen Zuhörern heute noch vermitteln, hat Smetana zu einem Symbol werden lassen für das moderne tschechische Kunstschaffen. Mit diesen drei Werken erfüllte er die beiden Hauptforderungen, die von der Nationalbewegung an die Entwicklung der neuen Hochkultur gerichtet wurden: sie standen auf einem hohen künstlerischen Niveau und brachten gleichzeitig im höchsten Maße nationale Inhalte zum Ausdruck.

Die verkaufte Braut vermittelte den nach ihren Wurzeln suchenden Prager Intellektuellen eine romantische Verklärung des Lebens auf dem Lande, wo sich ihrer

⁴⁴ Ottův slovník naučný. Ilustrovaná encyklopaedie obecných vědomostí. Bd. 11. Praha 1889–1943, 676. – Československý biografický slovník. Praha 1992, 232.

⁴⁵ 1875: *Vyšehrad* und *Moldau*; 1876: *Aus Böhmens Hain und Flur* sowie *Der Kuß*; 1877: *Šárka*; 1878: *Das Geheimnis*; 1879: Streichquartett Nr. 1 *Aus meinem Leben*; 1880: *Tábor* und *Blaník*; 1881: *Libuše*; 1882: Der gesamte Zyklus *Mein Vaterland*; 1884: Streichquartett Nr. 2 und *Prager Karneval*. – Bartoš: Prozatímní divadlo 383–396.

⁴⁶ Pražák: Smetanovy spěvohry IV, 25 ff. – Bartoš: Smetana 105 und 110 f.

⁴⁷ Ebenda 301.

⁴⁸ Šilhan: Hudební odbor 105 f.

⁴⁹ Šubert: Národní divadlo, Anhang.

⁵⁰ Bartoš: Smetana 319 f.

Ansicht nach die tschechische Eigenart über die gesamte dreihundert Jahre dauernde Zeit der nationalen „Finsternis“ hinweg unverfälscht hatte erhalten können.

Mit *Mein Vaterland* brachte Smetana den Anspruch der Tschechen auf Böhmen, seine Geschichte und seine Landschaften, durch die Musik für jedermann verständlich zur Sprache: Das Klangbild *Vyšehrad* beschreibt das Burgleben zur Zeit der mythischen Begründer des Přemyslidengeschlechts. Das zweite Tongedicht schildert den Lauf der *Moldau* durch Böhmen von der Quelle bis zur Mündung. *Šárka* erzählt die Geschichte einer tschechischen Amazone, die in den Wäldern südlich der noch jungen Burg Vyšehrad ihr Unwesen getrieben haben soll. *Aus Böhmens Hain und Flur* ist eine Hommage an die heimatliche Natur und Landschaft. *Tábor* schildert den Untergang des Hussitenheeres in der Schlacht von Lipany, das der Sage nach aber nicht vernichtet wurde, sondern sich in den Berg *Blaník* retten konnte, wo es seitdem überdauert, um in der Stunde der höchsten Not unter Führung Wenzels des Heiligen die Heimat zu retten; im Schlußsatz der sinfonischen Dichtung hört man diese Streitmacht heranziehen.

Ausdrucksvollstes Manifest nationaler Zuversicht, das die tschechische Kunst hervorgebracht hat, und Höhepunkt der gleichnamigen Festoper ist die Prophezeiung der *Libuše*:

Und weiter? Das verhüllt dem Aug' ein Nebelschleier / und vieles bringt er dem betrübten Blicke, / düst're Geheimnisse – Verdammnis! / Doch was sich auch begeben mag, / das fühl' ich in der Seele tiefsten Tiefen: / Mein teures Tschechenvolk wird niemals untergeh'n, / der Hölle Schrecken wird es glorreich Sieger sein!

Smetana hat nicht nur im Rahmen der Nationalbewegung an führender Stelle das tschechische Musikleben mitorganisiert, sondern mit seiner Musik auch zur Entwicklung einer neuen, nationalen Gefühlslage beigetragen, die den Rahmen für die Konsolidierung der tschechischen Gesellschaft am Ende des 19. Jahrhunderts gebildet hat. Durch den Erfolg einiger seiner Werke im Ausland trug er außerdem maßgeblich zur internationalen Anerkennung der Existenz einer tschechischen Nation bei. Ungeachtet der Tatsache, daß Smetanas Rolle bei der „Begründung der tschechischen Musik“ vorrangig von seinem Streben nach beruflichem Erfolg und sozialer Absicherung geprägt war, wurde er von der tschechischen Politik vereinnahmt und von seinen Anhängern zum nationalen Symbol stilisiert.

Eine solche Symbiose von Politik und Kunst war nur möglich, weil sich in der Zeit zwischen Oktoberdiplom und Staatsgründung die Massenphase der Nationalbewegung mit der Hochphase der musikalischen Romantik deckte. Denn allein diese Art von Musik konnte das nationale Pathos angemessen vermitteln.

Während des Ersten Weltkrieges mobilisierte die tschechische Nation all ihre Kräfte – auch die der Kunst – für das Ziel der Eigenstaatlichkeit. Da die österreichischen Behörden andere nationale Kundgebungen nicht zuließen, entwickelten sich Smetanas Kompositionen aufgrund der mit ihnen transportierbaren Inhalte zu einem zentralen Propagandamittel für die tschechische Bewegung. In diesen Jahren etablierte sich Smetana endgültig als „Nationalkomponist“, und seine Musik wurde ein fester Bestandteil des tschechischen Nationalbewußtseins⁵¹.

⁵¹ Nejedlý: Smetana 77f.

SCIENCE AND POLITICS: THE RISE AND FALL OF THE CZECHOSLOVAK ACADEMY OF SCIENCES

By Stanley B. Winters

For forty years, from 1952 to 1992, the Czechoslovak Academy of Sciences bestrode research and scholarship in Czechoslovakia like a colossus. Close links with the highest echelons of the Communist Party of Czechoslovakia assured it ample funds and enviable prestige after the style of its archetype, the Soviet Academy of Sciences. The privileges accorded its elite, the "academicians" and their staffs, enabled it to recruit the best and brightest talents. Dubbed the country's "supreme scientific institution" in the laws creating it, the Academy (*Československá akademie věd: ČSAV*) was assigned the mission of providing the scientific know-how to build a socialist society according to goals set by the Communist Party. It was to assist the Party, the State, and their economic and social organs in reaching those goals and to systematically improve "the material and cultural standards of the working people in particular".¹

Despite its imposing facade, the ČSAV was criticized by persons outside its ranks and even by some of its members as bloated, inefficient, and wasteful, an enclave of hierarchical privilege that violated true socialist ideals. After August 1968 and the onset of "normalization," research workers who refused to endorse the Soviet-led Warsaw Pact invasion were dismissed in widespread purges or emigrated. They were replaced by party hacks and opportunists, or by young scientists to whom employment in their professions was their first priority. When the communist monopoly on power was shattered in November 1989, the ČSAV's budget, personnel, and programs were progressively curtailed under a new government oriented toward a market economy and private property, and away from public subsidies of cultural and educational institutions.

On 1 January 1993, Czechoslovakia was divided into two sovereign states. The ČSAV was dissolved as a formal country-wide organization and the Czech and Slovak Academies became legally independent of each other, as they had been in their operations for many years. One part became the Academy of Sciences of the Czech Republic (AV ČR), encompassing Bohemia, Moravia, and Silesia, the other remained the Slovak Academy of Sciences (SAV) of the Slovak Republic. As will be discussed here, politics created the ČSAV, and politics buried it. The potent influence of politics upon Czech science and scholarship long antedated the founding of the ČSAV, however. Their development since the late nineteenth Century shows this influence in the fabric of their research establishments.

¹ See Czechoslovak Academy of Sciences 1987: Information Handbook. Prague 1987, 9–10.

The first Czech Academy of Sciences and Arts

The first genuinely Czech national scientific institution was the Academy of Sciences of Emperor Franz Josef for the Sciences, Literature and the Arts (*Česká akademie pro vědy, slovesnost a umění císaře Františka Josefa*: ČAVU). It was chartered in 1890 and inaugurated in Prague in May 1891. Founded in an era of rising nationalism, it was overwhelmingly a Czech institution; only a handful of Germans and other non-Czechs were ever elected to it, and then only as foreign members. In granting the Czechs an academy of sciences, the imperial Austrian government played a political card, much as it had done in 1872, when it had chartered the Kraków Academy of Learning to win Galician Polish support in the central parliament in Vienna². In the 1880s, leaders of the moderate, respectable Old Czech Party campaigned for the establishment of an academy of sciences. The government reluctantly agreed that their request would help the party's chances in forthcoming elections to parliament, thereby assuring a negotiated settlement to the Czech-German nationality strife in Bohemia. When the vociferous nationalistic rival Young Czechs defeated the Old Czechs in the elections of March 1891, the government lost its gamble. Negotiations for a Bohemian compromise fizzled out in the face of Young Czech opposition³.

The ČAVU was dominated by Old Czechs for several decades, some of them prominent party members like the economist Professor Albín Bráf and the philanthropist and architect Josef Hlávka, the Academy's founding president⁴. These men resisted basic organizational changes such as adding a fifth class of membership for applied scientists, engineers, and technologists⁵. (The four original classes were: I – history, law, social sciences; II – natural sciences, mathematics, medicine; III – philology, literary history and criticism; IV – fine arts, sculpture, music, architecture.) They also rejected proposals that the ČAVU form specialized institutes that would systematize research and widen the network of scientists participating in projects. Acceptance of these proposals would have brought it closer to the concept of a national academy advanced in the 1860s by the eminent Czech physiologist and theoretician Jan Evangelista Purkyně⁶.

The regular of full members of the Academy, its upper stratum, and the associate

² Orton, Lawrence D.: The Role of Kraków's Academy of Learning in the Intellectual and National Life of Partitioned Poland. *East Central Europa* 9/1–2 (1982) 110–123.

³ Kann, Robert A.: Das Nationalitätenproblem der Habsburgermonarchie. Zweite, erweiterte Auflage, Bd.1. Graz-Köln 1964, 193–195. – Urban, Otto: Česká společnost 1848–1918. Praha 1982, 391–400. – Kořálka, Jiří: Tschechen im Habsburgerreich und in Europa 1815–1914. München 1991, 152–157.

⁴ Beran, Jiří: Vznik České akademie věd a umění v dokumentech. *Práce z dějin československé akademie věd*, Seria 2B. Praha 1989, 1–83, here 44–57. After Hlávka, only one of the six presidents of the ČAVU was a natural scientist (Karel Vrba, a mineralogist).

⁵ Levora, Josef: Snahy o založení technické akademie. *Archivní zprávy ČSAV* 7/7 (1975) 24–40; 8/8 (1976) 31–41. For an overview, see Winters, Stanley B.: Josef Hlávka, Zdeněk Nejedlý, and the Czech Academy of Sciences and Arts, 1891–1952. *Minerva* 32/1 (1994) 53–78.

⁶ Purkyně, Jan E.: *Sebrané spisy*. Vol. 9: Věda, výchova, společnost. Studie a úvahy. Ed. Vladislav Krůta and Zdeněk Hornof. Praha 1965, 88–89. On the context of Purkyně's proposal, see Janko, Jan/Štrbáňová, Soňa: *Věda Purkyňovy doby*. Praha 1988.

members below them, were imbued with the nineteenth-century Central European tradition that exalted the male gymnasium and university professoriate as authority figures, especially in the natural sciences, law, and government⁷. Numerous professors served as expert advisors to government bodies or high civil servants, or as deputies in crown land diets and parliament. But the Academy's members denied comparable status to specialists in the applied sciences and technology, who put existing knowledge into practice but published little and did no theoretical research. The first woman elected, and as a foreign member, was Mme. Marie Curie in 1908. Until the Academy's demise, only eight other women were elected out of 870 members altogether. The Academy's original By-Laws did not exclude women, but not until 1923 was their co-eligibility with men specified.

Between the Wars

The new Czechoslovak state faced daunting economic, social, and technical problems. Neither the Academy (renamed the Czech Academy of Sciences and Arts: ČAVU) nor the universities had the resources or structures to deal with them fully. It rested with the government to create specialized institutes in fields such as forestry, hydrology, meteorology, public health, geophysics, and even Slavistics. These institutions were staffed by experts whose appointments sometimes had to be approved by leading politicians in the governing coalition of the moment. Few members of the Academy were associated with these new institutes. In January 1920, the National Assembly established the Masaryk Academy of Work (*Masarykova akademie práce*) as an independent, self-governing institution in Prague authorized to "organize technological work" for the public benefit⁸.

The Masaryk Academy of Work soon became the largest and most important agency of engineers and applied scientists in the country. Ironically, the man after whom it was named, and who endowed it with a gift of 1-million crowns, Tomáš G. Masaryk, who had been a professor of philosophy since 1882 at the Czech University in Prague, was twice denied election to the ČAVU before 1914. This probably was due to his unconventional social and political activism and strong criticism of Habsburg Austrian domestic and foreign policy. Four days before Masaryk was sworn as Czechoslovakia's first president on 14 November 1918, the Academy elected him an honorary member.

The Czech Academy of Sciences and Arts remained as it had begun: an honorific learned society that recognized distinguished achievement, provided a forum for

⁷ Havránek, Jan: Nineteenth Century Universities in Central Europe: Their Dominant Position in the Sciences and Humanities. In: *Bildungswesen und Sozialstruktur in Mitteleuropa im 19. und 20. Jahrhundert*. Ed. V. Karady and W. Mitter. Köln-Wien 1990, 9–26.
– Mc Clelland, Charles E.: To Live for Science: Ideals and Realities at the University of Berlin. In: *The University and the City: From Medieval Origins to the Present*. Ed. Thomas Bender. New York 1988, 181–197.

⁸ Zpráva o činnosti Masarykovy akademie práce podaná k oslavě X. výročí trvání Československé republiky. Ed. Emil Ženatý. Praha 1929, 31. – Paďourěk, Jan: Snahy o organizování praxe československých inženýrů v USA (20. a 30. léta 20. století). *Dějiny věd a techniky* 25/3 (1992) 129–139.

members in traditional disciplines, and helped disseminate the results of their research. It never made the transition to the modern research-oriented academy of sciences that Purkyně had envisioned. It lacked laboratories and similar facilities; it maintained only the rudiments of a library and office until 1936, when its library merged with the National Library and the University Library in the Klementinum⁹. The geographic outreach of the ČAVU was limited because its regular and associate members were required to live in Prague or nearby, else they could only be corresponding members. The Academy's income from the government's budget and its endowments was reduced during the economic depression of the 1930s¹⁰. Few of its members served in governmental or elective office between the wars, when professional politicians ruled the parties with an iron hand. One exception was Bohumil Němec, professor of plant physiology at Charles University, a regular member of the Academy since 1908. He served as a senator from the party of National Democracy, headed the National Research Council, and was active as a representative of Czech science on international scientific bodies¹¹. In 1935, after Masaryk's abdication, he became a candidate to succeed him against Foreign Minister Edvard Beneš¹². Most politically conscious members of the ČAVU belonged, like Němec, to conservative or centre-rightist parties. Not surprisingly, the ČAVU was attacked as an aristocratic remnant from Habsburg times by left-wing critics in the Social Democratic and Czechoslovak National Socialist parties.

Representation from Moravia and Slovakia

Scientists and scholars from Moravia and Slovakia were barely represented in the ČAVU before 1918. They could only hold corresponding memberships unless they moved to Prague, and this held true after 1918 also. The Academy under the new state therefore perpetuated the original concept of the Habsburg Austrian government, that the ČAVU would be regional, not national, in scope. Before 1918, Moravia had a technical institute but lacked a university. Most of the 29 Moravian members before 1918 had been educated and held jobs in Prague. Between the wars, 54 others from Moravia were elected, but many of them remained in Moravia to work at the new Masaryk University in Brno.

Obstacles to Academy membership for Slovak scholars were substantial. Pre-1918 Hungarian cultural policy had isolated the thin layer of Slovak intellectuals and professionals from their fellow Slavs, and especially from the Czechs. There was no university of a modern type in Slovakia until 1919, when the Comenius (Komenský) University was founded in Bratislava. For higher education, most Slovaks studied in Budapest. The sole Slovak elected to the ČAVU before 1918 was the noted literary

⁹ Podaný, Václav: *Knihovny ČAVU a KČSN od r. 1918 do vzniku ČSAV*. In: *Práce z dějin české akademie věd*, Seria 4/A. Ed. Magdalena Pokorná. Praha 1992, 25.

¹⁰ Beran, Jiří/Levora, Josef: *Několik poznámek k postavení KČSN a ČAVU ve vědě po r. 1918*. In: *Věda v Československu: 1918–1952*. Praha 1979, 409.

¹¹ Míšková, Alena: *Czechoslovak Representation in the International Council of Scientific Unions*. *Práce z dějin české akademie věd*, Seria 2/C. Ed. Alena Míšková. Praha 1993, 3–34.

¹² Winters, Stanley B.: *Science and Nationalism: The Career of Bohumil Němec*. *Czechoslovak and Central European Journal* 10/2 (1991) 68–83.

scholar Jaroslav Vlček. He became a professor at the Czech University and after the First World War served as administrator of the *Matica slovenská* in Martin. Until 1938, only six persons of Slovak birth had become Academy members. Five of them belonged to Class IV (the arts).

With encouragement from the ČAVU, the Šafárik Learned Society (*Učená spoločnosť Šafárikova*) was organized in 1926 at the Comenius University. After Slovakia's declaration of independence under Nazi auspices in March 1939, the Šafárik Learned Society was dissolved as a threat to the new state and renamed the Slovak Learned Society. This was converted into the Slovak Academy of Sciences and Arts (*Slovenská akadémia vied a umení*: SAVU) in July 1942. The nationalistic Slovak politicians and scholars were reacting against Prague much as the Poles in the Kraków Academy of Learning had against Vienna's dominance under the Habsburgs and then similarly against Warsaw in the interwar Polish Republic. The SAVU had three classes: I – spiritual sciences including theology and philosophy, and the history and geography of Slovakia and its law; II – the natural sciences plus technology and medicine; III – the fine and plastic arts, literature, drama, and music. The indigenous Slovak academic intelligentsia was small. In 1938, of 72 professors at the Comenius University, only 14 were Slovaks, and of 11 university officials, only one was Slovak¹³.

Postwar shocks: 1945 to 1948

After the Second World War, the Czech Academy faced an uncertain future. Its president since January 1939, the distinguished historian Josef Šusta, who kept Czech culture and the ČAVU flickering during the German occupation, committed suicide three weeks after the liberation of Prague. In ill health, he probably despaired over malicious rumors that denigrated his activities during the war¹⁴. Most of the centre-rightest and conservative political parties toward which a number of ČAVU members inclined had been outlawed by agreement between the returning, restored president Beneš and the left-wing parties. The communists were riding high on the coattails of the Red Army and propaganda about their service in the wartime resistance movement. The country's Jews had been virtually extinguished in Nazi death camps, and its 2,500,000 Germans were being expelled. Transportation was worn to the bone, housing neglected, and the economy drained from six years of German occupation and looting in 1945 by the liberating Soviet soldiers.

The postwar government and President Beneš issued decrees nationalizing natural resources and major industries, thereby beginning the transition to a "people's democracy" along socialist lines. Every institution was called upon to assist in the effort of

¹³ Tibenský, Ján: Dejiny vedy a techniky na Slovensku. Bratislava 1979, 423. – I dem: Špeciálne podmienky rozvoja vedy na Slovensku v rokoch 1918–1953. Práce z dejín prírodných vied 11 (1979) 23–54. – Havránek, Jan: Česká, polská a slovenská inteligencia v Rakousko-Uhersku (Srovnávací studie). In: Česká akademie věd a umění 1891–1991. Ed. Jiří Pokorný and Jan Novotný. Praha 1993, 29–53.

¹⁴ Odložilík, Otakar: Modern Czechoslovak Historiography. The Slavonic and East European Review 30 (1951–52) 389. – Kutnar, František: Přehledné dějiny českého a slovenského dějepiscetví. Vol. 2. Praha 1977, 110. – Vrbatý, Jaroslav et al.: Dr. Josef Šusta. Průvodce po archivních fondech a sbírkách 3/2. Praha 1990, 209.

reconstruction. The Czech Academy, a hostage to allotments from the state budget, had to bend with the wind. To fill the vacancy created by Professor Šusta's death, its members in July 1945 elected Professor Zdeněk Nejedlý as the Academy's president.

Nejedlý then was 67 years old. A musicologist, historian, and publicist, he had studied at the Czech University at the turn of the century with Jaroslav Goll, Otakar Hostinský, and other founders of modern Czech humanistic scholarship. A prolific scholar, his writings preserved the concept of Czech history expressed by František Palacký, the great historian of the Czech nation and their spokesman on the European stage in the mid-nineteenth century¹⁵; namely, of the ongoing ethnic polarity between the Czechs and Germans in their close interaction as well as rivalry over the centuries from Hussite times onward. Nejedlý was elected an associate member of the ČAVU in 1907 and a regular member in 1932; since 1919 he was a full professor at Charles University. After the victory of the pro-Moscow left wing of the Communist Party in 1929, he joined the party and became the leading advocate of close contacts between Czech fellow-travelling intellectuals and the cultural propagandists of the Soviet Union¹⁶.

Nejedlý had spent the Second World War as a professor at Moscow State University and a research worker in the Soviet Academy of Sciences. Upon returning to Czechoslovakia as Minister of Education from April 1945 to February 1946, he arranged for the transfer to the Soviet Union of the holdings of the Russian Cultural Historical Museum, which was founded, financed, and maintained by post-1917 Russian émigrés in Czechoslovakia¹⁷. Not for nothing was he called "*rudý dědek*" or "ugly old red"¹⁸.

¹⁵ Hauner, Milan: Recasting Czech History. *Survey* 24/3 (1979) 214–225.

¹⁶ Die demokratisch-parlamentarische Struktur der Ersten Tschechoslowakischen Republik. Ed. Karl Bosl. München-Wien 1975, 168, 198. For his services to Czech-Soviet friendship, Nejedlý was awarded the Order of Lenin and elected to the Soviet Academy of Sciences. There is little on him in languages other than Czech, and until recently most was laudatory. See Jonášová, Stanislava et al.: Bibliografie díla Zdeňka Nejedlého. Praha 1959. – Na paměť Zdeňka Nejedlého. Ed. Václav Pekárek and Jaroslav Kubát. Praha 1966. – Červinka, František: Zdeněk Nejedlý: Studie s dokumentárními přílohami. Praha 1969. Nejedlý's pro-Soviet activities in the 1930s are described in Eisnerová, Věra/Nový, Luboš: The Communist Party and the Advancement of Science in Independent Czechoslovakia. *Historica* 18 (1973) 181–258, here 191–193. – Also Zdeňku Nejedlému Československá akademie věd. Sborník práce k sedmdesátým pátým narozeninám. Ed. Václav Husa et al. Praha 1953, 15–18, 101–114. – See the guide to archival holdings on Nejedlý in Hanzal, Josef et al.: Průvodce po archivu Zdeňka Nejedlého. Praha 1976. The centenary of Nejedlý's birth was observed with essays on his roles as a Slavist and promoter of Czech-Soviet cultural relations in Slovanský přehled 2 (1978). For a mordant description of Nejedlý as not a true Marxist, see Kolman, Arnošt: Die verirrte Generation: So hatten wir nicht leben sollen. Eine Autobiographie. Ed. Hanswillhelm Haefs and František Janouch. Wiesbaden 1982, 164–165. Kolman was long a staunch advocate of Stalinist orthodoxy.

¹⁷ Vacek, Jiří: Knihy, knihovny, archívy a muzea ruské emigrace v Praze. *Slovanský přehled* 1 (1993) 72.

¹⁸ Taborsky, Edward: Communism in Czechoslovakia, 1948–1960. Princeton, N.J. 1961, 112. Taborsky has translated the Czech phrase more kindly as the "Red Grandpa". The death of Nejedlý's son Vít at age 33 on 1 January 1945, while fighting at the battle of Dukla, brought him much sympathy. Czechoslovak President Edvard Beneš eulogized Nejedlý on his seventieth birthday and cited his service "to building our new state as a foremost member

As the president of the Academy, Nejedlý projected an optimistic future. He foresaw new opportunities for its members through the formation of specialized research institutes within it and expansion of its operations. His vision seemed to bridge the gaps between the natural and the social sciences (which included the humanities) and to appreciate the importance of the natural and technical sciences as no previous Minister of Education had done in the interwar republic. This accorded with the materialist interpretation of history accepted as dogma not only by the Communist Party of Czechoslovakia but also by many anti-fascist and left-wing intellectuals.

The Academy's members endorsed Nejedlý's perspective. From the viewpoint of age and profession, their composition was basically unchanged from before the war. In 1939, for example, their average age was 64.4 years; in 1947 it was 62.3 years. Class III (philology, literary studies) with 42 members was still the largest; Class I (the sciences) had 38, Class II (history, social science) had 33¹⁹. Many members occupied multiple positions in an intellectual network of great importance in science and research. For instance, of the 159 regular and associate members in 1945, 104 also were members of the venerable Royal Bohemian Society of Sciences (*Královská česká společnost nauk*) and 89 were members of the National Research Council (*Národní rada badatelská*), which encouraged research and foreign connections. Ninety-nine were full or associate professors at Charles University and 19 at the Masaryk University in Brno. Their positions enabled them philosophically to challenge Marxism and shape the career paths of university students, if they were so inclined.

The needs of the public sector drew some members of the ČAVU, particularly the natural scientists, into close relations with the government. Some scientists were asked to advise the municipal administration of Prague and to serve on regional bodies concerned with natural resources. In June 1946, a State Research Council (*Státní výzkumná rada*) was established with responsibility for coordinating the activities of the State Planning Office, the Masaryk Academy of Work, and similar agencies of a technical nature. Two members of Class II of the ČAVU were named to a new State Planning Commission. The left-wing parties supported such appointments as fulfilling their technocratic faith in centralized government planning and research²⁰. Scientists who might not have known each other professionally before their appointments were now cooperating because of the post-war trend toward social planning and nationalization.

A clear portent of what lay ahead appeared in March 1946, at the Seventh Congress of the Communist Party, which asserted the party's goal of creating a new academy of sciences that would be amenable to the needs of the state. The ČAVU meanwhile was establishing several new research institutes as Nejedlý had advocated; for instance, in

of our republican parliament and government [... which] by the side of the great Soviet Union under Stalin's leadership together with the other allies crushed the power of fascist reaction." Beneš to Nejedlý 10 February 1948: Archiv Zdenka Nejedlého.

¹⁹ Pokorná, Magdalena: Společenské uplatnění členů České akademie věd a umění v období od května 1945 do února 1948. *Dějiny věd a techniky* 23/2 (1990) 65–76.

²⁰ Ibid. 75–76. For a similar technocratic faith and the "implicit compromise" of the technical intelligentsia with the Bolshevik regime, see Graham, Loren B.: *Science in Russia and the Soviet Union: A Short History*. Cambridge 1993, 159–164.

Class III the Institute of the Czech Language in 1946, and the Institute of Czech Literature founded in 1948. An Institute of Atomic Physics was proposed by Professor Viktor Trkal, Dean of the Faculty of Natural Sciences at Charles University and a specialist in theoretical physics and quantum mechanics²¹. These developments were occurring while the institutions of higher education in Prague were being sharply criticized for their obsolete facilities. Professors oriented toward Western Europe and Anglo-America, and scientists who envisioned Prague as a future neutral center for East-West cooperation in research, suggested that new institutions be founded to solve these problems. They proposed a new academy of sciences, an international university for advanced study, and a new university campus for architecture and the natural sciences away from downtown Prague²¹. The latter two proposals foundered when hoped-for funding from abroad failed to materialize and opposition arose from the faculties of philosophy and law of Charles University and from the political parties. There remained the choice between a slow-changing status quo and a completely new academy of sciences, whose strongest advocate was the Communist Party. The communists charged that "bourgeois society" under the interwar republic had undervalued its natural scientists. They recruited scientists who agreed with them into party commissions to formulate plans for an academy. They also argued consistently for the unification of all scientific research as essential to meet the needs of a centrally planned socialist economy²².

Even before the communists gained absolute power in 1948, they profoundly influenced the course of the ČAVU. Professor Trkal, as secretary-general of the ČAVU from 1942 to 1952, had helped bring Nejedlý in as its president. His proposal for an Institute of Atomic Physics was highly controversial because the Soviet Union had placed a lid of secrecy upon nuclear research, and it relied on uranium extracted from mines at Jáchymov in northwestern Bohemia. Prime Minister Klement Gottwald (February 1946–June 1948), who also headed the Communist Party, sought to dampen nuclear research by non-communists like Trkal and his colleagues, who had contact with scientists in Western Europe. Alarmed at Trkal's initiative, Gottwald asked Nejedlý in the spring of 1947 to resolve the situation as follows:

Now we are informed that the Czech Academy of Sciences and Arts has constituted a preparatory committee of the institute for atomic physics within the Czech Academy of Sciences and Arts and summoned various specialists to it. Comrade Gottwald does not know whether you are aware of this reality and asks that you immediately investigate this matter and, eventually, respected comrade, as chairman, act against such uncontrolled activity, inasmuch as it concerns a very sensitive economic and political matter. It is definitely impossible to decide about the institute for atomic physics without this matter being decided according to the party line directly with Comrade Gottwald, and until that time every constituting of this institute or of a preparatory committee is undesirable²³.

²¹ Pokorná, Magdalena: *Tři pokusy o reorganizaci vědeckých institucí v letech 1945–1948*. In: *Práce z dějin Československé akademie věd*, Seria 4/A. Praha 1992, 84–103.

²² Beran, Jiří: *Předúnorová vědní politika Komunistické strany Československa a otázka zřízení Československé akademie věd*. ČsČH 33/2 (1985) 212–241, here 219–225.

²³ Beran, Jiří/Těšínská, Emilie: *Z předúnorových zápasů o vybudování Ústavu pro nukleární fyziku při České akademii věd a umění*. *Práce z dějin Československé akademie věd*, Seria 4/A, 31–83, here 80–81. This is a letter of Ing. Milan Reiman, Head of the

Nejedlý thereupon informed Trkal that the formation of his institute was impossible pending the outcome of negotiations for the reorganization of the Academy on "a new basis for research and the state." He warned Trkal that "our Academy will not be associated in any sort of form" with a preparatory committee that had the goal of establishing such an institute and might make negotiations over the ČAVU more difficult²⁴. Trkal and his supporters did not surrender easily; eventually, with Nejedlý mediating, they succeeded in getting a small institute operating on the outskirts of Prague. When the ČSAV was founded, it was renamed the Laboratory for Nuclear Physics, and in 1954 it was merged into a new Institute of Physics (*Fyzikální ústav*) of the ČSAV, whereupon a new Institute of Nuclear Research (*Ústav jaderného výzkumu ČSAV*) was formed near Prague. Trkal's experience showed that the ČAVU, despite its charter of autonomy, was falling subject to the wishes of the government and the dictates of the Communist Party²⁵.

Preparing the ground for the future Academy

After the Communist Party took control of the government in February 1948, the movement for a new academy of sciences gathered momentum. Its proponents set up new research agencies under government auspices and co-opted well-known and budding scientists to staff them under attractive working conditions. Many of them joined the party. The founding of the Center for Scientific Research (*Ústředí vědeckého výzkumu*) in 1949 by a group of party scientists was the embryonic beginnings of the new academy, which enjoyed the pending name of Czechoslovak Academy of Sciences. The center was expanded in 1950 to comprise seven main institutes: astronomy, biology, chemistry, geology, mathematics, polarography, and physics. They began to draw left-leaning non-communists into employment. By generating jobs for recent graduates of the universities and technical schools, the party was able to exploit the wave of ideological fervor and hope for a better future society that animated idealistic youths in the late 1940s.

Zdeněk Nejedlý, along with the literary critic and Marxist theoretician Ladislav Štoll and the veteran communist functionary Václav Kopecký, favored the centralization of Czechoslovak education, culture, and research. Their keynote speeches at the Congress of National Culture (*Sjezd národní kultury*) held on 10–11 April 1948 posited significant structural changes and reorganizations in existing scientific and cultural institutions. During Nejedlý's tenure as Minister of Education in 1945–46 and 1948–53, he visualized the new academy serving society as "a scientific instrument of the state" and "organic component of developing the state."²⁶ He proposed that it add new categories of membership in the academy for specialists in agriculture and

Office of the Prime Minister, to Zdeněk Nejedlý, President of the ČAVU, dated 12 May 1947.

²⁴ Ibid. 81–82. Letter of Nejedlý to Trkal, 17 June 1947.

²⁵ Ibid. 61–62. Beran, Jiří: Sto let od slavnostního zahájení činnosti České akademie věd a umění. In: Československé akademie věd. Sto let České akademie věd a umění. Praha 1991, 23.

²⁶ Ibid. 22.

technology. His credentials for advancing these concepts rested on his academic and literary achievements. He was the first Czech to hold a chair in musicology at the Czech university in Prague. A longtime colleague and intellectual combatant on the faculty, he was respected for his numerous publications in aesthetics, musicology, and history, not to mention his editorship and polemical writings for *Var* and other periodicals²⁷. Hence, he could justify retaining the humanistic and social science elements of the ČAVU in the future academy as contributing ideologically to the construction of socialism.

On this issue, however, Nejedlý differed with party hardliners Štoll and Kopecký. Štoll had translated the works of Marx and Engels while in Moscow in the 1930s. From 1946 he was a professor and then rector of the communist University of Politics and Social Sciences in Prague. He held various government positions including those of Minister of Education, succeeding Nejedlý, and Minister of Culture from 1954 to 1960. Kopecký, a communist since 1921, was editor-in-chief of the party's main organ *Rudé právo* and since 1931 a member of its Central Committee. He enforced doctrinal orthodoxy as Minister of Information from 1945 to 1953 and as vice premier from 1949 to 1962. Both Štoll and Kopecký owed their high positions to their subservience to Moscow and the party line. For example, Štoll dismissed the ČAVU as "a scientific institution of a representative type, answerable to bourgeois individualistic consciousness, in which the main thing was not science but the personality of the scholar."²⁸

The disagreement between the three men about the character of the ČSAV assumed both symbolic and concrete forms. Nejedlý wanted a written acknowledgment of the contributions to Czechoslovak science of the foredoomed traditional institutions so that traces of their legacy would remain in the public consciousness. He was aware of the antipathy toward Marxism and communism of many senior scientists and scholars and the importance of winning them to the new academy. Štoll and Kopecký wanted to reject the "bourgeois" national past and build "socialist science" on new foundations. Nejedlý's view prevailed. The preamble to the Law on the Czechoslovak Academy of Sciences (Law No. 52 of 29 October 1952) and its later revisions through 1991 acknowledged the ČAVU and the Royal Bohemian Society of Sciences as forerunners and that the ČSAV was "bound up with the progressive traditions" of the country's science²⁹. The social sciences, broadly defined to include humanities, were accorded

²⁷ On Nejedlý's academic career, see Král, Václav: Zdeněk Nejedlý a Gollova škola. Praha 1986. – Korespondence Zdeňka Nejedlého s historiky Gollovy školy. Ed. Petr Čornej et al. Praha 1989. For the regard of artists for him, see the postcard sent during an illness and signed by Ladislav Šaloun, Jan Štenc, Max Švabinský and others on 19 November 1933; also the letter of Max Švabinský to Nejedlý of 14 February 1938 on the latter's sixtieth birthday: *Archiv Zdeňka Nejedlého*.

²⁸ Štoll, Ladislav: K historii Vládní komise pro zřízení ČSAV. In: Vývoj moderních vědeckých organizací v Československu. Ed. Luboš Nový. Praha 1973, 190. Also Štoll's report with recommendations in *Věstník ČSAV* 62 (1953) 16–23.

²⁹ Kuhn, Heinrich: Handbuch der Tschechoslowakei. München 1966, 308. – Československá akademie věd: Slovenská akademie věd. Praha 1967, 9. For the symbolic expression of the continuity of the country's scientific traditions at the dedication of the ČSAV, see Pokorná, Magdalena et al: Sto let České akademie věd a umění. In: *Bulletin ČSAV* 11 (1991) 4.

status as separate institutes. When the Slovak Academy of Sciences was inaugurated and formally made "an organic part" of the ČSAV on 26 June 1953, the preamble was modified to mention the dissolved Slovak Academy of Sciences and Arts and the century-old *Matica slovenská*, which, however, survived as an independent national educational and cultural institution³⁰.

Launching the ČSAV

The concrete aspect of Nejedlý's disagreement with Štoll and Kopecký was the question of nominees for membership as "academics" in the new Academy. Here, too, Nejedlý largely triumphed. Members of the fading scientific institutions were jaded by the lengthy discussions and rumors that characterized negotiations over the ČSAV, while those who had worked on the reorganization of the many bodies involved were no doubt eager for recognition³¹. A few in the circle of Professor Josef Král, a sociologist and leading positivist philosopher, resisted the penetration of Marxism into scientific disciplines. Král was forced out as chairman of Class I of the ČAVU by Nejedlý in February 1952. In screening the initial candidates for membership, Nejedlý held the upper hand. He eliminated as unqualified some who were nominated by the secretariat of the Communist Party and others against whom he held personal grudges. Štoll himself was elected a corresponding member only in 1956 and a regular member in 1960. Bohumil Němec, who exceeded Nejedlý in seniority and academic distinction, became a regular member only in the second round of elections in 1953, and then after the intervention of a Russian scientist who questioned his absence³². The dogmatic viewpoint expressed by Štoll and Kopecký, however, played a pernicious role in enforcing the teachings of "Soviet official philosophies" of genetics, physics, chemistry, and biology in the Czech universities of the early 1950s and it blighted the relationships among scientists in those fields because of their differing opinions as to the validity of the Soviet doctrines³³.

Scientists elected to membership in the ČSAV benefited from privileges that flowed from their high positions. These included stipends and honoraria beyond their university salaries, especially for directors of institutes; priorities in securing apartments and automobiles, funds to travel to conferences elsewhere in Eastern Europe, and a good measure of deference from others. The specialist in the chemistry of gels, Dr. Otto Wichterle, was offered much more than he was paid as a professor when he was named head of the Laboratory of Macromolecular Chemistry in 1958³⁴. Nejedlý insisted that

³⁰ B o k e š, František: *Snahy o organizovanie slovenskej vedy od konca 18. storočia do vzniku SAV*. Bratislava 1967, 112–116. – M a r č e k o v á, Alexandra: 50 rokov akadémie. K výročiu založenia Slovenskej akadémie vied a umení. In: *Správy slovenskej akadémie vied* 18/7 (1992) 1, 5.

³¹ J a n d e r o v á, Helena: *Pokus o reorganizaci vědeckých společností v roce 1951*. In: *Práce z dějin Československé akademie věd, Seria 4/A*, 84. – S c h w i p p e l, Jindřich: *Materiály o činnosti komisí ČSAV (1952–1961)*. In: *Ibid.* 122–200.

³² P a z o u r e k, Jaroslav: *Vědec, akademik, pedagog, prezidentský kandidát*. In: *Nedělní Lidové noviny* 20 March 1993, 7.

³³ W i c h t e r l e, Otto: *Vzpomínky*. Praha 1992, 120–123.

³⁴ *Ibid.* 132. At first Wichterle refused to accept the increase in pay.

membership in the ČSAV should be a lifetime honor that could not be revoked except for good cause. This paralleled the security of membership in the Soviet Academy of Sciences, where scientists as diverse in their beliefs as agronomist Trofim D. Lysenko and physicist Andrei D. Sakharov could maintain their positions despite their controversial views³⁵. Under the law creating the ČSAV and its By-Laws, a member could be deprived of membership by the Academy's General Assembly of Members, which had elected him. The reasons for expulsion included proven charges of nonperformance of duties, betraying the homeland on matters of peace and socialism, and receiving a judicial sentence of loss of honorary titles and distinctions³⁶.

On 29 October 1952, the Czechoslovak National Assembly approved legislation that dissolved the ČAVU, the Royal Bohemian Society of Sciences, and other autonomous scientific and technical organizations and provided for the ČSAV officially to commence operations on 1 January 1953. The General Assembly of the nascent academy consisted of fifty-two regular members (academicians) approved by Klement Gottwald, President of Czechoslovakia. Meeting on 17–18 November, the General Assembly elected its corresponding members and set the ČSAV's basic objectives. A large assemblage met in Prague's National Theater on 17 November for the dedication of the academy. The occasion was the thirteenth anniversary of the date since the Nazis had closed the Czech colleges and universities during clashes that resulted in the deaths of nine students and the imprisonment of some 1,200 others.

In his dedicatory speech, President Gottwald emphasized the basic relationship between the ČSAV and the state in phrases resembling those previously uttered by Nejedlý:

The Academy will be a creative, working institution and not only a representative institution. [...] It will have its place not somewhere on the periphery of our lives but at the very center. With this [...] there arises the obligation for it genuinely to become a focus for all our scientific research, a focus for economic, technological, and cultural progress³⁷.

By a combination of sticks and carrots, coercion and persuasion, the regime had generated the impetus to coordinate Czech and Slovak science along Marxist-Leninist lines.

Growth from stalinism to reform, 1953–1968

The formation of the ČSAV was an attempt by the Communist Party to enforce a "science policy" that would give it control over the loosely supervised research institutions that existed before, or had been created after, the Second World War and apply their resources to the needs of the state³⁸. A great lesson of that conflict echoed and

³⁵ Graham, Loren R.: The Role of the Academy of Sciences. In: *Survey* 25/1 (1977–78) 117–133, here 122–123.

³⁶ Československá akademie věd: Slovenská akademie věd 12, 21.

³⁷ As quoted in Československá akademie věd 1952–1982. Praha 1982, 23. Nejedlý's fullest exposition of the objectives of the future academy appears in his *Vybudujeme Československou akademii věd*. Praha 1952.

³⁸ The intent of Nejedlý, Štoll, and other proponents of the ČSAV to create a "science policy" that would organize the sciences and technology to state and party purposes is discussed by

magnified a lesson from the First World War: official planning and management of science and technology was vital to the national interest. One consequence of the heightened role of post-1945 governments in financing and guiding research was the involvement of scientists in Western Europe and the United States in political movements around the military uses of nuclear energy and the implications of scientific and technological developments for humanity. In the West, one of the pioneers in the movement was the Irish-born British physicist John D. Bernal, a professor at the University of Cambridge and a founder of the fields of X-ray crystallography and molecular biology³⁹. He and associates such as geneticist J. B. S. Haldane and biochemist and historian of science Joseph Needham expounded their version of socialist science in books such as Bernal's *The Social Function of Science* (1939) and in periodicals such as *The Modern Quarterly* and pamphlets published by the University Labour Federation. Socially conscious American scientists published in the journal *Science and Society* and after Hiroshima in *The Bulletin of the Atomic Scientists*.

These men were inspired by the model of the Soviet Academy of Sciences, organized in 1925 as the successor to the Imperial Academy of Sciences and as the country's highest scholarly institution. Until the onset of the great purges in the mid-1930s, Soviet scientists were in fairly close touch with other European colleagues⁴⁰. Among the Czechs of Habsburg Austria, J. E. Purkyně's idea of mobilizing science for service to the nation was later modified by T. G. Masaryk's concept of applying and popularizing science through an academy that would organize its members under "an ingenious and uniform plan [...] for the good of the nation."⁴¹

The Czechoslovak Academy of Sciences followed, with some exceptions, the example of the Soviet Academy of Sciences, which Nejedlý, Štoll, and other leading communist intellectuals knew first-hand⁴². Western liberal institutions had been

Eisnerová/Nový: The Communist Party and the Advancement of Science in Independent Czechoslovakia 181–256, here 206–215. – For the ČSAV's first two decades, see Stručný přehled vývoje Československé akademie věd 1952–1972, Věstník ČSAV 81/6 (1972) 289–296, a bland survey. – Kuhn: Handbuch der Tschechoslowakei 305–318. – For the ČSAV's structure and brief biographies of leading academicians: The Eastern European Academies of Sciences. Washington, D. C. 1963, 25–54. – Science in Czechoslovakia and the Czechoslovak Academy of Sciences, Prague 1967, lists the members, officers, and institutes of the Academy.

³⁹ On Bernal see Goldsmith, Maurice: Sage. A Life of J. D. Bernal. London 1980, and the critical review of the book in Times Literary Supplement 23 May 1980, 576.

⁴⁰ For example see Science at the Crossroads. Ed. N. I. Bukharin et al. London and Moscow 1931–32, reprinted London 1971. These are the collected papers of the Soviet delegation to the Second International Congress on the History of Science and Technology in 1931. Some of them already show the influence of Stalin's rejection of any validity in Western theories and philosophies of science.

⁴¹ Masaryk, T. G.: Jak zvelebovat naši literaturu naukovou. Athenaeum 2/9 (1885) 270–275; 3/2 (1886) 76–77. – Idem: Česká otázka. Snahy a tužby národního obrození. 2nd ed. Praha 1908, 150–152.

⁴² There is a considerable literature in English on the Soviet Academy of Sciences and its predecessors. A valuable introduction is the „Bibliographic Essay” in Graham, Loren R.: Science in Russia and the Soviet Union: A Short History. Cambridge 1993, 293–306. – Idem: The Soviet Academy of Sciences and the Communist Party, 1927–1932. Princeton,

discredited by the failure of France and Great Britain to defend Czechoslovakia at Munich in 1938. In contrast, the Soviet Union enjoyed the popular belief that it was ready to fight over the Munich Agreement and that its communists had led it to victory over the vaunted armed forces of an expansionist Germany. The Czech and Slovak universities could be only junior partners in the reorganized research establishment after the war. Their equipment and facilities were musty and outmoded. Scientific work "tended to be carried out by ill-paid eccentrics in what were, to say the least, modestly equipped university laboratories."⁴³ Their students, traditionally nationalistic and nonconformist, thirsted to resume their interrupted educations in May 1945. The faculties included many professors imbued with anti-Marxist views from the interwar years, but the communist regime had to move carefully against them. On one hand, the universities had venerable chartered rights that could not be violated without causing an international uproar and threatening the credibility of the regime's claim to be an agent of progress, which it was not yet prepared to do. On the other hand, the ČSAV was a fresh creation of socialist law that would help harness science and learning to the five-year plans. Given the Academy's authoritarian organizational structure, control would remain in the hands of trusted officers at the top, whose power was insured through the By-Laws⁴⁴. Employeess at lower levels would be cowed through fear of dismissal and of endangering their children's chances for higher education. In addition, many true believers in socialism saw opportunities for advancement in scientific careers that had been relatively scarce in the pre-war republic.

The ČSAV grew rapidly. In fact, the scientific and technical research establishment as a whole flowered. For instance, in 1925 an estimated 79 research institutions operated in the republic; in 1930, 148; in 1935, during the economic depression, 120. About half of the country's research workers in 1938 lived in Prague, 23 per cent in Brno, 5.8 per cent in Slovakia. The ČSAV began with 7 institutes and 1,100 workers. Soon 18 new scientific "work places" (*pracoviště*) were added⁴⁵. Seventeen institutions and agencies were allied with it (e.g., a publishing house and a patent office). One shining light was the award of the Nobel Prize for chemistry in 1959 to Academician Jaroslav Heyrovský, a professor at Charles University, for developing polarographic analysis, the first Czech to be so honored. An institute of physical chemistry and electro-

N. J. 1967. — Bailes, Kendall E.: *Technology and Society under Lenin and Stalin: Origins of the Soviet Technical Intelligentsia, 1917–1941*. Princeton, N. J. 1978. — Ruble, Blair A.: *The Expansion of Soviet Science*. Washington, D. C., c. 1980 (Occasional Paper No. 79, Wilson Center).

⁴³ Janouch, František: *Science Under Siege in Czechoslovakia*. *Bulletin of the Atomic Scientists* 32/4 (1976) 6–12, here 7.

⁴⁴ Law No. 52 of the National Assembly, 24 October 1952. For legislation and decrees on science, research, technology, and higher education since 1950, see *Science policy and the organization of scientific research in the Czechoslovak Socialist Republic*. Paris 1965, 87–88 (*Science policy studies and documents* No. 2, UNESCO). See also later legislation: Law No. 26 of the Federal Assembly 19 March 1970 and Law No. 91 of 15 December 1977 in the *Collection of Laws on the ČSAV*.

⁴⁵ Mišková, Alena: *Jak se vyvíjela Akademie věd? Český dialog* 8 (1993), reprinted in *Zprávy SVU* 35/4 (1993) 33–35.

chemistry named after him operates today in Prague as a unit of the Czech Academy of Sciences.

By the end of 1969, the ČSAV had 138 research centers (111 were centralized institutes and laboratories on the Soviet model) and 13,436 employees, of whom more than 4,000, not including assistants, were listed as research staff. Forty learned societies with 18,000 members were affiliated with the Academy in joint ventures⁴⁶. Its 57 regular "academicians" and 148 corresponding members received monthly income beyond their everyday salaries. From 1960 to 1964, the ČSAV's budget averaged 579-million Czechoslovak crowns (Kčs) annually. This comprised one-fifth of the total state expenditure listed as "scientific research." Larger allotments and higher yearly increases appeared, however, under other budget categories with cryptic headings such as "Tasks of a national and sectoral character" and "Centralized funds for technical development administered by central organs."⁴⁷ Despite such relatively large sums in a state budget of Kčs 130.4-billions in 1964, Czechoslovak science was hampered by its slavish emulation of Soviet science and its lack of foreign exchange to purchase publications and modern equipment in Western Europe, a common ailment of countries in the Soviet bloc.

The structure of power in the ČSAV

The lines of command in the ČSAV's sprawling structure were without precedent in the country's scientific institutions. They followed a pyramidal table of organization with an assigned place and role for every institute, commission, and function. Decision-making was rigorously apportioned, with units at each level responsible to the one above them and so on, culminating in the Academy's "supreme organ," the General Assembly of Members. This body was responsible for deciding the basic questions of the ČSAV's duties and programs, and it elected the Presidium and new members of the Academy. The General Assembly consisted of the regular and corresponding members of the ČSAV. (The rank of associate member as in the old ČAVU was dropped.) It met at least once a year and theoretically was the final, representative seat of authority. In practice, as is often the case in bodies with authoritarian power structures, it exercised only limited jurisdiction because of its unwieldy size and infrequent meetings. Real power therefore was concentrated in the Presidium, which set the General Assembly's agenda. A democratic decision-making process within the Academy was never fully realized⁴⁸. Formal issues dominated the General Assembly's

⁴⁶ Payne, Peter: Four Years of 'Normalisation': The Academic Purge in Czechoslovakia. INDEX on Censorship 1/2 (1972) 33-48, here 40. The 111 institutes included 40 belonging to the SAV.

⁴⁷ Science policy and the organization of research 33.

⁴⁸ Šmídák, Miroslav: Valné shromáždění Československé akademie věd 1952-1972: Poznámky k právnímu a organizačnímu vývoji. Práce z dějin Československé akademie věd, Seria A/3. Ed. Luboš Nový. Praha 1988, 5-40. For similar bureaucratic trends in the Soviet Academy of Sciences and the deleterious consequences of centralization of de facto operational and decision-making power, see Greenberg, Linda Lubrano: Policy-making in the USSR Academy of Sciences. Journal of Contemporary History 8/4 (1973) 67-80.

agenda, and discussions dealt often dealt with minor points or proposals whose approval was decreed by the Presidium. Despite some improvements over time, and an aborted effort at reform in 1968, the General Assembly remained subordinate to the Presidium⁴⁹.

The Presidium was described in the By-Laws as "the permanent central control organ." Its members served four-years terms. They included the Academy's president and two vice presidents, its chief scientific secretary, and other academicians for a total of twelve or more. In 1966 the Presidium had 15 members of whom 11 were natural and technical scientists and 4 from social science and law. Four members came from the Slovak Academy of Sciences, and a Slovak was always one of the two vice presidents, an arrangement that was not reciprocated on the Presidium of the SAV. The Secretariat was the Presidium's standing executive arm. It had day to day responsibility for finances, economic matters, public relations, organizational and legislative affairs, and cultural and editorial activities. It was divided into seven units, each with its own head, secretary, and other functionaries. Through their ample staffs and aura of omnipotence, these bodies maintained liaison with the responsible ministries of the government and shaped the ČSAV's operational course. Only regular members of the ČSAV were eligible to serve on the Presidium. The president of the ČSAV, beginning with Nejedlý, always was a member of the Communist Party, and after his death in 1962 all were natural scientists.

One of the most sensitive and formidable programs undertaken by the Academy was graduate education for scholars in the natural and social sciences. It was designed to insure a steady flow of personnel trained according to the Academy's standards and needs. Inevitably it diverted many promising researchers from pursuing similar advanced degrees at the universities⁵⁰. The program was introduced in July 1953 by Ladislav Štoll, when he was Minister of Education. Štoll was enamored of the system used by the Soviet Academy of Sciences to prepare promising university graduates for the higher degree of Candidate of Sciences (CSc.)⁵¹. In the ČSAV, the graduate student ("scientific aspirant") worked closely with an academician in his chosen field, which he selected from many available⁵². The road was often arduous. The degree of CSc. was somewhat comparable to a Ph. D. from an American university. It required original research that produced new facts and demonstrated mastery of the methodology of the field. A second, higher degree was that of Doctor of Science (DrSc.). It was limited to scholars who held the CSc., produced an original work,

⁴⁹ Wichterle: *Vzpomínky* 162–164.

⁵⁰ *Socialism and Science*. Ed. S. R. Mikulinski and R. Richta. Prague 1983, 263–264. On some of the ČSAV's problems of management and relations with the universities, see Jan k o, Jan: *K vývoji organizace a řízení Československé akademie věd*. In: *Ideová východiska vědní a vědeckotechnické politiky v Československu*. Praha 1990, 47–55.

⁵¹ G r a h a m : *The Role of the Academy of Sciences* 124–125, 129–130.

⁵² The fields of "the sciences" as broadly defined in Czech Marxist parlance were: agricultural, biological, chemical, economic, forestry, geographical, geological, historical, legal, mathematical, medical, mineralogical, military, pedagogical, pharmaceutical, philological, philosophical, physical, technical, and veterinary. Science in Czechoslovakia and the Czechoslovak Academy of Sciences 44.

displayed "a mature personality in scientific pursuits," and wrote a dissertation of outstanding importance based on international standards. That, at least, was the professed ideal, and some candidates fulfilled it. The caveat was that they also had to be of the "correct" background, express admiration for the Soviet Union, be competent in Marxism-Leninism, and show commitment to the communist regime⁵³.

This admiration for the Soviet example among Czech scientists may be explained, apart from its obvious political expediency, by the stature of the Soviet Academy of Sciences as "the most important single scientific institution in the world."⁵⁴ Then came the revelations by First Secretary Nikita Khrushchev in 1956 about the deformations and crimes of the Stalin era. The Czechoslovak Communist Party was slow to react and maintained its stalinist course. Research workers in the ČSAV joined a rising chorus of criticism of the country's economic and scientific stagnation under Antonín Novotný, First Secretary of the party's Central Committee and president of Czechoslovakia from 1957 to 1968. Perhaps nowhere in the country's learned estate was there deeper ferment among rank and file employees than in the ČSAV, or more severe measures against the critics. Hence it would be onesided to see only the servile and acquiescent response by the top officers of the ČSAV to the hardliners' measures against dissent. Indeed, by the mid-1960s plans were afoot to reorganize the Academy into coequal Czech and Slovak units under a Federal Learned Society with joint representation. This would have meshed the ČSAV's structure with that of the federalization of the country then being negotiated. Scholars resented bureaucratic interference with their research. Staff scientists and some academicians demanded open agendas and full discussion of issues at meetings of the General Assembly of Members. They wanted recognition of a trade union of scientific personnel to insure internal democracy⁵⁵. These proposals were advanced in the heady atmosphere created in the first half of 1968 by the relaxation of censorship, new leadership in the Communist Party, and wide public debate about the need for systemic reforms.

The immediate impact of 21 August 1968

The balloon of hope for progressive change in the ČSAV was deflated by the Soviet-led Warsaw Pact armed intervention of 21 August 1968. That calamity and its aftermath have been richly described elsewhere⁵⁶. Here we may cite as emblematic the

⁵³ Kratochvíl, Antonín: Die kommunistische Hochschulpolitik in der Tschechoslowakei. München 1969, 57.

⁵⁴ Graham: The Role of the Academy of Sciences 117. While paying high tribute to the Soviet Academy, Graham does not bestow this accolade from the 1970s on it in his most recent work (supra n. 20).

⁵⁵ Wichterle: Vzpomínky 162–192. – Skilling, H. Gordon: Czechoslovakia's Interrupted Revolution. Princeton, N.J. 1976, 574–579.

⁵⁶ The most comprehensive account, based on published sources, is Skilling, Czechoslovakia's Interrupted Revolution. Indispensable is Sedm pražských dnů 21.–27. 1968. Dokumentace. Praha 1968. Reprinted with a supplementary essay by Vilém Prečan, Praha 1990. For a biting retrospective on 1968 see Hauner, Milan: The Prague Spring – Twenty Years After. In: Czechoslovakia: Crossroads and Crises 1918–88. Ed. Norman Stone and Eduard Štrouhal. London 1989, 207–230.

career of Academician Josef Macek, DrSc., director of the Historical Institute (*Historický ústav*) of the ČSAV and a prolific historian of early modern Europe and the Hussite movement. His fate exemplifies that of many scholars whose outlooks were transformed by the intervention from acceptance or muted questioning of the Soviet model, and of Marxism-Leninism as its ideological justification, into doubt and then open dissent.

Josef Macek began as an enthusiastic young Marxist who rose swiftly after graduating from Charles University in the class of 1947–48 at age 24. His adoption of Nejedlý's ideas of the social revolutionary nature of the Hussite movement, his expertise, the backing of his academic mentors, and his membership in the Communist Party enabled him to become the founding director of the Historical Institute in 1952⁵⁷. While publishing an array of books and articles, he steered the institute through numerous ideological and historiographical controversies. Where possible, he sought compromise rather than confrontation. Despite his party loyalty, he displayed a human concern for colleagues; for instance, in 1965 he arranged for Professor Otakar Odložilík, a hitherto banned émigré historian and Reformation specialist, to attend a conference in Prague commemorating the 550th anniversary of the death of Jan Hus⁵⁸.

At the Fourth Congress of Czechoslovak Historians in September 1966, Macek went beyond his formulaic opening remarks to attack "dogmatism" and schemata in historical writing. He called for a reinvigorated profession with new topics and new methods of research, thereby adopting some of the ideas advocated by historians critical of orthodox Marxism⁵⁹. At that time, Macek had been a member of the Central Committee of the Communist Party for six years. As an elected member of parliament, he voted with the majority of deputies to condemn the invasion of 21 August as an unwarranted and hostile act. And he supported the publication of *The Seven Prague Days* (*Sedm pražských dnů*) in September 1968, dubbed *The Black Book*, which was compiled and edited by a team from the Historical Institute and Charles University. It appeared under the imprint of the Institute, and its documents described the terrible events in precise detail⁶⁰.

Subsequently, Macek was dropped from the Central Committee and his post as director. His writings were suppressed, he was expelled from the Communist Party, and he was stripped of his honors and awards. In poor health, he worked at lesser jobs through the 1970s and 1980s at other ČSAV institutes, but he was not deprived of his membership in the Academy. Thereafter, he wrote occasionally for publications

⁵⁷ On Macek see Šmahel, František: Josef Macek (8. 4. 1922–10. 12. 1991). ČČH 90/1 (1992) 143–146. – Rejchrtová, Noemi: Vzpomínáme Akademika Josefa Macka, zakladatele a prvního ředitele Historického ústavu ČSAV. In: Bulletin Historického ústavu ČAV 2/6 (1991) 14–15, and Válka, Josef: Zemřel Josef Macek (1922–1991). ČMM 111/1 (1992) 187–189.

⁵⁸ Odložilík was one of about a dozen American, German, and other Western scholars who participated in the Symposium Hussianum Pragense 18–20 August 1965, held in Prague's Old Town Hall. See his itinerary, "Rozvrh pobytu v Československu" and correspondence in Odložilík Papers, University of Pennsylvania Archives, UPT 50 Od 22, Carton 2.

⁵⁹ Macek, Josef: Stav a úkoly historické vědy. ČsČH 15/1 (1967) 1–34. For a favorable recollection of the Historical Institute when Macek was its director, see O dějepisectví a lidech okolo něj. Tucet otázek pro Josefa Janáčka. Dějiny a současnost 15/2 (1993) 45–48.

⁶⁰ *Sedm pražských dnů* 21.–27. srpen 1968.

abroad or for "the drawer." Macek's fall was steep because he had scaled the commanding heights yet voiced what he believed was right. Many others also paid dearly because they refused to accept the armed intervention as necessary to the cause of socialism or their country's welfare.

Reprisals, "normalization," drift

In the days following the Soviet-led invasion, the Presidium of the ČSAV rejected any justification for the action and affirmed the primacy of the Academy's quest for truth in its present and future work. In April 1969, Alexander Dubček was replaced as First Secretary of the Communist Party by Gustav Husák and retribution against the Academy began. Its president František Šorm, who had succeeded Nejedlý, was dismissed from his post along with ten other members of the Presidium. The next president, Jaroslav Kožešník, a specialist in automation technology and a party loyalist, faithfully transmitted to the General Assembly of Members the government's demand for the "normalization" of science and scientists⁶¹. Emergency measures against dissenting scientists were formalized in a law of 19 March 1970, which amended previous legislation to assure the government's supremacy over the Academy. Paragraph 14 of the law stipulated that the president of the Academy "shall be appointed or revoked upon the proposal of the Government by the President of the Czechoslovak Republic". Similarly, the government exercised authority over the appointment and recall of members of the Presidium and members of the Academy "as a rule" by the decision of the General Assembly upon the proposal of the Presidium.

The By-Laws (or Articles) of the ČSAV were similarly modified. Under their Article 12, for example, titled "Loss of Membership in the Academy," such cases were to be decided by the government in accordance with Paragraph 12 of the law, which stipulated that

A member of the Academy shall forfeit his (or her) membership on the strength of a decision of the Government's own accord or based on a proposal submitted by the General Assembly of Members of the Academy, if he proved disloyal to science, the State, the cause of peace and socialism, or has been sentenced to the loss of the honorary titles and distinctions, or if he fails, consistently and without adequate reason, to fulfill his duties following from his membership in the Academy⁶².

As for the duties of academicians and corresponding members, they were

creatively to work in the fields of the sciences, help to implement the results attained in scientific research, partake of the Academy's pursuits, fulfill the tasks imposed upon them by the Academy, and conscientiously to discharge the functions entrusted to them⁶³.

It would have been impossible for any member who had emigrated "to fulfill" all these duties. Seven who emigrated were deprived of membership in late 1971⁶⁴. To fill the

⁶¹ Wichterle: Vzpomínky 193–194. – Janouch: Science Under Siege 8.

⁶² Czechoslovak Academy of Sciences 1987, 13. On the negative impact of the law of 1970, see Jan ko, Jan: K vývoji organizace a řízení 51–52.

⁶³ Czechoslovak Academy of Sciences 1987, 13.

⁶⁴ Janouch: Science Under Siege 9.

gap and guarantee loyalty, the government nominated 20 new regular and corresponding members. The General Assembly in turn voted to increase the number of foreign members by electing 7 Soviet scholars and 7 from other communist countries, perhaps as a token of gratitude to their liberators.

All directors of the ČSAV's institutes were dismissed by June 1970 and replaced by opportunists and party hacks. The new director of the Institute of Nuclear Physics is quoted as having said, "I would throw out even Einstein if his political views were not quite in order!"⁶⁵ In the early 1970s, everyone from regular academicians to journeymen scientists was placed on a renewable contract for employment. This could range from a few months to three years depending on an assessment of their loyalty by screening committees. Long-term contracts of four years at first were reserved only for the most devout party members, but by the 1980s they had become standard for almost all employees. Outstanding scientists such as microbiologist Ivan Málek, sinologist Jaroslav Průšek, and biochemist Šorm were among those humiliated by the short-term contract system. Dismissed employees were prohibited from publishing or translating; they were cut off from foreign books and learned journals. Scholars in the ČSAV and the Czech universities who lost their jobs included at least 145 historians and perhaps twice as many others in law, art, and the social sciences⁶⁶. In the Slovak Academy, four-fifths of the chairmen of its scientific councils (*vedecké kolégia*) and most directors of its specialized institutes, including all those in the social sciences, and a large majority of directors of major research institutes were replaced⁶⁷. The Slovak purge generally was less severe than that in the ČSAV as a whole, however.

Throughout the spheres of learning and creativity in Czechoslovakia, thousands were frightened into submission, forced into lower level jobs, or cast adrift to fend for themselves. Well over 100,000 persons emigrated. Travel abroad to non-communist countries for scholarly purposes became almost impossible, later to be somewhat relaxed, in certain cases for service to the police. Czech participation in scientific congresses, which had been so vigorous between the World Wars and again in the mid-1960s, became infinitesimal. Besides the Academy and the universities, auxiliary institutions such as libraries, archives, and publishing houses were also purged. The Academy's learned journals were disciplined under new editors and editorial boards. Readers would open the pages of a journal to find, often in italics, a lead editorial affirming the journal's new ideological course. In reality, this was a replay of old themes: Gratitude for the Great October Revolution that made possible the birth of Czechoslovakia in 1918, thanks for the country's liberation from fascist overlords by the Soviet Union in 1945 and for her fraternal help in August 1968, admiration for Soviet scien-

⁶⁵ Ibid.

⁶⁶ Prečan, Vilém: *Acta Persecutionis*. A Document from Czechoslovakia, presented to the XIVth International Congress of Historical Sciences. San Francisco 1975. Many teachers, archivists, museum employees and others who wrote history could not be listed. Also Prečan, Vilém: *Acta Creationis*. Unabhängige Geschichtsschreibung in der Tschechoslowakei 1969–1980. Hannover 1980, ix–xl.

⁶⁷ Kaplan, Karel: *Political Persecution in Czechoslovakia 1948–1972*. München 1983, 35.

tific and technological achievements, and loyalty to the principles of Marxism-Leninism and the leadership of the Communist Party⁶⁸.

The return of the one-sided orientation of Czechoslovakia toward Soviet science that had prevailed in the 1950s left the country further behind developments in Western Europe, the United States, and Japan. The government's effort to punish an institution that had harbored reformers and dissenters was evidenced in the budget allotted to the ČSAV. In 1968, it had been over Kčs 1-billion. This fell in 1969 to Kčs 830-million and in 1970, excluding the allotment to the SAV, to Kčs 110-million⁶⁹.

Despite the repression, surveillance, and demoralization, many who retained their positions in the Academy continued with their projects, and some that had been long underway were completed. In the social sciences, they included the outstanding six-volume *Encyklopédia Slovenska*, a sign of Bratislava's release from dependence on Prague, and the vigilantly edited and "normalized" *Malá československá encyklopedie*, an informative but lesser work⁷⁰. Four massive volumes edited by the Academy's *Kabinet pro studium českého divadla*⁷¹ handsomely depicted the evolution of Czech theater, cabaret, and operetta. The first major English-Czech dictionary in over 70 years, work on which had commenced in 1966 at the *Ústav jazyků a literatury ČSAV*, was completed in the 1980s⁷². A major work that began to appear in the 1980s was *Lexikon české literatury*. It was prepared by the *Ústav pro českou a světovou literaturu*. This agency, founded in 1953, developed from an institute with the same name founded in 1947⁷³. The Slovak Academy of Sciences published a useful pedagogical encyclopaedia in cooperation with the Komenský University based on an initiative dating from 1975⁷⁴.

The discipline of history, which suffered perhaps most seriously of all in proportion to the number of its practitioners, had a mixed record in the 1970s and 1980s, but one not without positive results. One breakthrough occurred with the publication, after much internal debate, of František Kutnar's two-volume survey of Czech and Slovak historians and historical writing, but it bore the Ministry of Schools' imprimatur, not the Academy's⁷⁴. The official academic historical journals, after the hysteria of the early 1970s had eased, began to carry articles of lasting value in *Československý časopis historický* and *Historický časopis*, and the more remote in the past their subjects, the less obeisance they openly paid to orthodoxy. The Institute of Czechoslovak and

⁶⁸ *Historie a vojenství* 2-3 (1971) 145-160. - ČMM 90/3-4 (1971) 215-216. - ČsČH 18/2-3 (1970) 149-150. - *Historica* 18 (1973) 5-57.

⁶⁹ Payne: Four Years of 'Normalisation' 46.

⁷⁰ *Encyklopédia Slovenska*. 6 vols. Bratislava 1977-1982. - *Malá československá encyklopedie*. 6 vols. Praha 1984-87.

⁷¹ *Dějiny českého divadla*. Ed. František Černý et al. 4 vols. Praha 1971-83. - *Velký anglicko-český slovník*. Ed. Karel Haas and Břetislav Hodek. 3 vols. Praha 1984-85.

⁷² *Lexikon české literatury: Osobnosti, díla, instituce*. Ed. Vladimír Forst et al. Vol. 1: A-G. Praha 1985. After November 1989 publication of further volumes was halted, reportedly because the work had its genesis under communist rule. Vols. 2/1 H-J and 2/2 K-L appeared in 1993.

⁷³ *Pedagogická encyklopédia Slovenska*. 2 vols. Bratislava 1984-85.

⁷⁴ Kutnar, František: *Přehledné dějiny českého a slovenského dějepiscetví*. 2 vols. Praha 1973-77. Kutnar, a student of the eminent Czech historian Josef Pekař, whose works were in disfavor during the communist era, was a docent at Charles University.

World History (*Ústav československých a světových dějin ČSAV*), successor to the purged Historical Institute, nevertheless, merely tantalized scholars with an incomplete survey of Czech and Slovak history⁷⁵. This long awaited synthesis was its chief assignment and was to have appeared in four volumes of two parts each, ranging from antiquity to the present. It seems that personal differences and a struggle for power between its chief editors, and sensitivity over topics in contemporary history, thwarted the completion of its final volumes⁷⁶. The chronological gap was partially filled by a work that treated the "bourgeois" politicians of the nineteenth and early twentieth centuries with sensitivity and respect, including the once maligned T. G. Masaryk. It was published, surprisingly, by Svoboda, the Communist Party's publishing house⁷⁷. Slovak historians made a fresh start on their long planned history of Slovakia with three volumes out of a projected seven that appeared in the 1980s⁷⁸. Slovak contributions to science, technology, and education were vividly depicted in a work by a pioneer historian of those subjects⁷⁹.

In the 1970s, a new type of publication required by the rules governing state-subsidized works began to appear in paperback offset editions of limited quantity. Edited by the ČSAV's institutes, they all contained the admonition, "Only for service needs" (*Jen pro služební potřebu*). Because the items were financed by funds from the state budget, their marketing was prohibited; but it was possible for the sponsoring institutes to exchange them with other institutions at home and abroad, and also with cooperating individuals. This enabled scholars to publish items that for economic reasons were refused by the normal publishing houses. Usually appearing as miscellanies (*sborníky*) under the ČSAV's auspices, they also offered outlets for articles unsuited for the mainstream official journals. Many valuable essays appeared in series such as *Historická geografie*, *Práce k dějinám přírodních věd*, *Práce z dějin Československé akademie věd*, *Hospodářské dějiny*, and *Sborník k dějinám 19. a 20. století* published in the "normalization" era. In addition to the bold, often revisionist *samizdat* historical essays that appeared in the 1970s and 1980s, worthy contributions were to be found in regional journals such as *Jihočeský sborník historický* and *Husitský Tábor*, which offered outlets for "gray zone" scholars banned by the enforcers of conformity in Prague⁸⁰. These publications kept alive a measure of healthy professionalism among social scientists and humanists in difficult times.

⁷⁵ Přehled československých dějin. Ed. Jaroslav Purš and Miroslav Kropilák. Vol. I/1–2. Praha 1980–82.

⁷⁶ The projected volumes, some of which had already been written but were not published, were: II 1848–1918, III 1918–1945, and IV 1945–present. Portions of them were published in limited paperbound editions after 1989 by the revived Historical Institute.

⁷⁷ Urban, Otto: Česká společnost 1848–1918. Praha 1982.

⁷⁸ Dějiny Slovenska. Vol. 5 (1918–1945). Ed. Samuel Cambel. Bratislava 1985; vol. 4 (1900–1918) 1986; vol. 6 (1945–60) 1988. Cambel was director of the Historical Institute of SAV and a corresponding member of ČSAV.

⁷⁹ Tíbenský: Dějiny věd a techniky na Slovensku (supra n. 13).

⁸⁰ Kořalka, Jiří: Historiography of the Countries of Eastern Europe: Czechoslovakia. American Historical Review 97/4 (1992) 1026–1040, here 1034f.

Science bends to state policy

Natural scientists and engineers were discontent under the constraints of "normalization." They suffered frustration and anguish from bureaucratic interference with their research and doltish management of laboratories and institutes. They lost time by having to participate in ritualistic lessons on Marxism-Leninism. Academician Ivan Málek, founding director of the Institute of Microbiology and vice president of the Academy from 1961 to 1969, spoke out against the looming danger to the country's science. In a letter of 25 June 1975 addressed to the Presidium, he noted the prevailing mood of undercertainty and fear due to the unqualified people directing institutes, the banishment of experienced scientists, and the politically motivated hiring of new researchers⁸¹. These observations are exemplified in the tribulations of Professor Otto Wichterle, a pioneer in macromolecular chemistry in Czechoslovakia. In the 1960s, he had belonged to a small group of academicians who actively sought to reform the ČSAV and liberalize public life⁸². After Dubček's fall, he was dismissed as director of the Institute of Macromolecular Chemistry, which he had made world famous by perfecting the hydrogel used in the soft contact lens. His career in the 1970s and even after retirement in the 1980s was impeded by malicious meddling from his superiors in his relations with colleagues abroad and in his efforts to win just compensation from competing firms in the United States that had infringed on his optical patents. Cruel as the system was, Wichterle's memoirs describe the continuing importance of personal relationships in mitigating one's circumstances, as for instance when a former student became director of his institute in 1984⁸³.

The leaders of the ČSAV were admonished by the government and the Communist Party to make the Academy economically useful if it was to survive. Science was to become, more than ever, an instrument of politics. It was to

be part of a unified national plan for research [...] to be concentrated on a few selected programs, each concerned with a definite theme to be handled on the basis of a unified working hypothesis or coordinated from the standpoint of a concrete goal⁸⁴.

This approach was applied by Academician Kožešník, President of the ČSAV, when he instructed the General Assembly of Members on 9 March 1972:

The socialist scholar does not waste time or means on developing theories which are not socially useful, nor on writing works which solve nothing and do not occupy a place in the list of social requirements⁸⁵.

⁸¹ Kusin, Vladimír V.: From Dubček to Charter 77. A Study of 'normalization' in Czechoslovakia 1968–1978. New York 1978, 210. Málek was a member of the Communist Party and held the Lenin Prize and Order of the Republic.

⁸² See Wichterle's support of reforms, his signing of 2000 Words, election to parliament in 1969, and problems in the Institute of Macromolecular Chemistry-ČSAV in his *Vzpomínky* 162–222. Also a revealing interview with him: *Jak tedy s volbami*. In: *Reportér* 4 (20.2.1969) 7–8.

⁸³ Wichterle: *Vzpomínky* 248–250. For an evaluation of his memoirs see *Dějiny a současnost* 15/4 (1993) 58–59.

⁸⁴ *Rudé právo* 29 July 1970, as quoted in Payne: *Four Years of 'Normalisation'* 46. The changed approach is summarized in *Stručný přehled vývoje československé akademie věd* 294.

⁸⁵ Payne: *Four Years of 'Normalisation'* 46.

By May 1972, Kožešník could report that 78 per cent of the Academy's capacity for research had focused on work connected with the state plan for technological development. Having failed to complete the coordination of science and state policy before 1968, the regime was now trying to succeed through the opportunity opened by "normalization." One aspect of the practical application of science to economic needs was the education of scientific workers. This included occupational training and ideological orientation through mandatory rote lessons in Marxism-Leninism that pervaded all enterprises and resulted in ridicule and wasted time. Agreements for the exchange of scientists and technicians were concluded with factories and farms so as to acquaint each sector with the other's needs and resources. Patents obtained by ČSAV and SAV researchers increased from 211 in 1970 to 283 in 1980⁸⁶. The rights to many patents were sold abroad to gain badly needed hard currency. The high quality of some Czech industrial design and textile machinery, developed at research institutes outside the jurisdiction of the Academy, aroused interest from firms as distant as Japan that bought license rights to use Czech technology⁸⁷. According to an American observer, however, the Czechs were not sufficiently aggressive in advertising their techniques on the world market and ceded opportunities to foreign competitors⁸⁸.

In quest of new talent to replace the old, the ČSAV tried to get middle-school students to further their education for careers in science by having scientists advise textbook publishers and edit popular science journals such as *Lidé a země*, *Příroda*, *Vesmír*, and *Živa*. Because of the tight quotas in the higher schools, the students' need for a "correct" family background, and the limited number of scientific jobs available, such efforts could not bring optimal results. Many gifted youths were shunted onto practical vocational paths. In scholarly publishing, the sales of books by *Academia* in Prague and *Veda* in Bratislava, the ČSAV's official publishing houses, fell sharply after 1968 and were slow to recover. The two firms began to collaborate on Czech- and Slovak-language editions of scientific and technical books and to issue works in German and English for foreign consumption. By the 1980s, they were publishing 49 science-related periodicals and anthologies and 120 learned journals annually. This contrasts with 49 journals in 1953⁸⁹.

Environmental problems such as air and water pollution, acid rain, and hazardous waste from factories and the occupying Soviet forces caught public attention in the 1970s and 1980s. Scientists began to discuss the problems on television and in the press. In response to complaints that the ČSAV had excessively concentrated its facilities in Prague, Brno, and Bratislava, the Academy set up branches in lesser cities. České Budějovice in south Bohemia became an important center for research on

⁸⁶ Československé akademie věd 1952–1982, 48; cf. Stručný přehled 295.

⁸⁷ Freeze, Karen J.: Technological Innovation in a Central Planned Economy: A Case Study of the Czechoslovak Textile Machine Industry. Draft paper 1986, 5–6. A short version appeared in: Technology and Technical Sciences in History. Proceedings of the ICHOTEC Symposium Dresden 1986. Berlin 1987, 65–68.

⁸⁸ Idem: Report on August–September trip to East Germany and Czechoslovakia (Unpublished) 2–4, 7. – Idem: The New Eastern Europe: Reflections on Design in Czechoslovakia. Design Management Journal 1/2 (1990) 42–48.

⁸⁹ Československé akademie věd 1952–1982, 51.

landscape ecology, botany, and parasitology; Pardubice in solid state chemistry, Ostrava in industrial landscape ecology and metallurgical theory, and Hrádec Kralové in biopharmacy were others. This regionalization could not alter the basic nature of the research establishment because of the skilled workers, transport, and government offices concentrated in the three major cities. Nor could organized science in a small country imitate the Soviet pattern of geographically distant, affiliated regional academies that began in the 1920s⁹⁰. Slovakia, however, was an exception.

There was a steady growth of an independent scientific and technological base in Slovakia. The Slovak Academy Sciences had 2,556 employees in 1965; this reached 3,663 in 1970 after federalization and 4,622 in 1980⁹¹. Slovak capital was invested in heavy industry, construction, and armaments. The number of Slovak academicians in the SAV increased, as did Slovak membership in the ČSAV:

ČSAV and SAV membership 1967–1987

Year	ČSAV			SAV				Per cent of SAV Men in ČSAV
	Number of Regular Members	Number of Corresponding Members	Total Number of Members	Number of Regular Members	Number of Corresponding Members	Total Number of Members	Members in ČSAV	
1967	57	148	205	25	31	56	19	9.0
1987	72	160	232 ¹	42	56	98 ²	45	19.0
Percentage increase	26.3	8.1	13.2	68.0	80.6	75.0	136.8	111.1

¹ 176 members or 76 per cent of the total were nominated since 1970.

² 78 members or 80 per cent of the total were nominated since 1970.

Sources: *Československá akademie věd. Slovenská akademie věd 1967. Informační příručka. Praha 1967.*

Czechoslovak Academy of Sciences 1987. Information Handbook. Prague 1987.

While the number of Czech members in the Academy remained stable at 186 in 1967 and 187 in 1987, membership in the SAV increased 75 per cent and Slovak membership in the ČSAV 136.8 per cent in the same period. The total number of Slovak academicians, however, stayed well below the ratio of 1:2 Slovaks to Czech in the overall population. In actuality, the ČSAV was basically a Czech organization and its Presidium exercised jurisdiction only over its Czech research institutes, not the Slovak ones, a situation legitimized by the federalization of the country in 1968.

Under "normalization" there was a striking increase in the number of ČSAV members from minor vocational and technical institutions and the applied professions. With 80 per cent of the Academy's members elected since 1970, by 1988 it had become

⁹⁰ *Ibid.* 36. – Ruble: *The Expansion of Soviet Science* 2–3.

⁹¹ *Československé akademie věd 1952–1982*, 39. There are minor discrepancies in all of these statistics from one source to another; cf. *Encyklopédia Slovenska*, vol. 5 (1981), where a total of 4086 workers is given.

a paragon of the policies of the Husák regime. Clearly, the political and ideological credentials of some new members overshadowed their scholarly achievements⁹².

The decline in authority and stature of the ČSAV in the 1980s was reflected in the rise in importance of the State Commission for Scientific-Technological Development and Investment (*Státní komise pro vědeckotechnický rozvoj a investice*) under the patronage of the veteran communist functionary Jaromír Obzina, who was Minister of the Interior from 1973 to 1983 and chairman of the Commission.

On 17 November 1982, thirty years after the ČSAV was formally inaugurated, a large audience gathered in the Palace of Culture in Prague to observe the anniversary. It was an occasion for celebration and self-congratulation that furnished propaganda for public consumption and reminded the country's hardnosed leaders that the Academy was a faithful servant in their system of rule. A brochure prepared for the event by a Czech historian of science invoked J. E. Purkyně, Gregor Mendel, Zdeněk Nejedlý, Jaroslav Heyrovský, and even Charles IV in hailing "the representative alliance" headed by the ČSAV that provided "a theoretical basis for the solution of complex practical problems" and advanced the cause of world peace⁹³. And the influential director of the Institute of Czechoslovak and World History concluded his narrative survey of the thirty years with similar optimism:

Never in the history of our nation has there been such a development of the sciences, their institutions, and their results as in the period in which the ČSAV developed and will further develop its activity. Its level of attainment bears witness to the extraordinary attention paid by socialist society to the progress of science, to the creative conditions for concentrated research work. The socialist integration of science, of the division of labor, and of the scientific front of the socialist lands, above all with the scientists of the Soviet Union, stands as one of the decisive factors not only in the scientific-technological, but also in the economic and social, development of the socialist state [...] The Czechoslovak Academy of Sciences has become a modern socialist scientific institution that, under the protection of the Communist Party of Czechoslovakia, wishes actively to assist in that development⁹⁴.

The downfall of communism in Czechoslovakia seven years later exposed the hollowness of these words and the fragility of the Academy's existence.

1989: Weaknesses at the threshold of change

With the change from a centrally planned bureaucratic economy and one-party state to a pluralistic political system, beginning in November 1989, the ČSAV faced a new and perilous situation. The new regime, committed to an emerging competitive free-

⁹² This characterization would seem to apply to regular and corresponding members elected in the late 1970s and 1980s such as: Zdeněk Češka (civil law), Jiří Dvořák (political economy), František Havlíček (history), Ladislav Hrzal (historical materialism), Miloslav Jirges (political economy), Ivan Krempa (history), Milan Matouš (communist theory), Viliam Plevza (history), Zdeněk Snítal (history), and Vladimír Ruml (philosophy).

⁹³ Nový, Luboš: *Tschechoslowakische Akademie der Wissenschaft. Geschichte und Gegenwart*. Prag 1982, 46.

⁹⁴ *Československé akademie věd 1952–1982*, 116. The writer was Jaroslav Purš, a specialist in economic history and the history of technology, elected a corresponding member in 1972 and a regular academician in 1981.

market economy, represented an adversary, to whom the Academy was a burden on the state budget and a haven for old-time communists and superfluous functionaries. The ČSAV, along with museums, orchestras, universities, and the arts, became the target of a series of incremental reductions in public funding that forced serious retrenchments. The government believed that subsidizing such institutions retarded society's transition to a free enterprise system. Furthermore, the premises occupied by the Academy's 69 institutes, 9 joint establishments, and 43 affiliated societies were subject to return to their previous private, corporate, or church-related owners, pending court approval of their claims to restitution⁹⁵. Suddenly, jobs, offices, and laboratories that people thought were lifetime in tenure began to melt away.

The ČSAV was particularly vulnerable to these distressing changes because of its internal weaknesses. Its claim to be Czechoslovakia's "supreme scientific institution" clashed with the reality of its mediocrity in the past two decades. Its authoritarian structure was incompatible with the country's new freedoms to speak, assembly, and publish⁹⁶. Discussions at meetings of the General Assembly of Members were usually dull and inconsequential. The staffs of its social science institutes (economics, history, philosophy, prognostics, sociology) wanted freedom in research and contacts with the West. They resented lower per capita funding than that allotted to the physical and technical scientists, a feature, to be sure, also common to foreign academies of science, but that was no consolation. While Western scholars had xerography and advanced computers, ČSAV copying machines were carefully rationed, and the first personal computer was not installed at the Historical Institute until 1988. The physical scientists had to cope with outmoded equipment and restrictions on international travel. All worked under the scrutiny of Argus-eyed party zealots and security agents, whose negative reports could affect one's career.

There were other irritants. The classification system called *nomenklatura* assigned each individual a defined duty that had been approved, not only by his supervisors in the laboratory or institute, but above all by the relevant committee of the Communist Party. The system, which took shape in the 1970s, knit every employee and work place to a formal mode of reporting, review, and decision-making. In Prague, the ultimate authority was the central committee of the Communist Party of Prague. This gave the party elite immense power over scientific research and personnel. The ČSAV itself functioned under this prescribed chain of command, which kept control and feedback within the party committee at each administrative level. Difficult or unpleasant decisions would be postponed by faint hearted directors of institutes or passed along to a higher level of authority to be resolved. This further concentrated power in the powerful academicians on the Presidium and in the party committees. The *nomenklatura* was a system adapted to the Academy's authoritarian structure,

⁹⁵ E.g., Šmahel, František: *Historia calamitatum ... Bulletin Historického ústavu ČAV* 4/3 (1993) 1. For other sources of information about the ČSAV in its final years, the author thanks Jan Janko, Leoš Jeleček, Alena Míšková, and Zdeněk Šolle. The responsibility for its use in this essay is entirely his own.

⁹⁶ On similar phenomena in Polish institutions, see Staniskis, Jadwiga: *The Dynamics of Breakthrough in Eastern Europe. The Polish Experience*. Trans. Chester A. Kisiel. Berkeley CA 1991.

whereby party bureaucrats controlled budgets and jobs, enforced conformity, and subjected research and research workers to politics and dogma⁹⁷.

Disparities in the apportionment of rewards and resources were another source of discontent. At the close of the Husák era, the ČSAV had 78 academicians and 160 corresponding members. Their privileges and those of their staff favorites were resented. Employees lacked a strong trade union that could defend their interests. There was one for specialists in science and education (*Odborový svaz pracovníků školství a vědy*), but it lacked strength and membership was voluntary. Worker grievances were being negotiated in 1968 but this was cut short by the invasion. With free expression blossoming after November 1989, the Academy faced not only the animus of anti-communist government ministers but also reports in the press as an "isolated colossus" and "endangered dinosaur."⁹⁸ Scholars in Moravia and Silesia complained of discrimination and neglect⁹⁹. The government prepared measures to reduce the Academy's labor force while boosting its productivity. Scientists worried that budget cuts would force talented colleagues from their institutes¹⁰⁰.

In the early 1990s, with the government pondering how to refashion the ČSAV and the universities, a struggle for survival ensued in which contending constituencies in these institutions sought to influence the final decisions. The public dissection of the ČSAV in parliamentary hearings and the mass media revealed how differently it had evolved under "normalization" from its exemplar, the Soviet Academy of Sciences. That monumental institution had accumulated immense respect in its sixty years of operation since the 1920s. It pioneered the modern concept of the integrated research institute as the basic organizational form of scientific research¹⁰¹. It endowed the director of the institute with great authority, including a high degree of autonomy in distributing his budget among the institute's departments and individual researchers. It developed a system of graduate research within the Academy, but not in so domineering a manner as to engage the universities as antagonists. It endowed the title of "academician" with greater professional prestige than that of any other in the Soviet

⁹⁷ Compare the role of the Academy's *nomenklatura* with that in the Czechoslovak medical profession, where "a handful of powerful physicians" in the medical *nomenklatura* controlled health norms and standards. The daily clinical work, however, was largely in the hands of non-party physicians sufficiently skilled to control clinical practice; but no independent medical profession free of party domination was able to develop during communist rule. Heitlinger, Alena: *The Medical Profession in Czechoslovakia: Legacies of State Socialism, Prospects for a Capitalist Future*. In: *The Changing Medical Profession: An International Perspective*. Ed. Frederic W. Hafferty and John B. McKinlay. New York 1993, 172–183, here 180–181.

⁹⁸ Holub, Petr: *Ohrožený mastadont*. Respekt 8, –14.2.1993.

⁹⁹ Podorský, Vladimír: *Jak je to s naší vědou?* Universitas: Revue Masarykovy University v Brně 6 (1991) 56–61. – Pavelčíková, Nina: *Jště o Akademii věd*. Lidové noviny 1 February 1993. On problems in the SAV see Štefaničová, Tatiana: *K problémům vysokých škol a vědeckého výskumu na Slovensku*. Naše snahy 29/2 (1993) 10–12.

¹⁰⁰ On the issues confronting the ČSAV, see the survey of the press by Efmertová, Marcela: *Informace o vývoji ČSAV po listopadu 1989, získané z výstřižkového archivu Tiskového odboru ČSAV (ÚTDV)*. Praha 1992.

¹⁰¹ Graham: *Science in the Soviet Union* 175.

Union. By the 1930s, the Soviet Academy was the only one of the academies of science founded in the eighteenth century that still intellectually dominated its country's research¹⁰². It expanded the system of centralized research institutes to include industrial technology alongside fundamental science¹⁰³; but by placing its institutes in the capital cities rather than near the industrial plants, it created serious problems of linkage between science and production. The Academy finally began to tackle this in the 1960's, many years before the ČSAV tried to resolve similar problems.

This capacity for self-reform was a major reason for the durability of the Soviet Academy as the country's largest and most powerful scientific institution. As described by an expert on the Soviet Academy, there were others:

The Academy of Sciences has been fortunate throughout its history during the Soviet period in having a series of leaders of exceptional quality who devoted themselves to advancing its interests [...] not only the president of the Academy, but a host of scholar-administrators at the vice-president, scientific secretary, division and institute levels who have repeatedly demonstrated their ability to solve both administrative and intellectual problems [...]

Against this background, the leaders of the Academy [...] adopted the policy of proving the value of the Academy to the Soviet regime by simply out-performing all its competitors – the universities, the new Communist Academy, the branch and ministerial organizations [...]. The Academy has its critics among scientists [...] but the predominant opinion among Soviet intellectuals seems to be that the differences between the Academy and the rest of the research establishment are important ones that should be preserved [...] and this alliance of establishment and non-establishment sentiment is rare among intellectuals in the Soviet Union and is one of the hidden strengths of the Academy¹⁰⁴.

These observations were made when the Soviet Academy stood at the high noon of its fame and had forged strong links with the universities in teaching and research. In comparing the Soviet and Czechoslovak institutions, it would be manifestly absurd to substitute "the ČSAV" for mention of the Soviet Academy in the above passage and still preserve any semblance of reality, even for the upbeat 1960s. From 1969 to 1989, the gulf between "establishment and non-establishment sentiment" was a pronounced and permanent feature of Czechoslovakia's learned estate. It was specifically manifest in the struggle for resources and prestige between the universities and the Academy, which was one of the salient weaknesses in the ČSAV's position as it faced dispiriting threats to its survival as a significant research institution.

Challenge and response, 1990–1992

The demise of the communist monopoly on power ushered the ČSAV into the final three years of its existence. It responded to the challenge of a changed regime by altering its administration and procedures, democratizing decision-making, and improving relationships with sister institutions in education and culture. But it could not survive the break-up of the country and with it the end of the rationale for a pro forma joint academy of Czech and Slovak scientists. Well before the break-up, the Czech

¹⁰² Ibid. 178.

¹⁰³ Ibid. 179–182.

¹⁰⁴ Graham: *The Role of the Academy of Sciences* 126–127.

government and press spoke out against any large-scale subsidized central organization for research in the post-Communist period. The Academy continued to function, but it was weakened by annual cuts in funding that over the period reduced its budget by over 50 per cent. Inflation, meanwhile, was growing at an average of more than 10 per cent yearly. The fiscal squeeze sent shock waves throughout the Academy.

Despite this crushing burden, the Academy pressed ahead heroically in its effort at self-reform. A number of elder, relatively uncompromised and independent-minded academicians cooperated with younger colleagues to shape the transition from the authoritarian past. A representative assembly – the Chamber of Elected Representatives (*Komora volených zástupců*) – was elected by research workers in the institutes. In soon superseded in decision-making power the ossified General Assembly with its many communist members. The research institutes got new directors elected by their staffs. The ČSAV got a new president in the person of organic chemist Professor Otto Wichterle, and a new Presidium was appointed by the government on 16 July 1990.

In mid-1990, the federal parliament approved revised By-Laws for the ČSAV pending permanent legislation that was eventually passed in May 1992, barely seven months before the country's break-up. The dismissal of 4,000 employees in a work force of over 12,000, the first of such massive reductions to occur, was painful. Some younger scientists, seeing the shape of things to come, left their institutes to enter other professions or business. Other were forced by stagnant salaries amidst rising rents and prices to seek second jobs or more remunerative work. A Grant Agency, authorized by law and separately budgeted and managed, began in the fall of 1990 to solicit proposals from research workers so as to stimulate innovation, competition, and productivity¹⁰⁵. The Academy's contacts with foreign, especially Western, institutions in the "European house" were renewed after decades of enforced isolation.

It is remarkable how many long-standing lackadaisical work habits were discarded and new methods used, with exceptions, to be sure, that are still apparent to the foreign visitor. The new directors of the ČSAV's institutes were chagrined at not receiving the full autonomy they had been promised, because a new central administrative bureaucracy soon replaced the previous communist officialdom. Applications for senior positions were publicly advertised with specific qualifications for the job, sometimes including "morally irreproachable" (*morální bezúhonnost*). Women for the first time began to enter upper-level positions, in moderate numbers, however. The multifarious learned journals published by the ČSAV were winnowed, their typesetting computerized, and their prices increased to bring them closer to self-sufficiency. The Academy's publishing ventures as a whole received a thorough scrutiny. From top to bottom, prudent management and higher performance standards characterized the institution.

In late 1991 and early 1992, the ČSAV encountered the gravest threat to its existence in forty years. The danger came from the freely elected Czech multi-party government and was aggravated by enemies of the Academy and critics in the media who amplified the faults of the ČSAV discussed above. The Minister of Education, Petr Vopěnka,

¹⁰⁵ Fakta a statistiky o grantovém řízení 1991. Československá akademie věd. Praha 1992, 4–10.

urged that the ČSAV be canceled not only as a slothful communist hangover but also to save money as part of the general campaign by the government against subsidized educational and cultural institutions. The stakes involved the only umbrella organization of scientific research in the country, a reservoir of talent and brains in many disciplines, and real property owned by the ČSAV totalling 4.9-billion Kčs and by the SAV 2.3-billions¹⁰⁶. The threat was compounded by the increasing probability that the common state of Czechs and Slovaks would split in two by the end of 1992, and with it the division of many institutions common to both partners.

The government's threat galvanized not only the Academy's staff to defend it but also officers and staffs at other institutions menaced by the budget cuts and official denigration of education and culture. This strengthened an incipient reconciliation between the Academy and the universities that had fruitful consequences for cooperative research. The alarmed heads of the endangered institutions met with the leaders of the Prague scientific councils of the ČSAV. They compared negotiations with Minister Vopěnka to Roosevelt's discussion with Stalin: "Unfortunately they fight with people who do not behave rationally [...]"¹⁰⁷. The objectors fortunately gained important allies in parliament and the government and won a provisional victory. The result was the Law of 6 May 1992, which recognized the Academy of Sciences of the Czech Republic (*Akademie věd České republiky*) as a legal personality, validated its new structures, and opened the way for its continuation after the impending and seemingly inevitable year-end division of the state. Another law passed on the same day provided for state support "for the pursuit of science and technology" in amounts to be set in the annual budget¹⁰⁸. It was decided that funding for the Slovak Academy of Sciences would come only from the government of that state, and that the ČSAV's property belonging to the SAV would be divided in a rough 2 to 1 proportion between them¹⁰⁹.

Conclusion

The experience of the ČSAV in the post-communist years resembled in certain aspects that of the Polish Academy of Sciences and the Academy of Sciences of the former German Democratic Republic. Each had similar problems of funding cuts, jeal-

¹⁰⁶ Kryl, Pavel: ČSAV před zrušením. Rudé právo 25. 8. 1992. – Koryta, Jiří: Akademie věd na rozcestí. Respekt 17. – 26. 4. 1992.

¹⁰⁷ Koubská, Libuše: Propask na akademické laguně. Lidové noviny 22. 2. 1992.

¹⁰⁸ Zákon České národní rady ze dne 6. května o Akademii věd České republiky. – Zákon České národní rady ze dne 6. května 1992 o státní podpoře vědecké činnosti a vývoje technologií.

¹⁰⁹ Sources for ČSAV on the period from November 1989 to December 1992 include the following: Wichterle: Vzpomínky 256–261. – Idem.: Perspektivy svobodné vědy. Reportér 23 (1990) 6–7. – Vlasák, Pavel: Z výroční zprávy ČSAV za rok 1991. Věstník ČSAV 101/1 (1992) 3–6. – Idem.: Hodnocení činnosti ČSAV za období po listopadu 1989. – Ibid. 101/2 (1992) 97–100. – Efmertová: Informance o vývoji ČSAV po listopadu 1989. – Bulletin Československé akademie věd 1991 and 1992. – Správy Slovenskej akadémie vied 26 (1990); 27 (1991); 28 (1992). – Bulletin Historického ústavu ČAV 1–3 (1990–1992).

ousy among institutions, recriminations over the past, and inadequate research facilities at high rentals¹¹⁰. From a bird's-eye view, the ČSAV's new leadership managed a difficult transition with skill and moderation. This review of the Academy's history has related, on one hand, the shameful treatment of its skilled scientists and the servility of its leaders before the bullying of the one-party state. It acknowledges those who resisted the complete surrender of their consciences and therefore were ready to respond after the unexpected collapse of their censors and overlords in 1989. On the other hand, it shows the Academy's role in preserving the venerable tradition of scientific organization among the Czech and Slovaks. The ČSAV, after all, nurtured two generations of scholars, some of whom produced important and enduring works in mathematics, the physical and technical sciences, the social sciences, and the humanities.

The Czechoslovak Academy of Sciences has bequeathed to the people of the former Czechoslovakia, and in particular to those of the present Czech Republic, an ambivalent legacy. This ambivalence is pungently expressed by the epitaph on a statue of Professor Zdeněk Nejedlý, the Academy's chief architect and first president. The statue was dedicated on 10 February 1993 in Nejedlý's hometown of Litomyšl. The occasion was the 115th anniversary of his birth. It reads:

Zdeněk Nejedlý, 1878–1962. He has augmented and harmed Czech culture and brought fame and disgrace to his native town, which values his good deeds and disdains his bad ones¹¹¹.

¹¹⁰ Wnuk-Lipinski, Edmund: Institute of Political Studies. *Politicus* No. 1, reprinted in ICCEES International Newsletter 32 (August 1993) 5–7. – Iggers, George G.: The Academy of Sciences of the GDR. The Forschungsschwerpunkt Zeithistorische Studium in Potsdam. German Studies Association Bulletin No. 1 (January 1994) 1–3.

¹¹¹ In Czech the epitaph reads: Zdeněk Nejedlý, 1878–1962. Rozmnožil i poškodil kulturu českou, přinesl poctu i úhonu rodnému městu, jež oceňuje dobré, zavrhuje špatné jeho skutky. Cf. Čorněj, Petr: Podivná cesta "vzhůru." *Lidové noviny* 4.3.1993, text of a lecture delivered at the dedication in Litomyšl. For the inscription see Holub, Petr: Kostlivec ve skříni. Vzpomínkový večer za Zdenka Nejedlého. *Respekt* 22.–28.3.1993.

MYTHEN UND SYMBOLE IN DER TSCHECHISCHEN PHOTOGRAPHIE

Von Pavel Scheufler

Die Photographie als Quellengattung stand lange außerhalb des Blickfelds der historischen, aber auch der kunsthistorischen Forschung. Dabei hat dieses bemerkenswerte Medium eine weitaus größere Aussagekraft, als es auf den ersten Blick scheint. Besonders aufschlußreich ist es zu beobachten, wie die Gesellschaft die Photographie nutzt und mißbraucht und wie die Photographie umgekehrt auf die Gesellschaft zurückwirkt und sie beeinflusst. Die Analyse solcher direkten Wechselbezüge zwischen der kollektiven Gemütslage und den Stimmungen der Gesellschaft einerseits und der Photographie, die sie jeweils hervorbringt, andererseits kann auch dem Historiker neue Perspektiven eröffnen.

Im Rahmen unserer Fragestellung wird die Photographie als Kommunikationsmedium aufgefaßt. Ich abstrahiere von den künstlerischen und den technischen Aspekten und konzentriere mich auf den faktischen Inhalt der Bilder. Dem Problem des Verhältnisses zwischen Gesellschaft und Photographie will ich mich auf dem Wege der Fragen nähern, wie eine konkrete Photographie gewirkt hat, warum sie so gewirkt hat und wieso sie letztlich entstanden ist. Außer Betracht bleibt dabei die Kategorie des sogenannten „künstlerischen Wertes“; hingegen ist die Persönlichkeit des jeweiligen Autors von Interesse, sofern sie für Kontext und Umstände der Entstehung einer Aufnahme sowie für deren Wirkungen eine Rolle spielt. Jedes der Bilder, die hier vorgestellt werden, steht gleichsam für einen „Typus“: das heißt, daß die Motive jeweils in vielfacher Variation anzutreffen sind.

Das Thema der „Mythen und Symbole in der tschechischen Photographie“ ist deshalb so eminent interessant und wichtig, weil Mythen und Symbole eine Schlüsselrolle im Emanzipationsprozeß der modernen tschechischen Nation gespielt haben, wobei hier Mythos als ein überzeitliches Phänomen verstanden wird. Es geht um ausschließlich tschechische Arbeiten; „tschechisch“ in dem Sinne, daß ihre Autoren nationale Orientierung und Identität bewußt lebten und zur Schau trugen. Unter historischem Gesichtspunkt wird der Schwerpunkt auf Werken liegen, die noch im Kontext der Monarchie entstanden sind. Es soll allerdings auch gezeigt werden, daß sich bestimmte Motive in transformierter Gestalt bis in die sozialistische Ära hinein erhalten haben: Einige der traditionellen Mythen und Symbole wurden als Archetypen gleichsam zu integralen Bestandteilen des genetischen Codes der tschechischen Gesellschaft.

Als Ausgangspunkt wurden die Ursprungsmythen der tschechischen Nation gewählt, um anschließend jene Mythen zu behandeln, die sich an historischen Persönlichkeiten, historische Orte und die Herrscher knüpften. Schließlich soll das Motiv der Flagge zur Sprache kommen und am Rande auch die Mythen des Bauerntums sowie

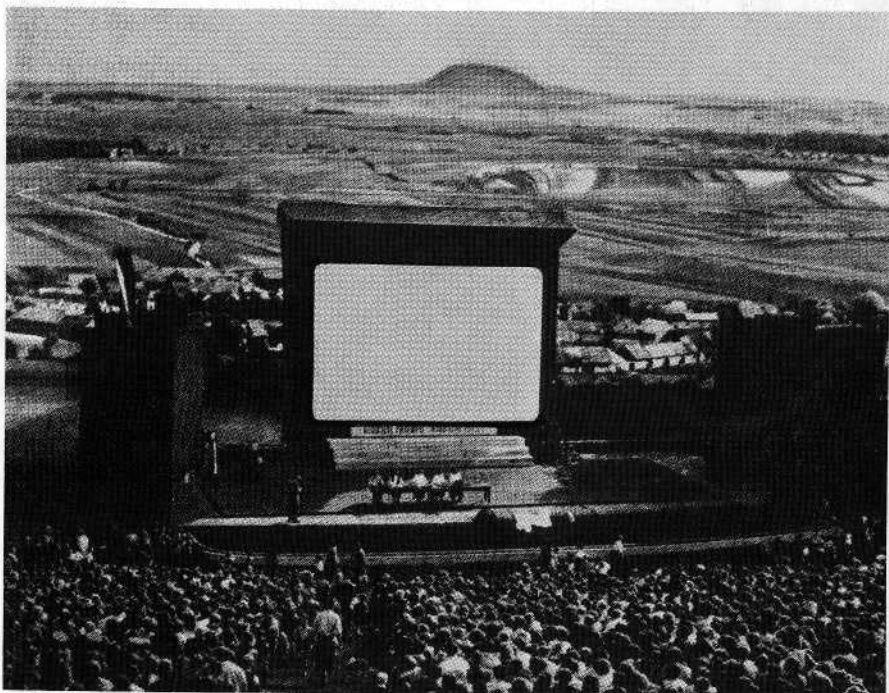
die der Technik und des Fortschritts. Es geht also um die Verknüpfung der spezifisch nationalen Thematik mit allgemeinen Gesichtspunkten der europäischen Zivilisation. Damit soll ein Beitrag zur Suche nach den Wurzeln der tschechischen nationalen Identität geleistet, und zugleich darauf aufmerksam gemacht werden, wie Photographien als historische Quelle genutzt und interpretiert werden können.

* * *

Das erste Beispiel, eine aus Anlaß des ersten Jahrestages der Tschechoslowakischen Republik herausgegebene Ansichtskarte, mutet in der lapidaren Symbolik wie eine vorgreifende Zusammenfassung an. Die plakative Komposition – eine Montage aus photographischen und zeichnerischen Elementen – verrät, daß die Karte für ein breites Publikum bestimmt gewesen sein muß. Sie zeigt eine Lektion aus der tschechischen Nationalgeschichte nach Palackýs Thesen und deren literarischer Verarbeitung nach Alois Jirásek: Die Vergangenheit symbolisieren einerseits der Georgsberg (Říp) als Ort des mythischen Ursprungs der Nation und andererseits Schild und Kelch als Attribute der hussitischen Revolution, des energischsten Aufbegehrens in der Geschichte der Tschechen. Die geflügelte weibliche Gestalt und der Regenbogen verkörpern die Vision der Zukunft. Das Datum erinnert an den Tod des Jan Hus – als ob eine verlorengegangene Bildunterschrift verkündet hätte: „Unsere Republik werden wir im Geiste der hussitischen Traditionen aufbauen.“

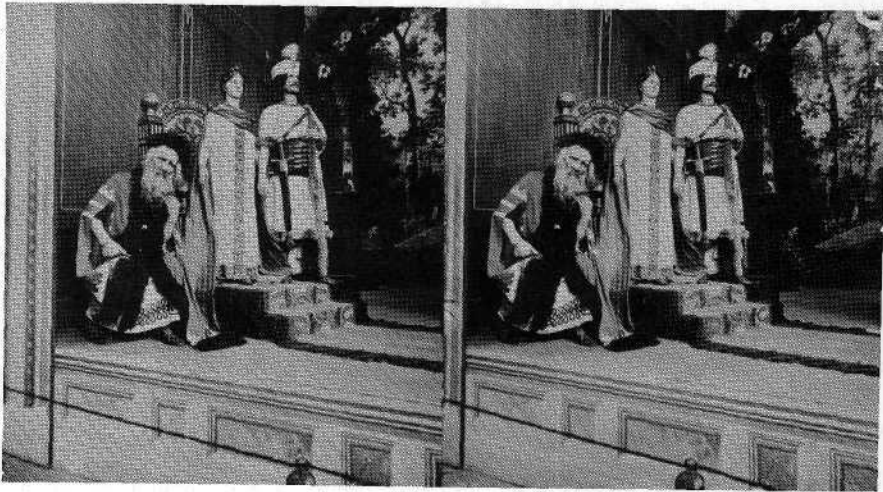


Die folgende Postkarte, ebenfalls für ein breites Publikum bestimmt, führt als weitere Dimensionen unseres Themas das zeitliche, das ideelle und das formale Moment ein. Im Unterschied zum vorhergehenden Bild handelt es sich hier um eine Dokumentaraufnahme. Die Darstellung ist noch plakativer und im Hinblick auf ihre ideologische Aussage noch prägnanter, einfacher zu erfassen: keine komplizierten Symbole, die historische Kenntnisse erfordern würden. Den Platz des geflügelten Genius mit der Vision der Zukunft nimmt hier eine große Projektionsfläche ein, die das Bild zu einem guten Teil ausfüllt und gleichsam in Konkurrenz zum mythischen Georgsberg tritt. Die Zukunft verkörpern hier die Bühne, die Tribüne, die Leinwand und das versammelte „Volk“. Das Bild trägt alle Züge engagierter Propaganda: die Volksmasse, die weiten Felder und den Wahlspruch unter der Projektionsfläche. Beide Beispiele illustrieren anschaulich, wie sowohl eine im Grunde eher schlicht arrangierte als auch eine dokumentarische Photographie im Dienste der Propaganda eine historische Botschaft zu vermitteln vermögen.



Zur Struktur des Mythos gehörten auch das Erzählen und Zeigen dessen, was sich zugetragen hat, „wie es wirklich war“. Letztlich hat sich die ganze tschechische Kultur so entwickelt, daß Belege und Zeugnisse für ihre Geschichtlichkeit gesammelt und zusammengefügt wurden. Das Photo „Krok, Libussa und Přemysl auf der Ethnographischen Ausstellung“ des Jahres 1895 zeigt Wachfiguren, ist also der Bildgattung nach wiederum eine Dokumentaraufnahme. Als Stereophotographie, die im Guck-

kasten von vielen Menschen betrachtet werden sollte, wurde das Bild jedoch zu einer gezielten Botschaft über den mythischen Ursprung des „tschechischen Stammes slavischer Nation“. In den heroischen Posen der Wachsfiguren schlug sich ein gängiges Klischee nieder. Die Darstellung bedurfte keiner näheren Erläuterung, sie war auch für Schulkinder auf Anhieb verständlich. Ihre Funktion war eine didaktische und psychologische.



Das Tableau vivant „Hommage an Palacký“ entstand 1895 auf der Bühne des Prager Nationaltheaters. Dominiert wird es von der auf Leinwand gemalten St. Wenzelskrone. Ihr direkt untergeordnet, aber in bezug auf die restliche Komposition auch ideell am höchsten, steht die Fürstin Libussa in der Pose der Prophetin, begleitet von Přemysl. Einen zweiten Höhepunkt bildet die Gestalt Palackýs. Neben ihm, freilich jenseits der Volksmenge, Kaiser Karl IV. Die Menschenmenge führt Jan Hus an; sein Gestus ist aus Václav Brožíks Gemälde „Jan Hus vor dem Konstanzer Konzil“ abgeleitet. Gleich hinter ihm steht Jan Žižka. Im zugrundeliegenden Schema waren die Namen und Rollen aller Figuren genau festgelegt; viele von ihnen können heute allerdings nicht mehr identifiziert werden, nicht zuletzt wegen der bescheidenen Qualität der Aufnahmen. Das Tableau stellt den Gegenpol zu den einfachen, klaren allegorischen Kompositionen für ein intellektuell anspruchsloses Publikum dar. Schon die Inszenierung auf der Bühne des Nationaltheaters bedeutet eine gewisse Exklusivität, und diese bestand auch darin, daß sich das Bild mit dem Abgang der Schauspieler auflöste. Die Photographie (beziehungsweise eine Zeichnung) war das einzige Mittel, das Bild und seine Botschaft einem größeren Publikum zugänglich zu machen. Am stärksten hatte das Tableau von der Bühne herab gewirkt; in der photographischen Reproduktion verlor es durch die Dichte der Details im kleinen Format beträchtlich an Überzeugungskraft. Die künstlerische und dokumentarische Intention überlagerte in diesem Fall die ideologische.



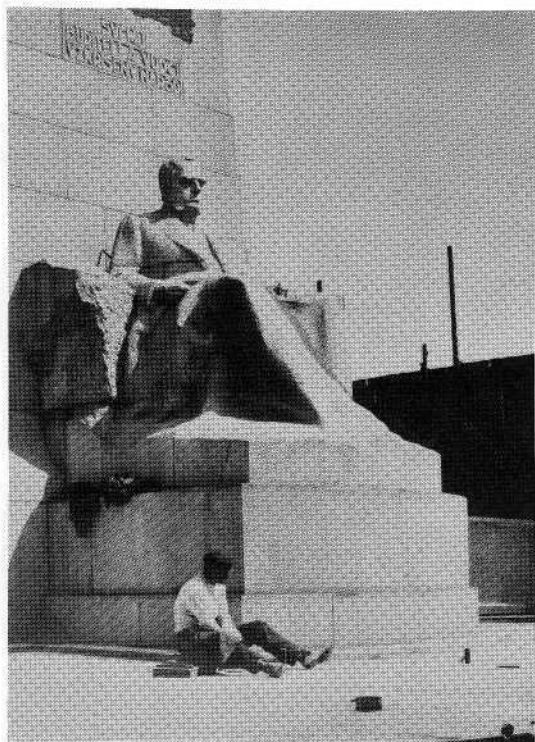
Eine weitere „Hommage an Palacký“: Die Montage einer Photographie mit einer Zeichnung in Kabinettformat wurde in großer Stückzahl vertrieben, war also dazu gedacht, im Album aufbewahrt zu werden. Hier überwiegt das künstlerische Moment; die inhaltliche Aussage bewegt sich auf der Ebene allgemein geläufiger Symbole. Das Bild ist als Ehrung der Persönlichkeit gedacht, eine ideologische oder didaktische Botschaft ist ihm nicht zu entnehmen. Der Photograph wollte Palacký als Menschen und Persönlichkeit zeigen, nicht seine Ideen vermitteln. In einer Zeit, als eine regelrechte Visitenkartenmanie herrschte und Visitenkarten mit Porträtphotos in Mode waren, zählte Palacký zu den meistphotographierten Persönlichkeiten der tschechischen Gesellschaft.

Es ist hinreichend bekannt, daß Palacký in seiner schwarzweißen, schematischen Sicht auf die Geschichte die hussitische Bewegung zum Glanzpunkt der tschechischen Geschichte erhob, daß er in ihr den ureigensten Ausdruck des tschechischen nationalen Charakters sah und sie als den wesentlichen Beitrag der Tschechen zur Menschheitsgeschichte feierte. Das von ihm gezeichnete Geschichtsbild beeinflusste die öffentliche Meinung über die tschechische Geschichte wohl am stärksten, und so war Palacký maßgeblich dafür verantwortlich, daß sich Tschechen und Deutsche in den böhmischen Ländern auseinanderentwickelt haben und die gemeinsame Kultur schließlich ganz verleugneten. Letztlich war es seine Darstellung der Geschichte, die zur selbstgewählten Isolation der tschechischen Gesellschaft geführt und die Neigung der Tschechen zur Selbstbespiegelung hervorgebracht hat.

Die Glorifizierung Palackýs, während seine Ideen zunehmend verflachten, und ein gewisser Narzißmus, mit dem die Tschechen auf ihre Geschichte zurückblickten, provozierten schon bei einigen Zeitgenossen eine Art nachsichtiger Ironie. Das Moment der Ironie und des Humors ist in der Photographie nur selten anzutreffen, schon weil

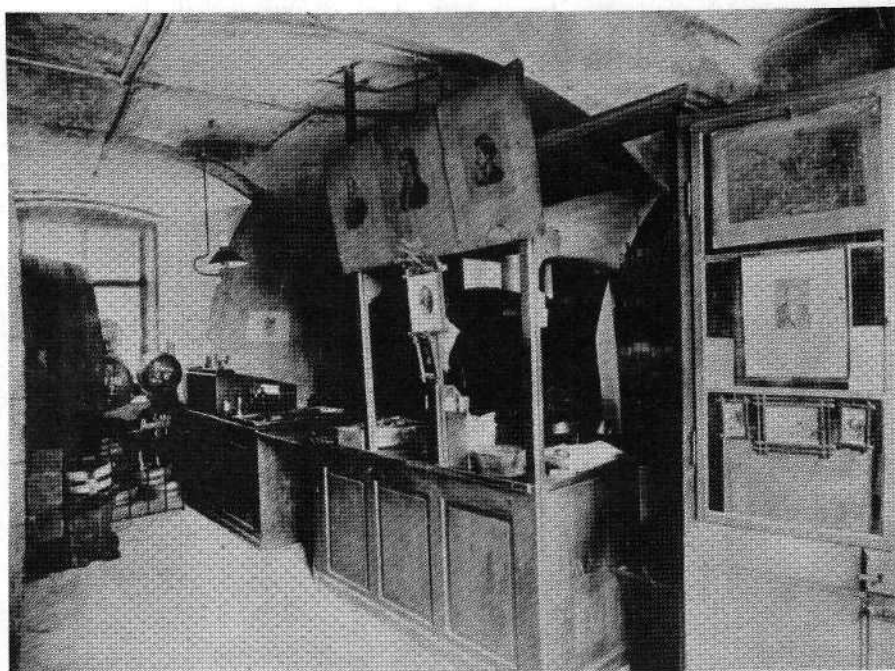


es eine Bereitschaft zur Selbstreflexion voraussetzt, die der tschechischen Gesellschaft in aller Regel fehlte; um so wertvoller sind die wenigen Zeugnisse. In den Jahren des wirtschaftlichen Aufschwungs nach der Jahrhundertwende wurde die Zeit dafür reif. Belege finden sich vor allem in der Literatur, etwa bei Jaroslav Hašek. Die Aufnahme des müden Mannes, wie er unter dem Palacký-Denkmal ausruht, verstehe ich als Versuch zur Selbstreflexion, zu ironischer Perspektive. Das Bild ist weder gestellt noch ein Zufallsprodukt. Der Photograph empfand im gegebenen Augenblick die Absurdität der Szene, er war dafür also offenkundig disponiert, und er reagierte. Die Sensibilität für das Absurde in der Kombination der Motive fügt sich ganz stimmig in die allgemeine Atmosphäre dieser Zeit ein, und sie ist auch charakteristisch für die Persönlichkeit des Photographen Jan Kříženecký, der in Böhmen als erster Filmkomödien gedreht hat.



Eine momentane Situation festzuhalten, einen flüchtigen Augenblick, ist die wertvollste Chance, die sich einem Photographen bieten kann. Die Photographie entfaltet ihre größte künstlerische Macht und Überzeugungskraft nicht in arrangierten Szenen, sondern eben dort, wo mit sicherem Gespür der richtige Moment abgepaßt wird. In der Vielzahl der berichtenden und beschreibenden Aufnahmen aus dem 19. Jahrhundert sind einige Aufnahmen zu finden, die – ohne daß es beabsichtigt gewesen wäre – auch einen sozialkritischen Aspekt enthalten. Über dem Tresen der Schnapsbrennerei, nahe bei den Fäßchen mit der Aufschrift „Rum“, hängen Porträts von drei Persönlichkeiten, die im patriotischen Milieu tiefste Verehrung genossen. Sie hingen dort als Zeichen für die politische Überzeugung der Betreiber der Brennerei und ihrer Kundschaft. Jan Neruda berichtet, wie junge Mädchen aus national gesonnenen Familien Bildnisse Havlíčeks und Riegers am Gürtel trugen. Das Bild erweist sich also bei näherem Hinsehen als eine Art Sonde ins gesellschaftliche Klima der sechziger Jahre, es dokumentierte die – allgegenwärtigen – Requisiten, über die sich die tschechische Öffentlichkeit dieser Zeit definierte, und es ist charakteristisch, daß es sich um historische Reminiszenzen handelt.

Im 19. Jahrhundert war Johann Amos Comenius die einzige auch außerhalb Böhmens bekannte historische Gestalt, die das tschechische Volk als Symbolfigur beschwor – zu vergleichen weder mit Jan Hus noch mit Karl IV. Die enge Perspektive der Tschechen bei der Betrachtung der eigenen Geschichte tritt auch hier wieder



zutage. Vor der Büste hat sich der Sokol von Náchod versammelt, um Comenius die Reverenz zu erweisen. Die Tafeln geben das Datum an und identifizieren das Ereignis somit als Festakt zur dreihundertsten Wiederkehr von Comenius' Geburtsjahr. Ohne Zweifel kam jeder der Gestalten eine Bedeutung zu, die sich im nachhinein jedoch nicht mehr bestimmen läßt. Als Gedenkblatt war die Aufnahme offenkundig für einen engbegrenzten Kreis bestimmt, nicht nur für massenhafte Verbreitung. Im regionalen Kontext war das Bild sicher leicht verständlich; es enthält aber einige Motive, die nicht allgemein gebräuchlich waren, so daß heute nicht mehr alle Bedeutungsnuancen zu entziffern sind.

Das gleiche Motiv ist hier aufwendiger und zugleich epischer, mit künstlerischem Impetus, inszeniert. Die Aufnahme ist im Atelier entstanden, und sie zeigt, wie Vertreter verschiedener städtischer Korporationen, von Handwerks- bis hin zu Kulturvereinigungen, Comenius ihre Verehrung darbringen. Er selbst erscheint in der Rolleneinkleidung eines Lehrers – die Personifikation ist eines der wesentlichen Elemente des Mythos. Ideeller Mittelpunkt der Szene ist die Büste. Die Volksmenge drängt sich um die Lehrgestalt; Aufmerksamkeit schenken ihr jedoch nur drei Kinder, während alle anderen zu dem Denkmal aufschauen. Es ist eine eindrucksvolle Demonstration der Notwendigkeit von Mythen. Die Illusion als Motiv, so bezeichnend für die populäre Kunst des 19. Jahrhunderts, ist hier zur Vollendung geführt, das Bild ist sicherlich das Werk eines erfahrenen Photographen. Dank der Klarheit in der Aussage konnte das Photo auch in offiziellem, gesellschaftlichem Kontext zur Anwendung kommen,



etwa in Schulen oder Schulbehörden, und zwar unabhängig vom Ort seiner Entstehung – es war Schlan (Slaný) – überall in Böhmen. Der Vergleich zwischen beiden Aufnahmen zeigt, welche Rolle die Professionalität des Photographen bei der Inszenierung eines solchen Bildes spielte.

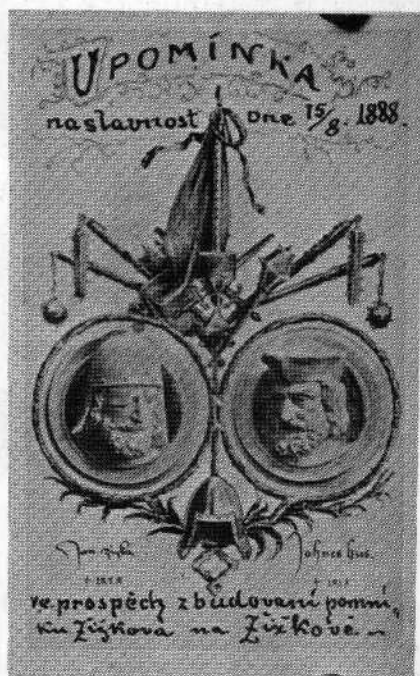
Neben den bereits genannten Figuren aus der tschechischen Mythologie gehörte Jan Žižka zu den wichtigsten. Verkörperte Jan Hus den Geist, so stand Žižka für Kraft, und eben deshalb wurde er weitaus häufiger dargestellt. Unter dem historischen Aspekt erscheint diese Resonanz absurd: Hussens Bedeutung ist eine übernationale, universale, während Žižka im Grunde nichts weiter war als ein fähiger Krieger. Dennoch: Er symbolisierte etwas, woran es dem tschechischen Volk in seinem Emanzipationsstreben zu mangeln schien. So war die Gestalt Žižkas aus Lebenden Bildern und verschiedenen Festakten kaum wegzudenken. Die Ausstattung mit Attributen blieb stets dieselbe: Augenbinde (mal über dem rechten, mal über dem linken Auge), in der Hand der Streitkolben und auf dem Gewand der Kelch. In dieser Formalisierung war die Figur auf den ersten Blick erkennbar, sie war zur Ikone erstarrt. In einer Zeit, die sich an der Vergangenheit berauschte, verkörperte der als Žižka kostümierte berühmte Schauspieler im Atelier des Photographen gleichsam auch den unauflöslchen Zusammenhang zwischen Vergangenheit und Gegenwart.



Neben der Vergegenwärtigung Žižkas mit Hilfe eines kostümierten Schauspielers waren auch Reproduktionen seines Bildnisses nach verschiedenen Kunstgegenständen sehr beliebt: In diesem Fall wurde um 1865 eine Plakette als Schmuckmotiv für eine Visitenkarte photographiert.

Das Časlauer Žižka-Denkmal gewinnt in dieser Photographie einen beinahe mysteriösen Zug. Die Untersicht steigert seine Monumentalität; außerdem ist der Hintergrund mittels eines Belichtungstricks abgedunkelt, so daß die Figur aus dem Bild herauszutreten scheint: Das steinerne Denkmal verwandelt sich in das Bild eines realen Helden.

Wie wir bereits gesehen haben, waren photographische Reproduktionen ein beliebtes Schmuckmotiv für Visitenkarten. Es war eine kostengünstige Möglichkeit, das Medium der Photographie wie auch dessen Themen zu popularisieren. In diesem Beispiel wird das Photo von einer erläuternden Beischrift begleitet: „Zur Erinnerung an die Benefizfeier am 15. August 1888 zur Errichtung eines Žižka-Denkmal in Žižkov“. Die Darstellung feiert die neuerworbene Selbständigkeit der Gemeinde Žižkov, die ursprünglich als Teil der Königlichen Weinberger entstanden war. Die Tendenz zur Mythisierung ist unverkennbar.

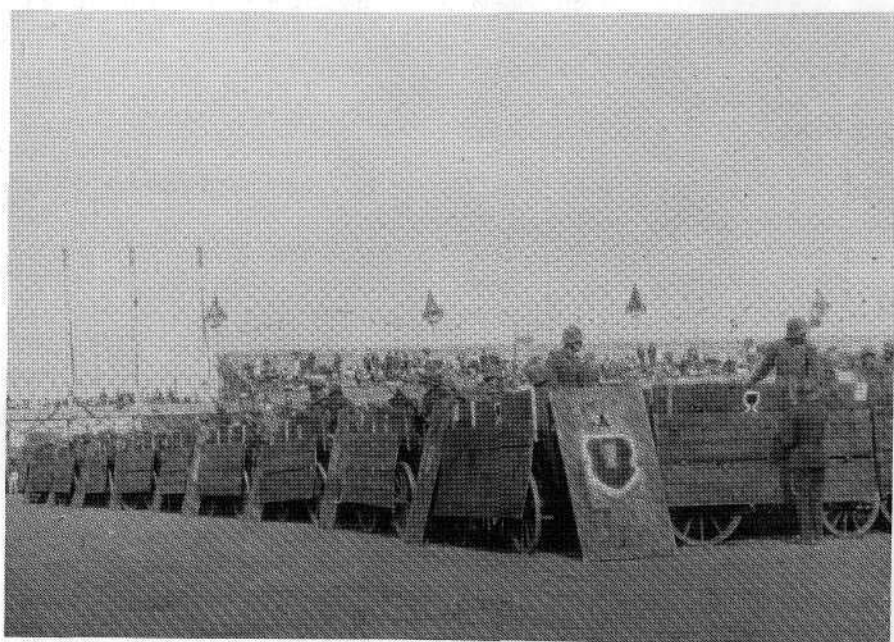


Zum Mythos um die Gestalt Jan Žižkas gehörte auch der Ort, an dem er gestorben sein soll. Die Aufnahme hat etwas Absurdes. Auf die Denkwürdigkeit des Ortes weist nur das Täfelchen mit der Inschrift. Der kleine Grabhügel aus aufgeschichteten Steinen und die Stäbe, die die jungen Bäumchen stützen, wirken nicht sehr würdevoll, auch sehen die Bäumchen nicht so recht lebensfroh aus. Als Visitenkarte war das Bild zweifellos für ein breiteres Publikum bestimmt; daß es weder Ehrfurcht erweckt noch an Žižkas Heldentum denken läßt, war sicher nicht die Schuld des Photographen.

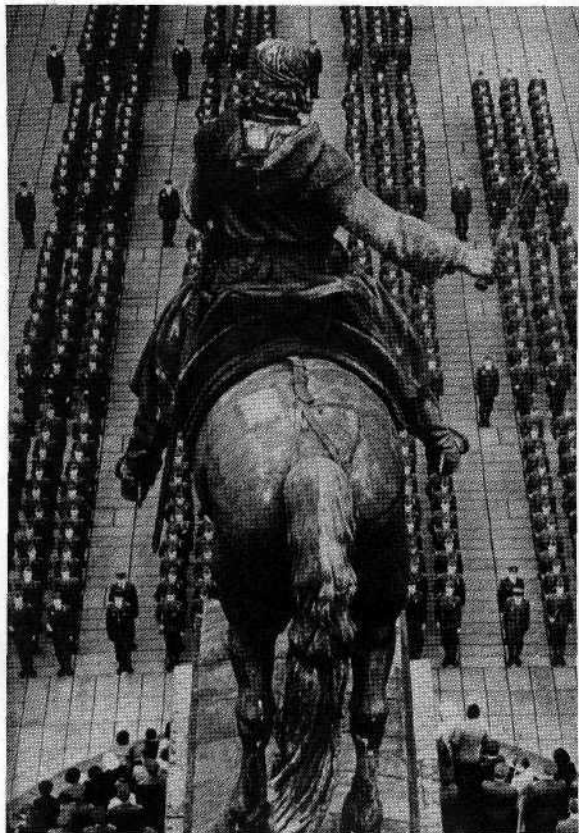


Mit bemerkenswertem Beharrungsvermögen begleitete die Beschwörung und Aktualisierung der hussitischen Bewegung als Prinzip alle Aufbruchphasen der Tschechen: beginnend mit der nationalen Emanzipation über die Anfänge der Ersten Republik bis hin zum „Aufbau des Sozialismus“. Das zyklische Wiederkehren gehört zu den charakteristischen Merkmalen eines Mythos: Die Zukunft erscheint aus diesem Blickwinkel als Wiederbelebung einer ruhmreichen Vergangenheit. So beschworen die Tschechen an jedem Neubeginn die ruhmreichste Epoche ihrer Geschichte, die sich in der Zukunft gleichsam wiederholen sollte. Die hussitische Wagenburg auf dem Sokol-Kongreß des Jahres 1922 wirkt in dem kolorierten Diapositiv wiederum einigermaßen absurd. Die Mythisierung der hussitischen Bewegung war zu einem wichtigen Instrument der ideologischen Propaganda geworden. Ihre Überhöhung als „Glanzpunkt der tschechischen Geschichte“ ließ sich zwanglos sowohl für den Nationalismus des 19. Jahrhunderts als auch in der sogenannten „wissenschaftlichen Weltansicht“ der kommunistischen Ära nutzbar machen. Die Photographie mit ihrer Suggestion der Authentizität war da das ideale Medium. Man gewinnt angesichts solcher Bilder den Eindruck, als ob sich die Tschechen ständig der Kontinuität ihrer Geschichte hätten versichern müssen. Diese Belebung einer kriegerischen Epoche hat nichts Romantisches, sie hat nichts gemein etwa mit der Aufführung historischer

Turnierkämpfe. Vielmehr handelt es sich um politische Propaganda, vorgetragen von offizieller Seite und deshalb auch mit einer gewissen wehevollen Würde. Besonders bizarr wirkt die Kostümierung der „hussitischen Krieger“ in Uniformen der tschechoslowakischen Armee: Es sind Zeitgenossen, die sich hinter der hussitischen Wagenburg verstecken.

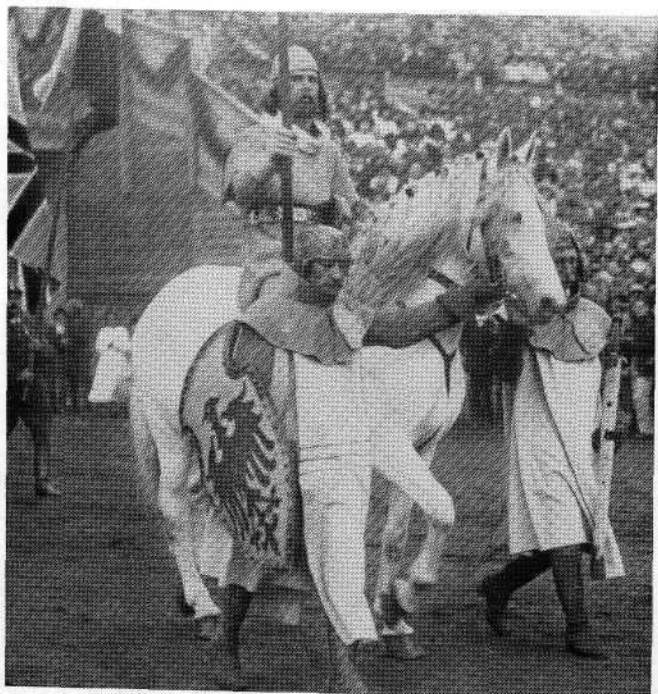


Auf diesem Photo aus dem Jahr 1981 legen die Rekruten ihren Eid auf dem Hügel Vítkov ab, zu Füßen des Žižka-Denkmal von 1946, der größten bronzenen Reiterstatue der Welt. Der Photograph hat die Perspektive so gewählt, daß Jan Žižka auf seine modernen Krieger herabblickt, die in seine Fußstapfen treten sollen. Die Aufnahme bekräftigt gleichsam das Gelübde und erweitert es um eine zusätzliche Dimension. Daß sie ideologisch-propagandistisch wirken soll, ist offensichtlich, sie ist darauf angelegt, den Betrachter zu manipulieren. Der Geist des Schauplatzes einer historischen Schlacht wirkte so stark, daß dort nicht nur das Denkmal, sondern auch ein Mausoleum für die Präsidenten der kommunistischen Tschechoslowakei errichtet wurde. Der einbalsamierte Leichnam des Arbeiterpräsidenten Klement Gottwald wurde hier unter den Klängen von Bedřich Smetanas Symphonie „Tábor“ zur letzten Ruhe gebettet. Das stetige Aktualisieren der hussitischen Tradition sollte auf die tiefreichenden Wurzeln der neuen Gesellschaftsordnung verweisen, und so wurde auch die alljährliche Zeremonie des Rekruteneides in diesem Sinne in Szene gesetzt.



Einen besonderen Platz nimmt im tschechischen Geschichtsdenken der Mythos des heiligen Wenzel ein, des wichtigsten Landespatrons. Die Tschechen empfanden sich immer als Herzog Wenzels Untertanen, und sein Kirchenfest war in Böhmen immer schon der bedeutendste Feiertag. In lebenden Bildern kam er im 19. Jahrhundert allerdings nur selten vor, und noch seltener oder nie als zentrale Figur.

Auf dem kolorierten Diapositiv vom Sokol-Kongreß des Jahres 1922 führt er, auf einem Schimmel reitend, das Heer an, das dem tschechischen Volk der Sage nach der einst zu Hilfe eilen soll. Hinter dem Reiter ist die britische Flagge zu erkennen; es folgten Flaggen weiterer Länder, in deren Armeen tschechische Soldaten als Söldner Dienst taten. Die Symbolik ist klar: Das mythische Gefolge des heiligen Wenzel, die mythischen Ritter sind auferstanden und haben der Nation die Freiheit erkämpft. So bizarr und in der Idee auch absurd das Bild ist, so stark war seine Wirksamkeit in der Öffentlichkeit – nicht zuletzt deshalb, weil es Teil einer Serie von Diapositiven war, die vom zentralen tschechoslowakischen Lehrmittelverlag vertrieben wurde. Vorführungen solcher Lichtbilder gehörten an den Schulen zur staatsbürgerlichen Erziehung.

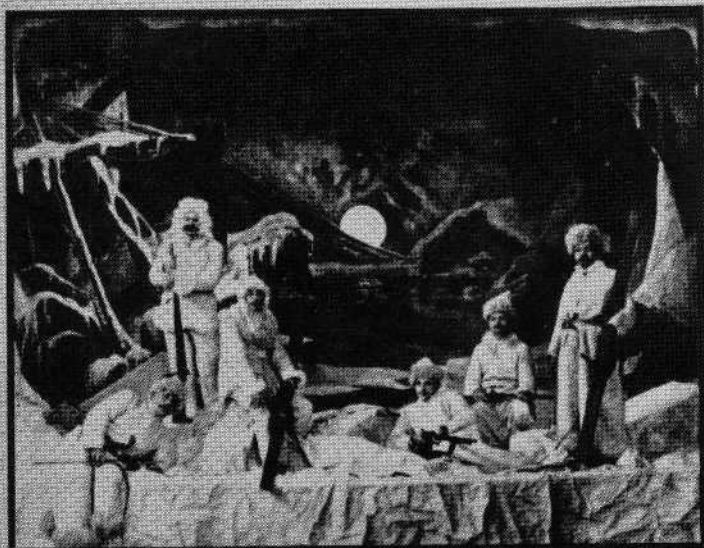


Das Tableau vivant „Tschechen am Nordpol“ vom tschechischen Künstler Karel Nĕmec wurde am 5. April 1909 aufgeführt. Hier schmückt es eine Musikkassette mit dem gleichnamigen Hörspiel von Jára Cimrman. Jára Cimrman ist die fiktive Gestalt eines tschechischen Universalkünstlers aus den letzten Jahren der Monarchie – ebenso fiktiv wie die tschechischen Geschichtsmythen. Aus seinem Mythos ist ein Anti-Mythos erwachsen. Leitmotiv der unter dem Namen Jára Cimrmans bekannten Stücke – die übrigens zu den populärsten in der tschechischen Theaterliteratur gehören – ist die tschechische Mentalität. Als typisch tschechisch wird der rührende Eifer vorgeführt, mit dem Laientheater die dümmlichsten Sujets präsentieren, als typisch tschechisch wird amateurhafte Pseudogelehrsamkeit verspottet, tschechisch ist der Minderwertigkeitskomplex der nachhinkenden oder verkannten Weltläufigkeit, tschechisch ist die Glorifizierung der nationalen Schwächen und Kulte, tschechisch ist auch der Kult um Provinzgenies. Die berühmten Handschriftenfälschungen, die die tschechische nationale Mythologie so nachhaltig geprägt haben, waren aus eben jener Mentalität hervorgegangen, die die Autoren der Cimrman'schen Stücke karikieren. Die Inspirationsquelle dieser Werke liegt irgendwo in der nationalen Wiedergeburtbewegung mit ihren Mythen und Symbolen, die hier raffiniert ausgespielt werden. Der Cimrman'sche Humor ist ein Versuch der Vergangenheitsbewältigung, ein Versuch, sich der Last der Vergangenheit zu entledigen. Er entstand in der politisch entspannteren und kulturell lebendigeren Atmosphäre der sechziger Jahre, und die Figur Jára Cimrmans muß auch als Versuch angesehen werden, die tschechische nationale

Smoljak/CIMRMAN/Svěrák

DOBYTÍ SEVERNÍHO PÓLU

*Čechem Karlem Němcem
5. dubna 1909*

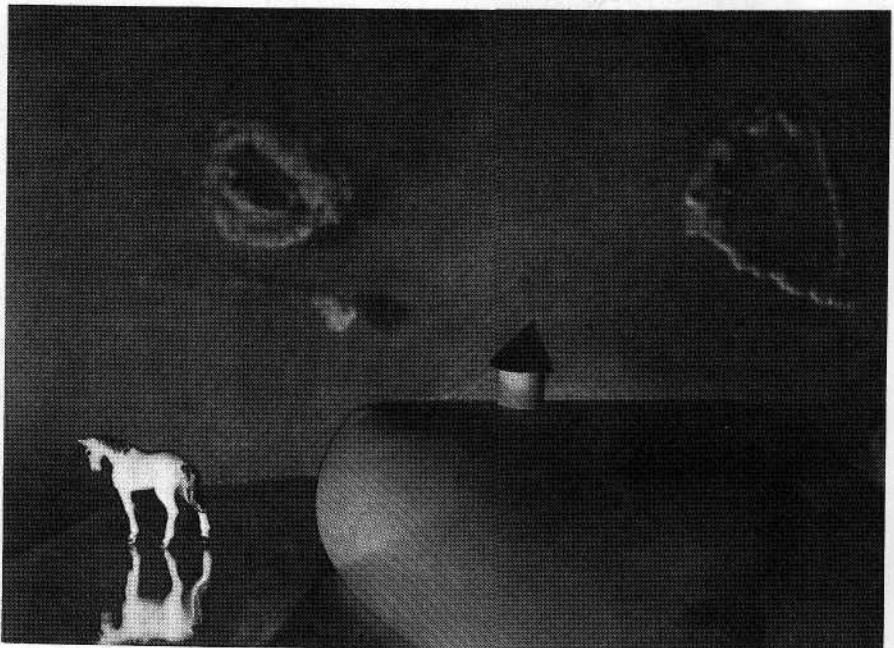


*„Češi na severním pólu“ se jmenoval živý obraz,
který pro návštěvníky výletní restaurace
Pod Vyšehradem vytvářela každou neděli
odpoledne místní sokolská jednota.
Černou ovci souboru byl Josef Janota
(vpravo v bílém), jenž večer
na téže jevišti
stával v konkurenčním
programu německém.*



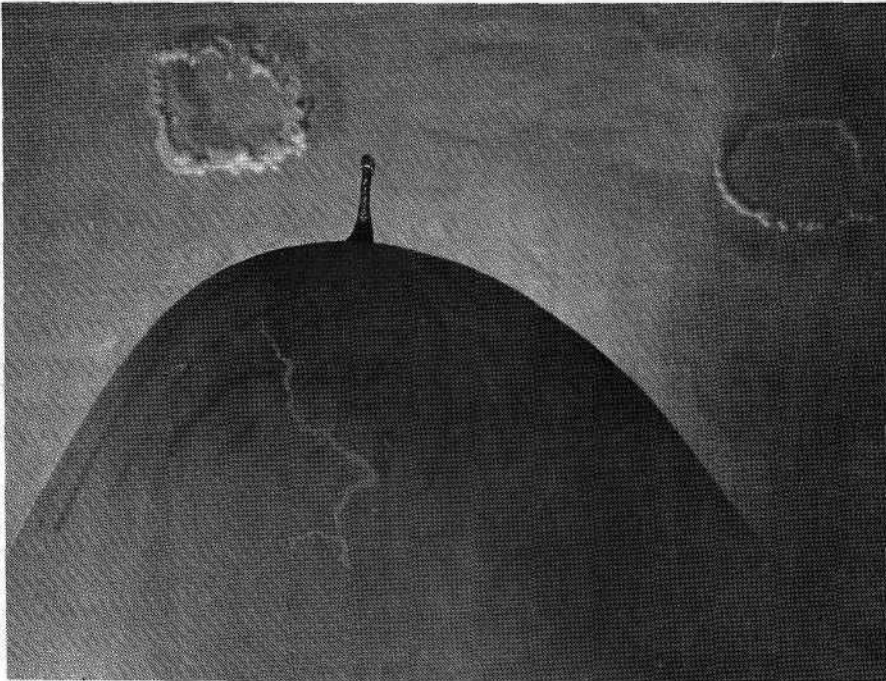
Mythologie zu demaskieren. Die Gestalt selbst verkörpert das bei den Tschechen so beliebte Spiel mit der Fiktion. Man denke in diesem Zusammenhang an die von Jaroslav Hašek gegründete fiktive „Partei des gemäßigten Fortschritts im gesetzlichen Rahmen“.

Ironie schwingt auch mit, wenn sich die Photographin K. S. (Kateřina Scheuflerová), die seit der zweiten Hälfte der achtziger Jahre tätig ist, der tschechischen Vergangenheit zuwendet. Dieses Bild thematisiert die Sage von dem Roß Šemík, das vom Wyschehrad in die Moldau gesprungen ist. Die weibliche Brust stellt den Wyschehrad-Felsen als sagenumwobene Residenz der Fürstin Libussa vor und verweist zugleich auf den erotischen Kern der Legende. Sie kann aber auch als Anspielung auf den Mädchenkrieg verstanden werden oder auf den Passus in der Cosmas-Chronik, wo Böhmen als das Land geschildert wird, wo Milch und Honig fließen. Die ironische Einstellung zu Mythen und Legenden, wie sie erst heute der jungen Generation gegeben ist, wird hier offenkundig. Charakteristisch ist auch die Vielschichtigkeit der Symbolik. In krassem Kontrast zu den schwelgerischen historisierenden Tableaux vivants des 19. Jahrhunderts wurde hier eine minimalistische Perspektive gewählt; das sagenhafte Roß ist ein Plastikpferdchen.



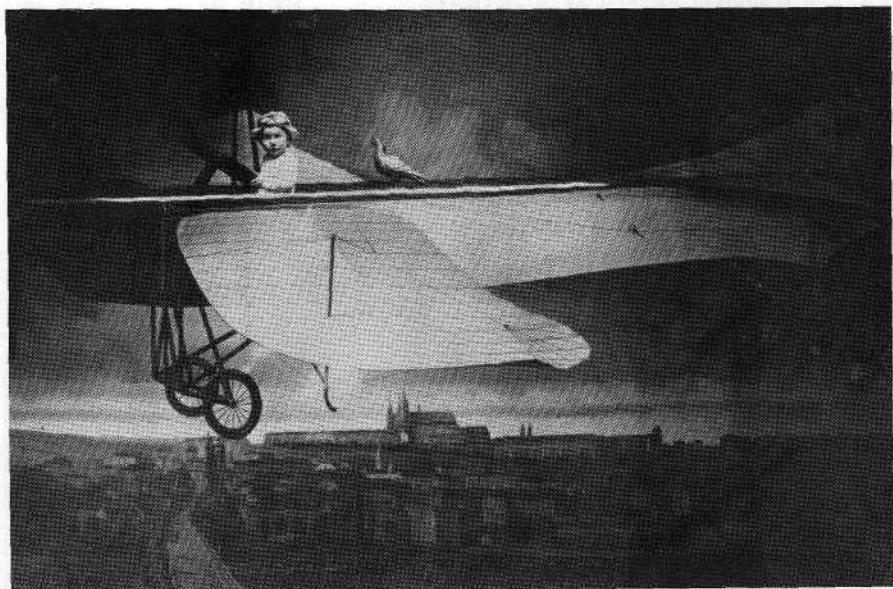
Der Wyschehrad gehört neben dem Georgsberg zu den mythischen Ursprungs-orten der tschechischen Nationalkultur. Deshalb wurde er zum Standort des „Slavín“, der letzten Ruhestätte der bedeutendsten Tschechen, gewählt. Die Maler der Romantik haben ihn sehr geschätzt. Für die Photographie dagegen war er schon immer problematisch – im Gegensatz zum Georgsberg, der sich als einzeln stehender Basalthügel bestens für die Rolle eines Symbols eignet, ist ein Felsen wie der Wyschehrad

nicht sehr photogen. Der ironisierende Akzent in der Aufnahme aus dem Zyklus „Tschechische Träume“ von derselben Photographin provoziert wiederum eine ganze Reihe von Assoziationen. Der Georgsberg war Schauplatz großer nationaler Demonstrationen, die sich seit 1868 bis in die jüngste Zeit zyklisch wiederholten, nach dem Zweiten Weltkrieg wurde dort ein Freilufttheater eingerichtet, wo das Prager Nationaltheater regelmäßig Libussa aufführte. Schon zuvor jedoch, als Ema Destinová die Libussa in einer Freilichtvorstellung auf dem Wyschehrad gesungen hatte, klassifizierte Karel Teige die Veranstaltung als „super dada“. In der Aufnahme vermutet man auf den ersten Blick wieder eine Brust, aber schnell genug kommt man darauf, daß es eine Brust nicht sein kann. Es ist vielmehr ein Knie. Der Berg Georgsberg ist als lapidares, allen Tschechen auf Anhieb verständliches Symbol ein Archetyp, und dennoch wirkt sein Symbol weniger vertraut als das des Wyschehrad.



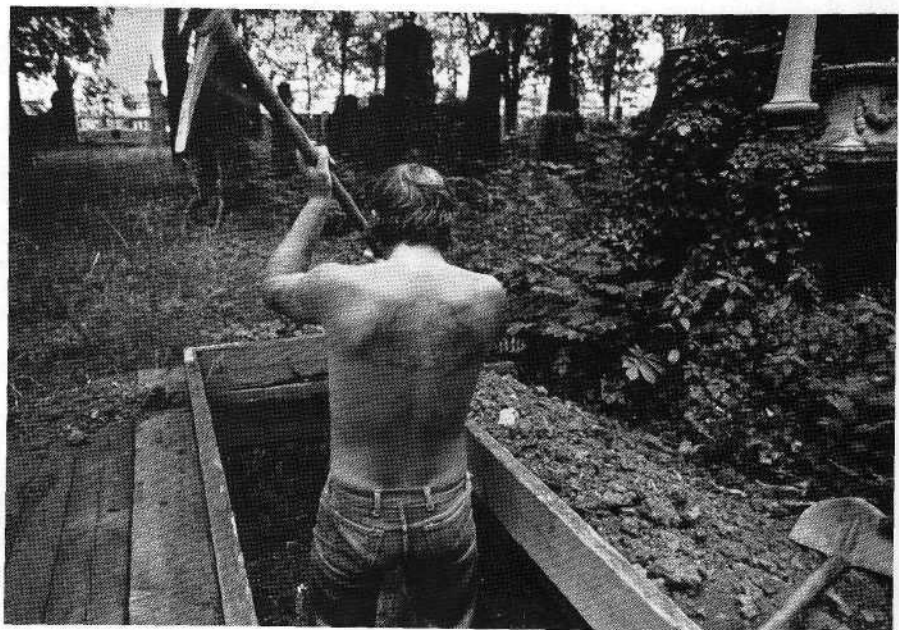
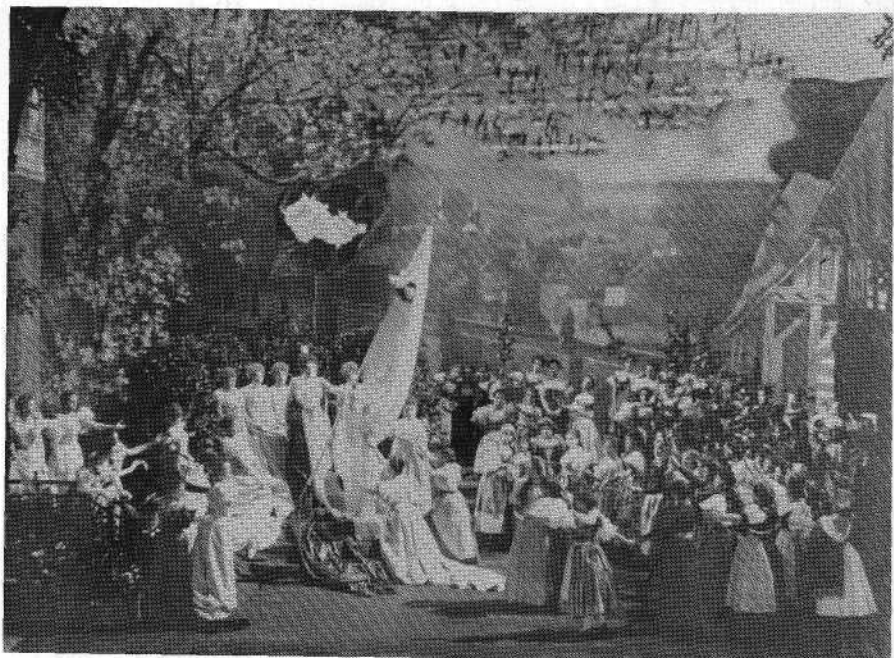
Anders als der Wyschehrad ist der Hradschin ebenso würdevoll wie photogen. Er ist die traditionsreiche Residenz der böhmischen Herrscher. Er wurde zu einem beliebten Motiv der Dekorationsmalerei, was zur Folge hatte, daß sich das Symbol in eine bloße Kulisse verwandelte. Nach der Jahrhundertwende fiel die erhabene Würde des historischen Denkmals dann endgültig der Banalisierung zum Opfer. Hier dient der Hradschin nurmehr als Hintergrund für das Flugzeug, das ihn als epochale Neuerfindung nicht zufällig halb verdeckt. Das Flugzeug ist ein Modell einer Maschine des Trautenauer Luftfahrtpioniers Igo Ettrich; sie hieß „Taube“. In dem hier gegebenen Kompositionszusammenhang symbolisiert es, wenn auch in trivialer Form, den

technischen Fortschritt; auf bizarre Weise sind in dem Bild der historische Mythos und der erst im Entstehen begriffene Mythos der Technik miteinander verknüpft.



In dem Tableau vivant von Jan Mulač erscheint der Hradschin ebenfalls als Folie, doch spielt der Hintergrund hier eine wesentliche Rolle: Er unterstreicht das Tschechische des Sujets und verleiht ihm Monumentalität. Die Symbolsprache der Komposition ist faszinierend: Über der Gruppe der tschechischen Frauen hängt an dem erblühten Baum eine herzförmige Frucht, ein Apfel mit einer Karte der Länder der böhmischen Krone (wobei Österreichisch-Schlesien auffällig hervortritt). Die Frucht spielt auf die Erkenntnis der Selbständigkeit an, aber auch darauf, daß die tschechische Eigenständigkeit das Stadium der ersten Blüten nunmehr überwunden hat und zur Frucht herangereift ist. Die Frauen, die ihr ihre Huldigung erweisen, sind teils städtisch-bürgerlich gekleidet, teils tragen sie ländliche Trachten. Der Hradschin als Herrschersitz erhält so mit dem bäuerlichen Motiv ein Gegengewicht.

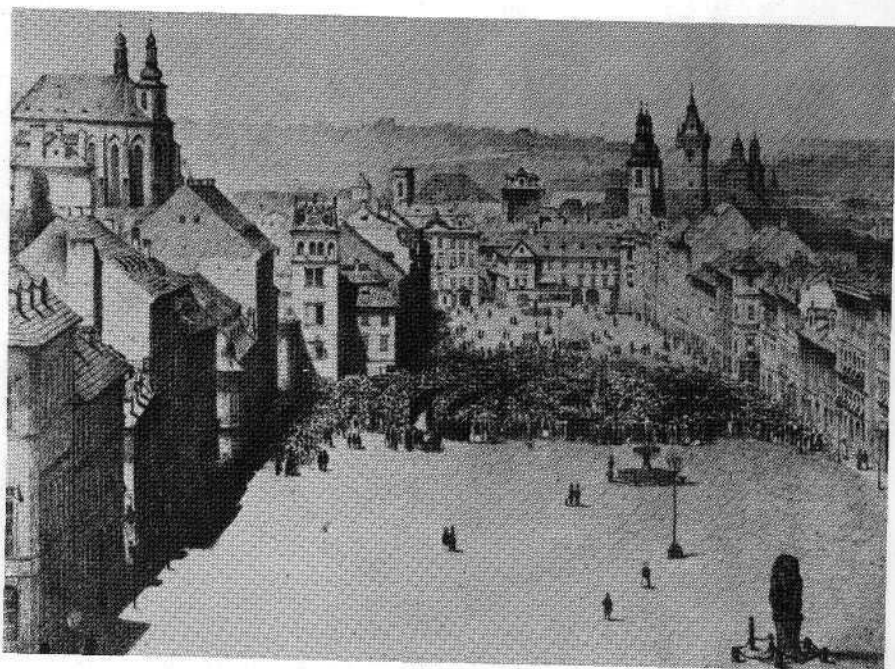
Die Aufnahme des Totengräbers mit dem tätowierten Panorama des Hradschin auf dem Rücken strahlt eine feine intellektuelle Ironie aus, wie sie für einige der in den achtziger Jahren tätigen Photographen charakteristisch ist. Die motivische Verkürzung läßt einen weiten Interpretationsspielraum offen: Man kann an ein Begräbnis der tschechischen Vergangenheit denken oder auch daran, daß jenen, die auf dem Hradschin residieren, eine Grube geschauelt wird. Seit der Mitte der siebziger Jahre und die ganzen achtziger Jahre hindurch war die tschechische Photographie geradezu aufgeladen mit versteckten Anspielungen, oft ironischer Färbung. Die allgemeine



Stimmung schlug sich hier unmittelbar nieder, und der feine Humor bot gerade den Intellektuellen ein Ventil. In dieser Hinsicht genoß die Photographie unter allen Kunstgattungen wohl die größte Freiheit.

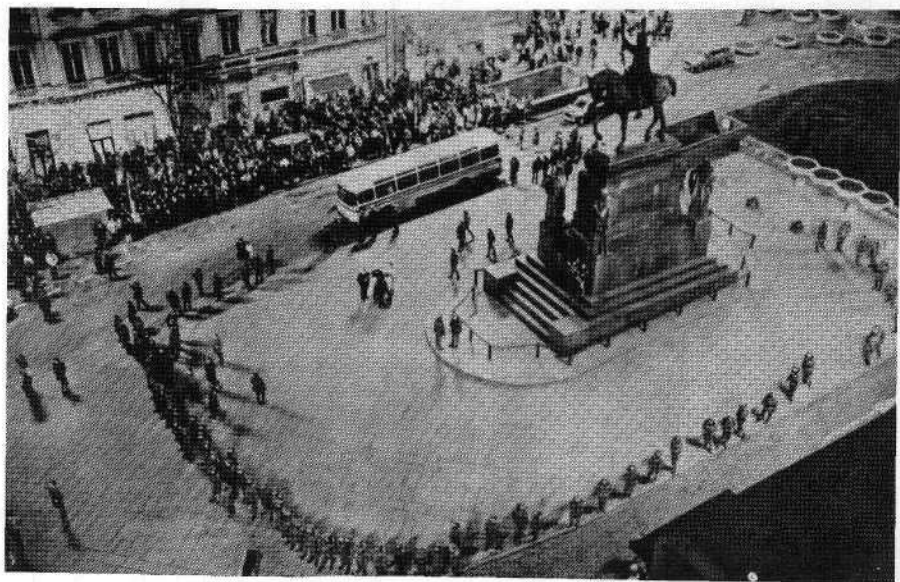
Der Mythos des heiligen Wenzel, wie er sich im 19. Jahrhundert herausgebildet hat, war von Anfang an untrennbar mit der Örtlichkeit des späteren Wenzelsplatzes verknüpft. Die Errichtung des heutigen Wenzelsdenkmals war fraglos ein ideologisch motivierter Akt. Eine Statue des heiligen Wenzel hatte auf dem Platz aber schon früher gestanden, schon zu Zeiten, als er noch Roßmarkt hieß und auch als solcher genutzt wurde. Der Name Wenzelsplatz kam erst nach dem Jahr 1848 allmählich auf, nachdem zu Füßen der Wenzelsstatue die Messe gefeiert worden war, die in Prag die Revolution in Gang brachte. Die St. Wenzelsmesse sollte das erste in einer Reihe einschneidender politischer Ereignisse werden, die vom Wenzelsdenkmal ihren Ausgang nahmen. Zugleich war Wilhelm Treitz' Daguerrotypie die auch erste Dokumentaraufnahme in der böhmischen Photographiegeschichte. Zum ersten Mal wurde eine öffentliche Veranstaltung photographisch festgehalten, und es war auch das erste Mal, daß ein Photodokument – dann allerdings in lithographischer Vervielfältigung verbreitet – das politische Bewußtsein der Öffentlichkeit beeinflußt hat. Das Bild wirkte gleichsam als Symbol des Aufbegehrens und des Widerstandes – eine Konnotation, die dem Wenzelsdenkmal seither geblieben ist.

An keinem anderen Ort in den böhmischen Ländern oder der Tschechoslowakei kam es seit 1848 zu so vielen politischen Demonstrationen. Angelpunkt war im 20. Jahrhundert allerdings schon das neue, größere Denkmal im oberen Teil des Platzes, in der Achse des Nationalmuseums. Die magische Kraft des Denkmals als Symbol

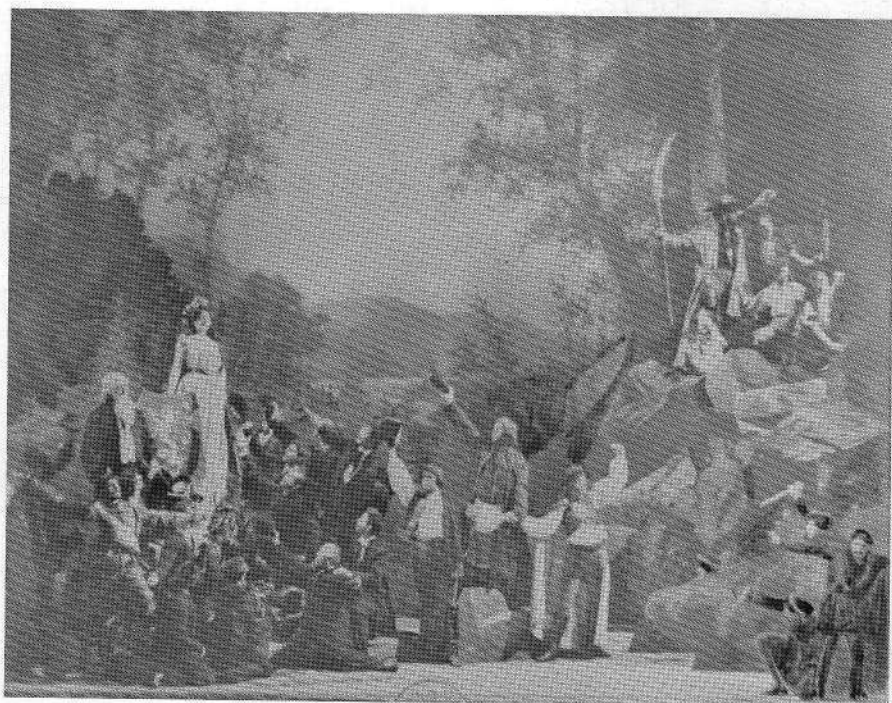


einer ruhmreichen Vergangenheit zog vor allem Gegner des kommunistischen Regimes an. Das Denkmal entwickelte sich zu einem geradezu mythischen Ort des Widerstandes. Im August 1968 war hier die zentrale Informationsbörse. Jan Palach übergießte sich seinerzeit unweit des heiligen Wenzel mit Benzin und lief dann als lebende Fackel auf ihn zu. Bei Demonstrationen wurde die unmittelbare Umgebung des Denkmals aus guten Gründen von der Polizei abgesichert; im Frühjahr 1969 wurde hier ein Wald aus kleinen Fichten aufgebaut, damit man sich dem Denkmal nicht nähern konnte. Dem Dämon des Mythos konnten sich also auch die Hüter des Regimes nicht entziehen. So war es auch im Januar und im November 1989. Die Aufnahme eines Photoreporters stammt aus dem Januar 1989. Kann man sich einen besseren Beweis für die politische Macht eines Mythos vorstellen?

Das Denkmal verkörperte längst nicht mehr einen Heiligen, es hatte nichts mehr mit Religion zu tun, es war vielmehr zu einem nationalen Symbol geworden, zu einem Symbol der Schicksale des tschechischen Volkes. Der Mythos des Landespatrons hatte sich in die zivile Sphäre verlagert, das Martyrium des Heiligen wurde mit dem Martyrium der Nation identifiziert. Dieser Bedeutungswandel reicht so weit, daß vielen heute gar nicht mehr bewußt ist, daß es sich eigentlich um einen Heiligen handelt. Für die Photographen ist die Gestalt in ihrer popularisierten Funktion eines allgemein zutiefst verehrten Symbols weiterhin ein reizvolles Thema. Variiert und bildlich artikuliert werden hier die verschiedensten Bedeutungsaspekte, auch widersprüchliche, und es fehlt auch nicht an Reflexionen von der ironischen Warte aus. Es gibt in Böhmen kein anderes Denkmal und keinen anderen Ort mit auch nur annähernd so wirk-samer Symbolkraft, und es dürfte nicht einen einzigen Tschechen geben, dem dieser magische Ort der Ehrfurcht und des Trotzes unbekannt ist.



In Lebenden Bildern des 19. Jahrhunderts erschien häufig die allegorische Figur der „Tschechia“ als Verkörperung der Nation. In dieser Aufnahme ist dargestellt, wie ihr Vertreter aller Volksschichten huldigen. Die Beschützer des Vaterlandes belauern den Feind, der sich voller Heimtücke zwischen den Felsen hervordrängt. Ich konnte keine Quelle finden, die die „Lektüre“ des Bildes erleichtern würde. Die Komposition mythisiert das „Volk“. Die zentrale Figur in der Gruppe um die „Tschechia“ trägt Tracht, ebenso die „Vaterlandsverteidiger“, deren Anführer – natürlich – als Chode kostümiert ist. Unter phototechnischem Aspekt sind hier die nachgezeichneten Gestalten der Feinde interessant, die im Augenblick der Aufnahme vermutlich in Bewegung waren. Das Bild war – schon aufgrund der bescheidenen Qualität – wahrscheinlich nur für das Theaterpublikum, als Erinnerung an die Aufführung, bestimmt. Zur breiteren Propagierung der Veranstaltung hätte sich eine Zeichnung besser geeignet, der allerdings das authentische Moment gefehlt hätte.



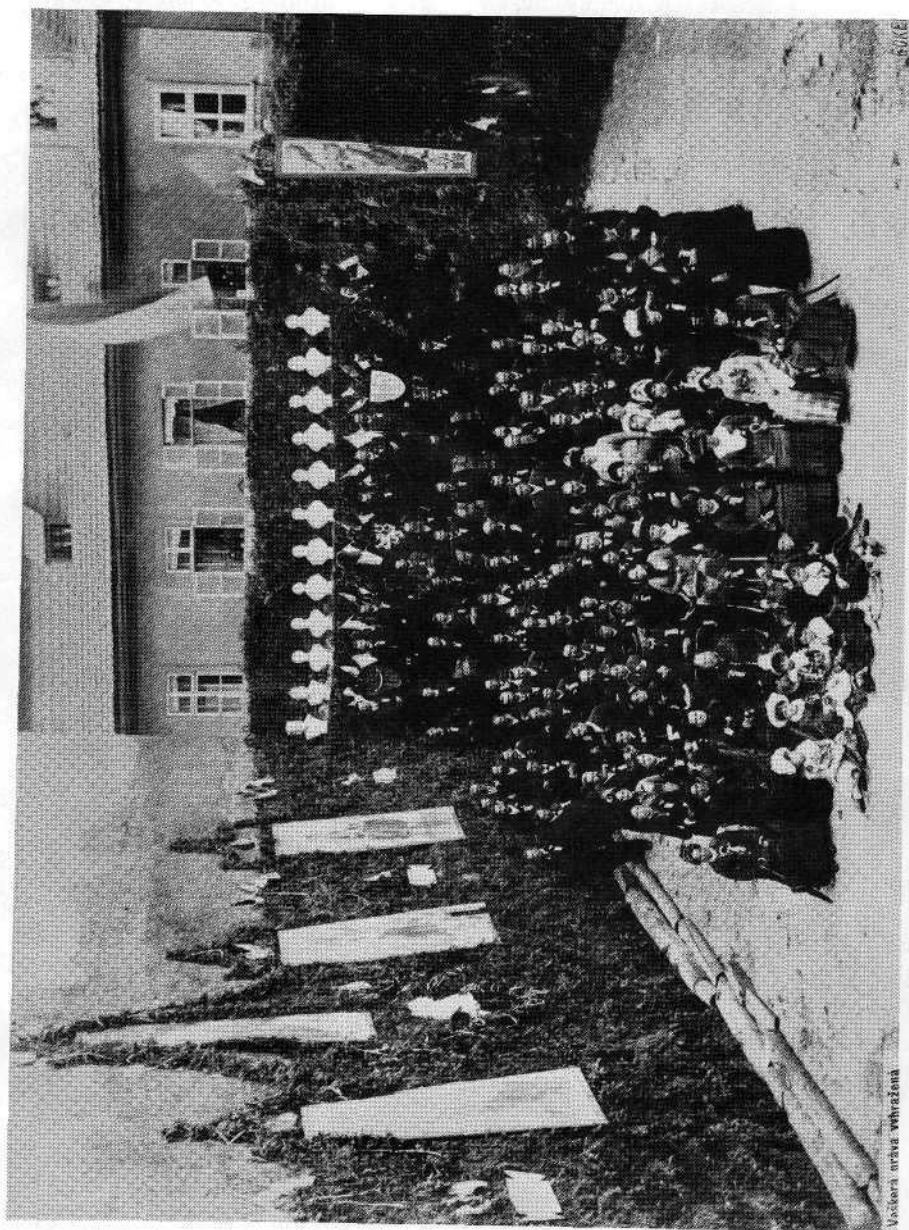
In diesem Fall handelt es sich um eine in Písek entstandene Atelieraufnahme mit eher lapidarer Aussage. Der Anlaß, zu dem das Bild angefertigt wurde, ist ebenso unbekannt wie sein Autor. Zu seit der „Tschechia“ sind hier Personifikationen Mährens und Schlesiens angeordnet, gekennzeichnet durch Wappenschilder. Das Buch in den Händen der „Tschechia“ verweist auf die historischen Privilegien. Die Mädchen-gestalt könnte die junge Freiheit verkörpern, die männlichen Figuren vertreten jeweils verschiedene Bevölkerungsgruppen: ein Sokol-Angehöriger, ein Student, ein Bauer

mit Sense, ein Intellektueller; der Arbeiter ist etwas in den Hintergrund gerückt. Mit seiner leicht lesbaren Komposition und eingängigen Symbolik konnte das Bild gut für ein breites Publikum bestimmt gewesen sein.



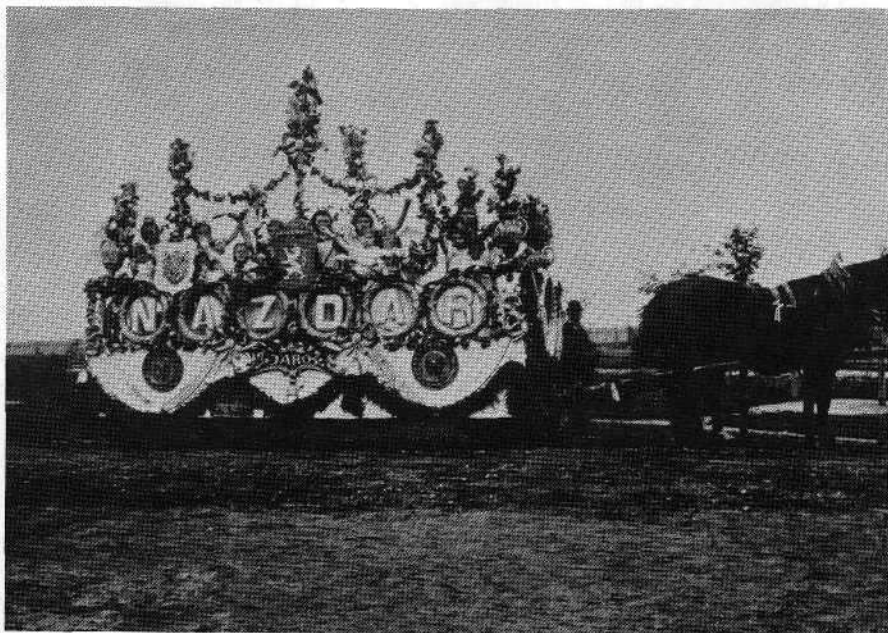
In den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts hat sich allem Anschein nach ein Kanon von Mythen und Symbolen herausgebildet, die bei feierlichen Anlässen zitiert wurden. Fast vollständig zeigt sie uns dieses im Gasthaus U Halánků aufgenommene Gruppenbild tschechischer Amerika-Emigranten aus dem Jahr 1888. Den zentralen Platz unter den nationalen Symbolen und den Büsten der böhmischen Könige nimmt die Büste Kaiser Franz Josefs I. ein, umgeben von Bildern historischer Orte, die als Landschaftsbilder formuliert sind.

Symbolische Bedeutung hatte im Laufe des 19. Jahrhunderts auch das ländliche, bäuerliche Milieu angenommen, wie es bereits aus der vorigen Aufnahme zu ersehen war. Der Mythos entwickelte sich als Bild des reinen, unverdorbenen Landbewohners, der unberührt geblieben war von den Lasten des städtischen Lebens und von der deutschen Sprache, die in den Städten vorherrschte. Natürlich haben dieses Bild auch Nachklänge der Romantik beziehungsweise deren spezifisch tschechischer Variante geprägt. Trachten wurden zu einem beliebten Motiv der Photographie; die Aufnahmen wurden oft in Serien herausgegeben. Die ländliche Tracht wurde zu einem unentbehrlichen Requisit verschiedenster nationaler Feierlichkeiten; in lebenden Bildern symbolisierte sie das Bauerntum. Die Aufnahme vom Blumenfest auf der Prager Sophieninsel dokumentiert nachgerade eine Übersättigung mit bäuerlicher Symbolik.

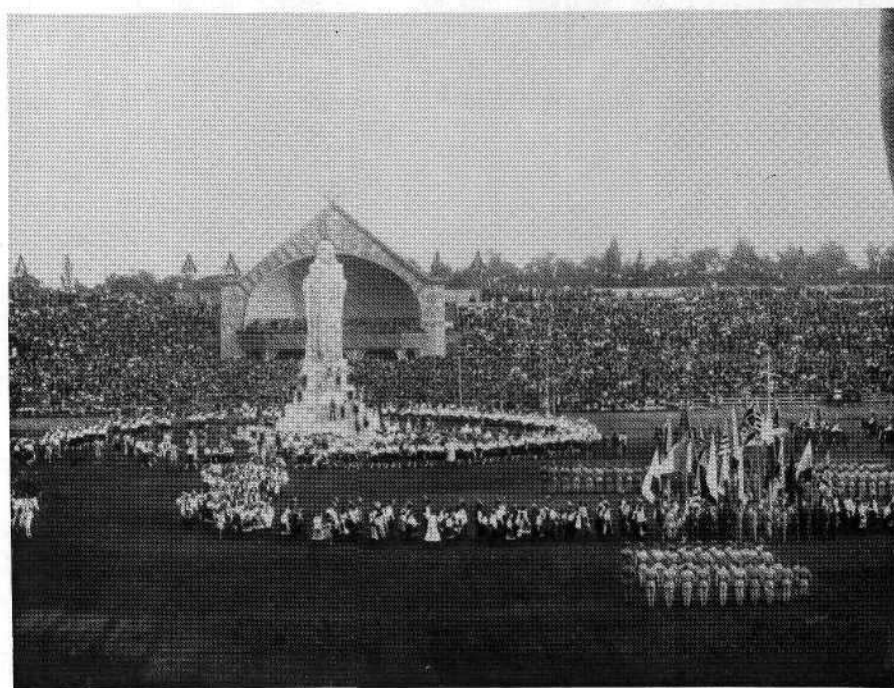
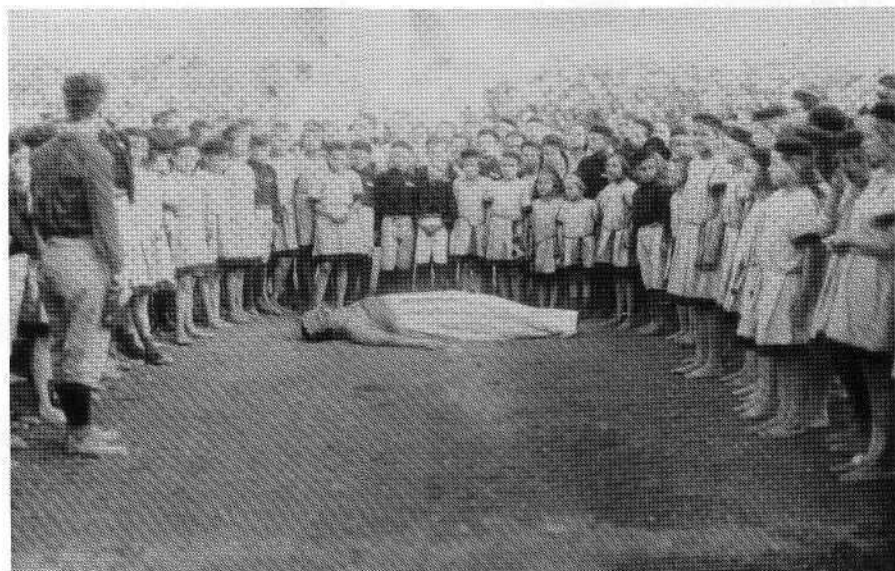


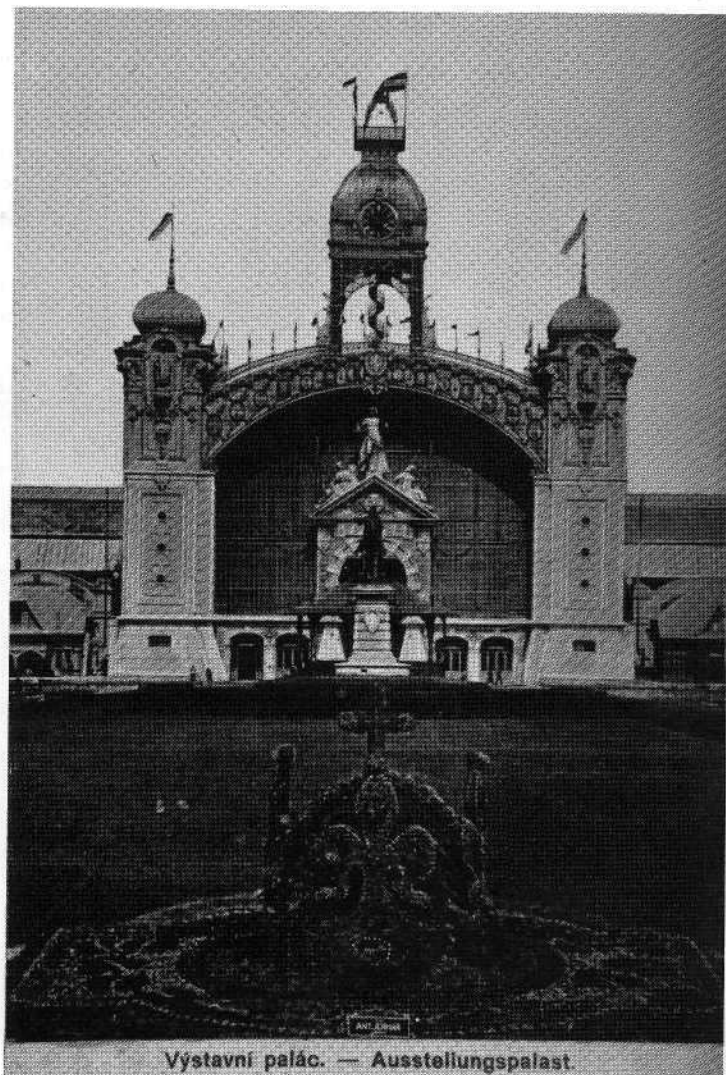


Solche Wagen mit allegorischen Kompositionen waren eigentlich bewegliche Tableaux vivants. Noch vor einigen Jahren wurden sie bei Umzügen zum Ersten Mai eingesetzt. Dieser Wagen mit dem Titel „Frühling“ stammt aus den Feierlichkeiten zur Eröffnung der Ethnographischen Ausstellung in Schlan/Slaný im Jahre 1894. Mit der Aufschrift *Nazdar* wünschte man der Ausstellung Erfolg. Es ist symptomatisch, daß aus dieser Ermunterung später eine gängige Grußformel geworden ist. Thema ist – wieder einmal – der mythische Uranfang. Mit dem Frühling beginnt in der Landwirtschaft das Jahr, und im übertragenen Sinne steht der Frühling für den Beginn des Lebens und für Wiedergeburt. Von Bedeutung ist hier auch das Motiv der Biene, das uns auf anderen Bildern bisher noch nicht begegnet ist. In der Literatur der nationalen Wiedergeburt waren Bienen und Honig Symbole des Slaventums, in direktem Zusammenhang mit dem Symbolmotiv der Linde – dem Pendant zur deutschen Eiche. Des weiteren stand die Biene für Fleiß und Tüchtigkeit. Der Wagen quillt über von Blumen, spielt also auch auf den Fleiß an, der das Gelingen des beginnenden Jahres und, allgemeiner, des neuen Lebens garantieren soll.



Ein faszinierendes Bild ist die „Wiedererweckung des Vaterlandes“, die auf dem Sokol-Kongreß des Jahres 1922 aufgeführt worden ist. Die Szene wurde für das anwesende Publikum arrangiert, nicht auf die photographische Aufnahme hin. Das kolorierte Dia gehörte zu der bereits genannten Serie von Diapositiven für schulischen Gebrauch. Vor den Augen einer Schar Schulkinder in Sokol-Tracht lag die Personifikation des Vaterlandes im Staub, erhob sich dann feierlich und schritt auf die monumentale Statue der Freiheit zu. Thematisiert wird hier das zyklische Auf und Ab, ein zentrales Element des Mythos. Die Geburt oder Wiedergeburt ist der Beginn eines neuen Zyklus. Die Aufnahme der Statue stammt von den Proben, das andere Bild wurde während der Feier selbst aufgenommen. Das Motiv der Freiheitsstatue, zumal in dieser „amerikanischen Auffassung“, ist in der tschechischen Ikonographie ungewöhnlich. Es könnte hier als Anspielung auf die Geburt des selbständigen amerikanischen Staates gedacht sein.

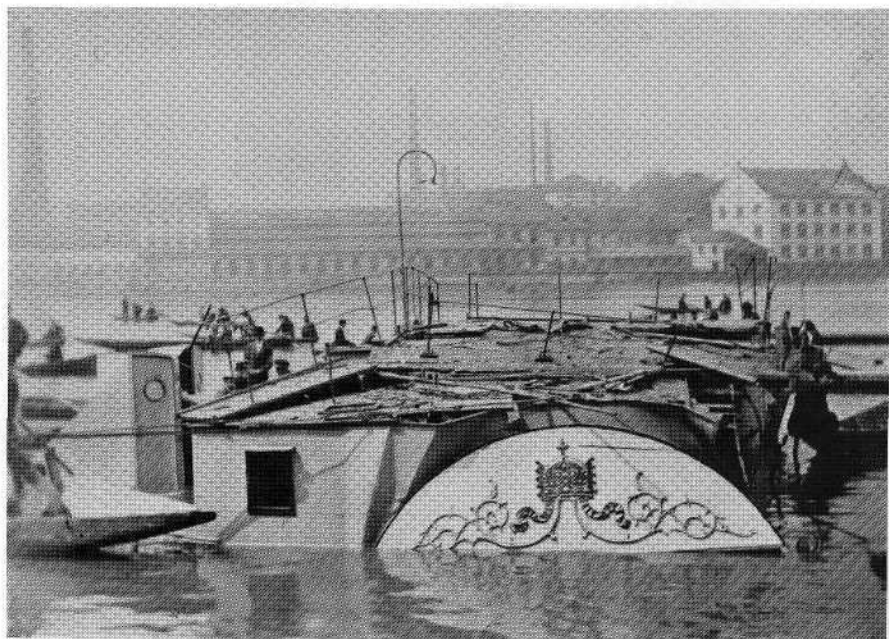




Elementare Attribute der tschechischen Nationalität waren die rot-weiße Flagge oder ein Band in diesen Farben, das Löwenwappen und die St. Wenzelskrone. Sie gehörten zur Ausschmückung aller erdenklichen Festlichkeiten. Die hier gezeigte St. Wenzelskrone aus Blumen zierte anlässlich der internationalen pharmazeutischen Ausstellung 1896 das Karree vor dem Industriepalast auf dem Prager Ausstellungsgelände. Ähnlich wie im Falle des Hradschin wird in dem Motiv eine Tendenz zur Profanierung des traditionsreichen Symbols spürbar.

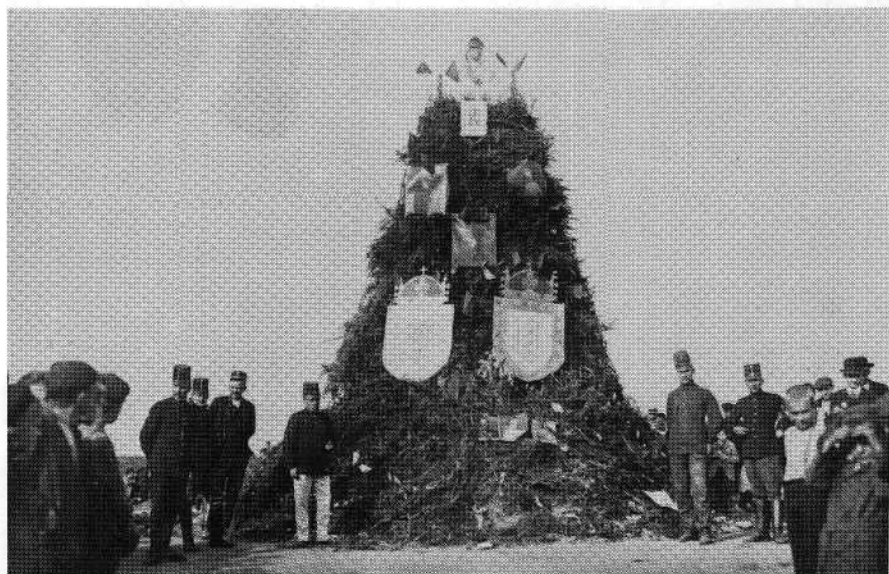


Ein ähnliches Schicksal erlitt auch der heraldische Löwe auf der Jubiläumsausstellung von 1891, die die Macht und das Selbstbewußtsein des tschechischen Kapitals demonstrieren sollte, begegnete er doch dem Besucher praktisch auf Schritt und Tritt. Die Aufnahmen belegen, wie absurd sich das Wappen auf einem Zuckerhut ausnimmt oder wie bizarr es in Verbindung mit den Würsten des Metzgers Antonín Chmel wirkte. Das Symbol war zum Klischee abgesunken. In der Masse der Varianten auf der Jubiläumsausstellung ist seine Funktion als feierliches Zeichen des Tschechentums verlorengegangen, es wurde zum aufdringlichen Versatzstück. Allerdings war es in dieser Zeit allgegenwärtig, sowohl bei festlichen Anlässen als auch im Alltag.



Die Bildunterschrift „Die St. Wenzelskrone geht unter“ hat den Zauber unbeabsichtigter Symbolkraft. Das Bild stammt aus einer Reportage über die Havarie des Dampfers Franz Josephs I. im Jahre 1898 in der Zeitschrift *Světozor*. Der Photograph hat ganz folgerichtig das allgemein bekannte Symbol gewählt, um das tragische Moment hervorzuheben. Die Bildunterschrift belegt zugleich die für die Zeit charakteristische außerordentliche Sensibilität für Symbolik und die Fähigkeit, sie auf eine andere Ebene zu transponieren, als es der Photograph ursprünglich beabsichtigt hatte. Die Katastrophe wird in ihrer Bedeutung noch gesteigert, zu einer nationalen Tragödie stilisiert. Der Photograph František Bruner-Dvořák hatte am Ort des Geschehens mehrere Aufnahmen gemacht, auch von den Bergungsarbeiten, jedoch nur Gesamtansichten; das Motiv der Krone war die einzige Detailaufnahme. Es ist wenig wahrscheinlich, daß der Hofphotograph Ferdinands d'Este selbst eine ironisierende Reflexion über einen bevorstehenden Untergang dessen, was die Krone symbolisierte, im Sinn gehabt hätte. Eine solche Assoziation wäre unschicklich gewesen; was die Journalisten der Zeitschrift *Světozor* mit der zweideutigen Formulierung der Bildunterschrift bezweckten, war ein Appell an die patriotischen Gefühle der Leser. Für ironische Selbstreflexion war es noch zu früh, und sie brach sich dann zuerst in der Literatur Bahn.

Im Rückgriff auf die Tradition der Sommer-Sonnwendfeuer, mit denen im Frühjahr der Beginn neuen Lebens gefeiert wurde, verbrannte man nach dem Oktober 1918 die Symbole der Monarchie. Die Aktion fand auf dem symbolträchtigen Schauplatz der Schlacht am Weißen Berg statt, mit der das vielzitierte dreihundertjährige *Temno* über Böhmen hereingebrochen war. Die Symbolik bedurfte keiner weiteren Erläuterung; das Bild wurde als Postkarte vertrieben.



Mittels Postkarten wurde auch das Bild eines symbolischen Grabes der nationalen Knechtschaft verbreitet, versehen mit dem wirkungsvollen Titel: „Unseren Märtyrern / 1621 / Unterdrückung / 1620–1918“. Die Faszination durch die Unterdrückung und das Leid von „300 Jahren“ steigerte sich einerseits bis zu einer nachgerade masochistischen Perspektive auf diese Epoche, andererseits bildete sie aber auch eine schlagkräftige Waffe der nationalen „Wiedergeburt“-Ideologie. Es ist bemerkenswert, wie sich noch die kommunistische Propaganda nach 1945 dieser Faszination bediente; sie stützte sich dabei nicht nur auf die nationalistischen Instinkte der Volksmassen, sondern auch auf die theoretischen Ausführungen der tschechischen Linken aus der Zwischenkriegszeit. So konnte Zdeněk Nejedlý eine Analogie zwischen dem Zeitalter der „Finsternis“ und der Zeit der nationalsozialistischen Okkupation ausmachen und ebenso das Volk, das während des Februar-Putsches 1948 die städtischen Plätze füllte, um glorreich über die „Obrigkeit“ zu siegen, als direkten Erben der hus-

sitischen Traditionen apostrophieren. „Den Weißen Berg wettzumachen“, forderte Nejedlý anspornend in einer seiner Nachkriegsreden. Die Frustration über die eigene Vergangenheit schwang darin noch ebenso mit wie schon 1918 und 1945.



Nach der Gründung der Ersten Republik war das Bedürfnis, die tschecho-slowakische Gemeinsamkeit zu bekräftigen, auf beiden Seiten stark ausgeprägt, obwohl diese nicht ohne historische Traditionen war. Dieses Miteinander sollte das in einem Atelier in Zipser-Neudorf (Spišská Nová Ves) photographierte Tableau vivant verkörpern. Zentrales Motiv sind die Kämpfergestalten, die darauf verweisen, daß die Freiheit erst erkämpft werden mußte und auch Opfer gefordert hat. Die schwarzgekleidete Gestalt steht wohl für die Reaktionäre, die die Geburt des neuen Staates in Angst und Schrecken versetzten. Die Komposition enthält alle unentbehrlichen Symbole; am stärksten wirkt aber die kämpferische Stimmung.

Das Löwenwappen ist in den Anfangsjahren der Ersten Tschechoslowakischen Republik in den Hintergrund gedrängt worden, da der Löwe ein Symbol des König-

reiches Böhmen gewesen war. An seine Stelle trat folgerichtig die Flagge des neuen Staates. Allerdings hat die Flagge als Staatssymbol nie die gleiche Akzeptanz erreicht wie in manchen anderen Ländern, wo sie ganz selbstverständlich auch zur Dekoration von Familienfeiern gehört. Vermutlich liegt das daran, daß die Flagge noch so jung ist.

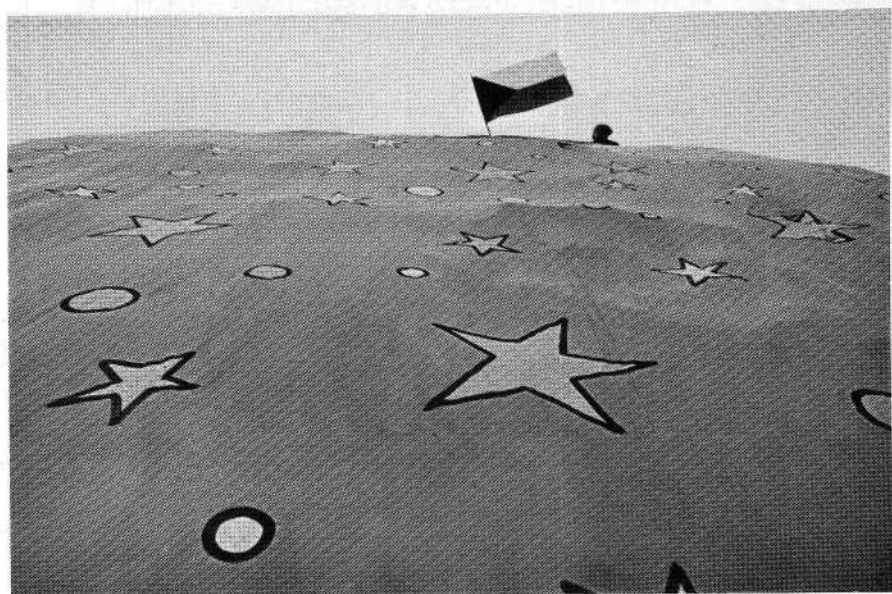


Im folgenden Bild stammt die kämpferische Stimmung aus einer anderen Quelle. In den kommunistischen Ritualen haben den Platz der tschechoslowakischen Flagge rote Fahnen eingenommen, die auf den proletarischen Internationalismus verwiesen. Die Abkürzung ROH steht für „Revolutionäre Gewerkschaftsbewegung“. Alles war revolutionär, alles stand im Zeichen des Kampfes. So trägt diese Aufnahme den Titel „Wir

kämpfen für den Frieden“. Es handelt sich um ein an Banalität grenzendes Dokument der Agitation, wie sie in den fünfziger Jahren üblich war. Der Bedeutungswandel der Flagge, der sich in der Zwischenzeit vollzogen hat, wird hier offenkundig.

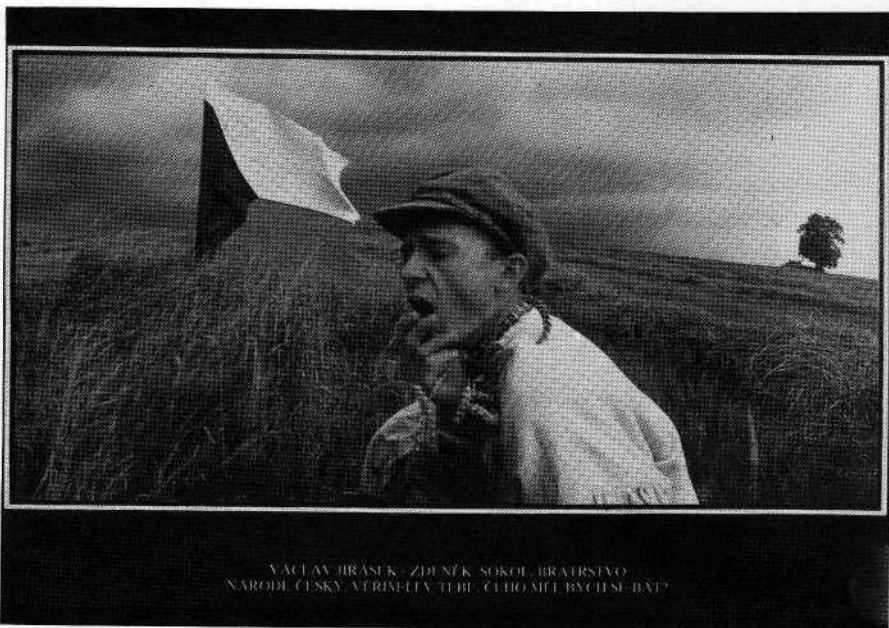


Die vorhergehende Photographie von Radovan Boček wurde nicht nur als Plakativmotiv für die Photoausstellung zu den Novemberereignissen des Jahre 1989 ausgewählt; sie wurde selbst gleichsam zu einem Symbol dieser Zeit. Thema ist hier, wie es für die nationale Symbolik in der tschechischen Photographie so typisch ist, die Magie eines Ortes. Unter der bemalten Plane verbirgt sich nämlich der Sockel des monumentalen Stalin-Denkmal auf der Letná. Dank seiner allusiven Motivsprache wurde das Photo – neben einer Aufnahme von der Demonstration am 17. November – zum meistgenutzten und bekanntesten Bild der Samtenen Revolution.



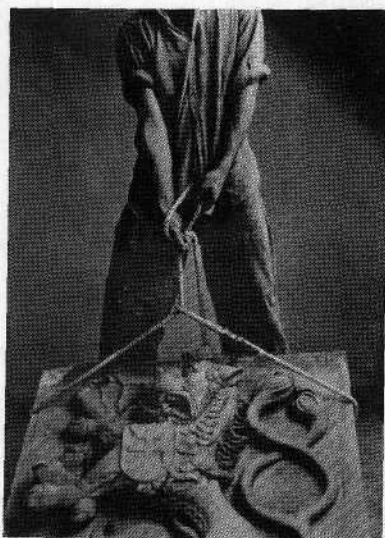
Die Aufnahme mit dem Titel „Tschechisches Volk, wovor sollte ich mich fürchten, solange ich an Dich glaube?“ stammt aus dem Atelier einer Vereinigung von Photographen, die sich *Bratrstvo* (Bruderschaft) nennt. Die Gruppe hatte sich schon vor dem November 1989 zusammengeschlossen, und ihre Arbeit ist ein Beleg für das Prinzip der zyklischen Wiederkehr in der Kunst. Das *Bratrstvo* bezieht seine Inspiration aus der Agitationskunst des sogenannten sozialistischen Realismus der fünfziger Jahre, in der es Archetypen und andere bleibende Werte wie Optimismus, Heroismus, Selbstbewußtsein und Einfachheit entdeckt. Mitglieder der Vereinigung sagen, daß sie die

Kunst der fünfziger Jahre als eine spezifisch kommunistische Variante der Pop-art betrachten. Die Zeit fasziniert sie vor allem wegen der „phantastischen Fähigkeit, Positives mit Negativem zu vermischen“. Es geht dem *Bratrstvo* darum, allgemeingültige, überzeitliche Symbole zu schaffen. In ihrem Manifest erklären sie, daß sie die Tradition wiedererwecken und zeigen wollen, wie sie in Widerspruch zu ihrem Bezwingen, dem Modernismus, geriet. Patriotismus und Slavismus sind die zentralen Ideen dieser Photographengruppe.



Die Mitglieder des *Bratrstvo* verkünden, daß sie einen neuen, menschlichen Realismus anstreben, in dem der Akzent auf der „Reinheit“ liegen soll. Sie entdecken die seelenvolle Lyrik neu, die Melancholie, das Sentiment, Naivität und Nostalgie – Gemütszustände und Stimmungen, die sie für typisch slavisch halten. All dies lokali-

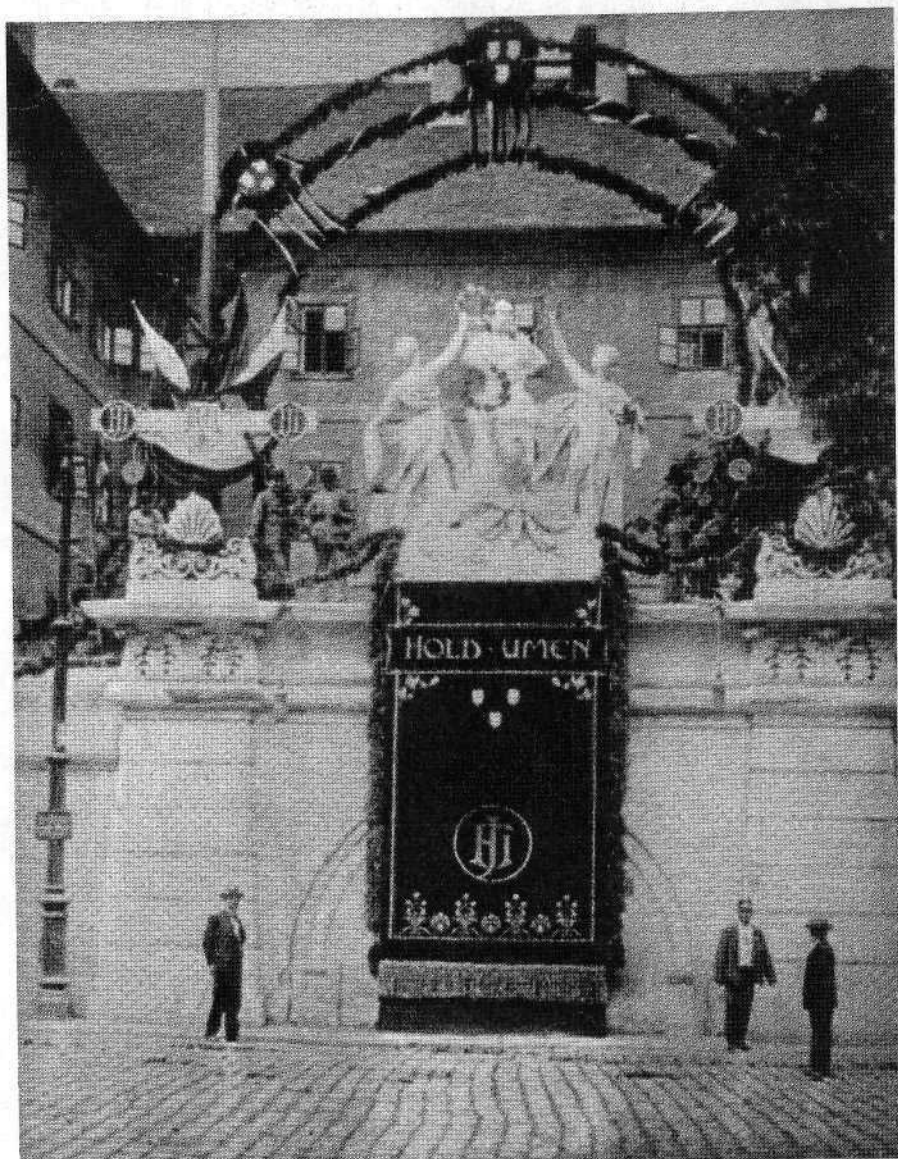
sieren sie besonders in Mähren. Die Aufnahme trägt den Titel *Pod rozžhavenou oblohou třešňový letěl jejích smích*, zu deutsch etwa: „Unter dem glühenden Himmel flog ihr kirschrotes Lachen dahin“.



Besonders interessieren sich die Mitglieder des *Bratrstvo* nach eigenem Bekunden für nationale Traumata, so für den kollektiven Minderwertigkeitskomplex der Tschechen. Ihre Bilder sind also gleichsam eine weitere Stufe in der Entwicklung unseres Themas: ein Versuch, zu den Ursprüngen zurückzukehren.



Die Übersicht der Mythen und Symbole in der tschechischen Photographie wäre nicht vollständig, wenn wir nicht auch die Persönlichkeit des Herrschers und die Mythen und Symbole, die sich an sie knüpften, einbeziehen würden. Tschechische Photographen haben den Kaiser natürlich auf Reisen photographiert, und zwar in zeittypischer Weise. Unter dem Aspekt unseres Themas sind die Dekorationen von



Interesse, die aus Anlaß kaiserlicher Besuche aufgebaut worden sind. In ihnen mischt sich in der Regel nationale Symbolik mit Bekundungen der Loyalität, wobei erstere oft vorherrscht. Unübersehbar wurde an Triumphtoren und anderen Festdekorationen immer auch auf den jeweiligen Stifter hingewiesen.

Wie alle anderen Mythen und Symbole ist auch die Ehrfurcht vor dem Mythos des Herrschers verflacht, so daß es zu Banalisierungen kommen konnte, wie dieses Beispiel zeigt. Es handelt sich um den Stand des Blumenhändlers G. Dittrich auf der Jubiläumsausstellung von 1891. Auch wenn heute ein solches Arrangement eher zu den Kuriositäten zu zählen scheint, wurde Dittrichs Stand auf der Ausstellung mit einer Goldmedaille prämiert.



Die repräsentative Aufnahme aus dem Pavillon der Eisenhütte von Komorau (Komárov) auf der Jubiläumsausstellung zeigt nicht nur das Sortiment der Produkte und die Produktion selbst, vertreten durch die Bilder der Hochöfen, sondern enthält auch eine kunstvoll konstruierte Allegorie der nationalen Tradition. Das Bild war auch eine willkommen Gelegenheit, dem *in effigie* anwesenden Kaiser die Reverenz zu erweisen, der hier vom heiligen Wenzel und von Johann Amos Comenius begleitet wird. Der heilige Wenzel, Landespatron Böhmens, steht gleichsam für die Religion und die weit zurückliegende Vergangenheit, während Comenius die Gelehrsamkeit und die jüngere Geschichte verkörpert. Zugleich verweist er auf die Unterdrückung des tschechischen Volkes nach der Schlacht am Weißen Berg. Kaiser Franz Joseph I. verkörpert einerseits die Loyalität der Tschechen, andererseits die Gegenwart. Der Exkurs in die Geschichte Böhmens war zugleich als Anspielung auf die alte Tradition der Hüttenwerke von Komorau gedacht.

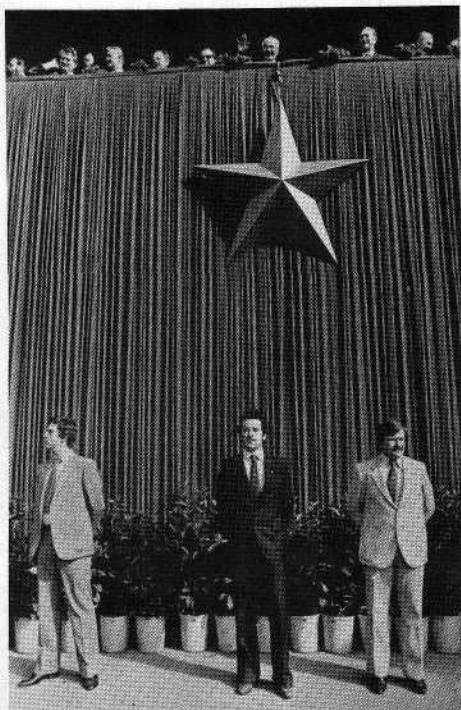


Die Motive und Attribute, die man aus den lebenden Bildern und Festdekorationen des 19. und frühen 20. Jahrhunderts sind später auch in photographische Werke eingeflossen, mit denen die Persönlichkeit T. G. Masaryk mythisiert werden sollte. Das vorhergehende Bild heißt „Hommage der Gewerbetreibenden von Münchengrätz an den Befreier-Präsidenten“.



Hold živnostníctva a obchodníctva mriebovobradištského presidentovi.

Die offiziellen Photos von den Maikundgebungen hatten ihre feststehende Ikonographie. Dana Kyndrová ironisierte mit ihren Aufnahmen nicht nur das Pompöse dieser Veranstaltungen, sondern entdeckte auch groteske, absurde Züge und karikierte schon dadurch, daß sie sie photographisch festhielt. Als Karikaturen der Zeit und ihrer Repräsentanten wurden Kyndrovás Bilder auch wahrgenommen und verstanden.



Das folgende Bild des bekannten Fotoreporters Pavel Cudlín dokumentiert eigentlich eine Wahlkampfveranstaltung in Budweis (České Budějovice), an der Václav Havel teilgenommen hat. In Wirklichkeit zeigt es eindrucksvoll, wie die Gestalt des Präsidenten mit den besonderen Darstellungs- und Stilmitteln der Photographie in eine Ikone verwandelt werden kann. Havel war zur Symbolfigur eines neuen Zeitalters geworden. Auf dem bekanntesten Wahlplakat mit dem Porträt Havels stand der Wahlspruch: „Wahrheit und Liebe werden die Lüge und den Haß besiegen!“ Die Zerstörung der alten Mythen ging unmittelbar in den Aufbau neuer Mythen über.

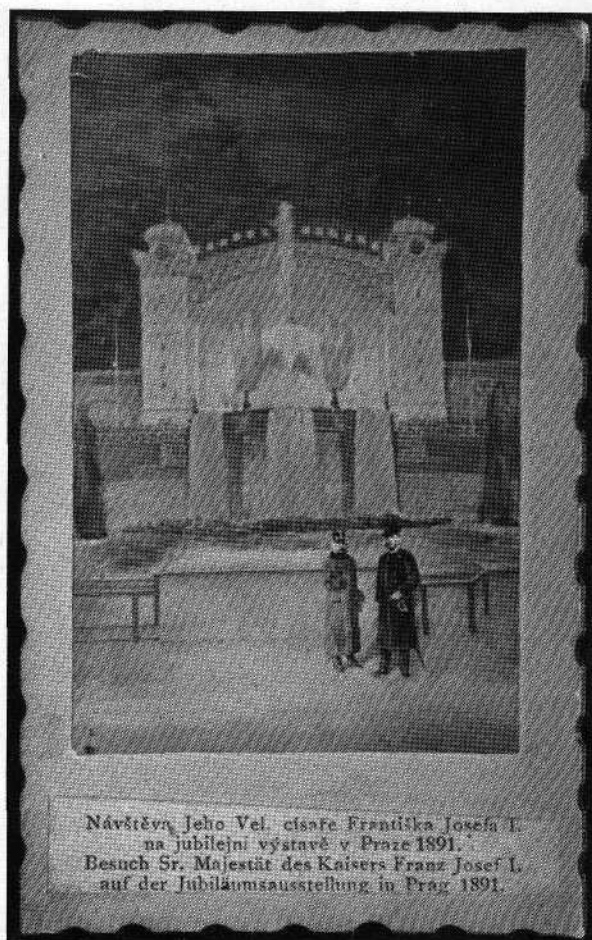


Die Photomontagen des Photographen A. Malý haben einiges Aufsehen erregt, als sie im Februar dieses Jahres ausgestellt wurden, denn sie stellten bis zu einem gewissen Grad den Mythos des so beliebten Präsidenten in Frage. Vielleicht wollte Malý Havels feine und entgegenkommende Art karikieren, vielleicht auch sein Lächeln. Möglich auch, daß es um nichts weiter ging als um eine spielerische neo-dadaistische Projektion ohne tiefere Bedeutung oder um den Wunsch zu demonstrieren, daß man sich in der Tschechischen Republik heutzutage sogar schon erlauben kann, den Präsidenten zu karikieren. Jedenfalls wurde eine ähnliche Darstellung des Premierministers Klaus in

zeremonieller Umarmung mit Vladimír Mečiar als Karikatur aufgefaßt und mit Begeisterung vielfach photokopiert und weitergereicht. Es scheint, daß nach einer Phase geradezu frommer Ehrfurcht vor wichtigen Persönlichkeiten eine Zeit der Profanierung und sogar Verkitschung eben dieser Verehrung gekommen ist, ihrerseits gefolgt von einer Ära, in der die groteske, ironische Abbreviatur herrscht und die früheren Idole entmythisiert werden. Diese Entwicklungslinie haben wir schon an anderen Beispielen beobachten können.



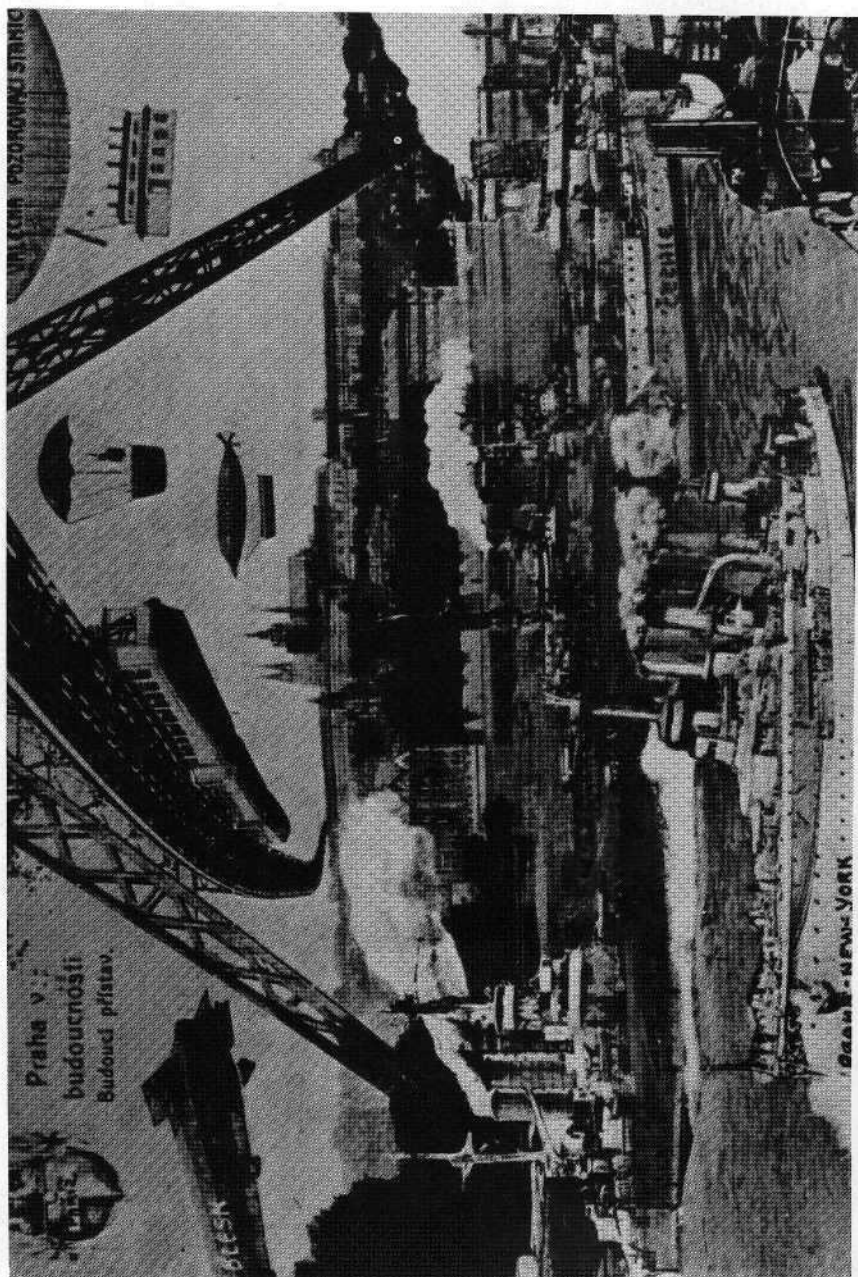
Auch die neuen Symbole aus dem Bereich der Technik wurden im Geiste der Traditionspflege präsentiert. Der Stolz der Jubiläumsausstellung 1891 war František Křižíks elektrisch betriebener Springbrunnen mit seinen bunten Lichteffekten. Er war der sichtbare Beweis für den Erfolg eines tschechischen Erfinders, und er symbolisierte zugleich den Beginn des elektrifizierten Zeitalters. Die Photomontage, die den Kaiser zusammen mit dem böhmischen Statthalter vor der Fontäne zeigt, muß wie ein Appell oder gar wie eine Herausforderung gewirkt haben. Die symbolträchtige Gestalt des Herrschers verbindet sich hier mit der Symbolik der neuen Technik und dem Tschechentum, verkörpert in der Figur des Statthalters.



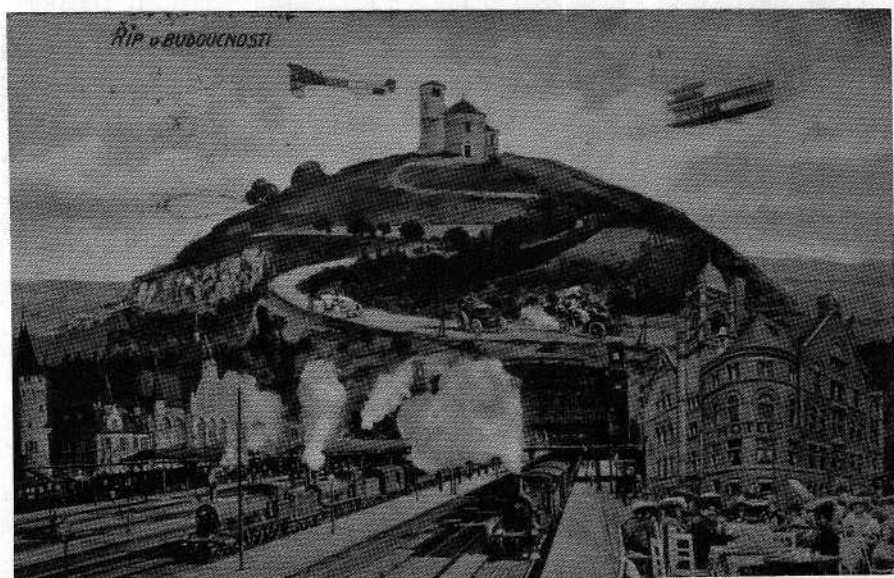
Es war kein Zufall, daß die Photoreportage über die erste Fahrt eines Automobils durch Prag im Jahre 1898 am Ausgangsort, auf der Prager Burg, beginnt. Das Symbol der neuen Technik verschmolz mit der Symbolik des historischen Ortes; die Bedeutung dieser Jungfernfahrt erreichte so die Dimension einer historischen Tat. In der Aufnahme wird dieses Moment zusätzlich durch den gewählten Zeitpunkt betont: Das Automobil verläßt soeben den ersten Ehrenhof der Burg.



Der neue Mythos der Technik war also rasch mit dem alten Mythos des Ortes verquickt worden. In dieser phantasmagorischen Montage ist die Ansicht von Prag mit der Vision eines großen, zweifellos weltberühmten Hafens für Schiffe und Heißluftballons kombiniert. Das Postkartenbild aus der Zeit um 1900 illustriert in gewisser Weise den tschechischen Minderwertigkeitskomplex in bezug auf die eigene Bedeutung, auf den eigenen Platz in der Welt, und es spiegelt auch die rauschhafte Begeisterung für Eisenarchitektur und moderne Transport- und Verkehrsmittel wider.



Ähnlich die Postkarte mit dem Titel „Der Georgsberg – Říp in der Zukunft“ von 1905. Der Mythos vom Ursprung der tschechischen Nation trifft hier auf die Vision einer zukünftigen Realität, der mythische Ort unterliegt seiner Nutzung für Tourismus und Geschäft. Mythos und Wirklichkeit begegnen sich, der Kreis schließt sich ...





Jaroslav Barta: Böhmiš Leipa — Spitzberg, 1930



Jaroslav Barta: Česká Lípa — Špičák, 1988

ČECHY KRAJSE, ČECHY ME (SLOVENSKO REVIJMAJE)

Auch der Vergleich kann Symbolkraft entfalten. Zwei Ansichtskarten von Böhmiš-Leipa-Spitzberg (Česká Lípa-Špičák), die eine von 1930 und die andere, vom selben Punkt aus und mit dem gleichen Objektiv, von 1988. Der Kreis hat sich geschlossen.

* * *

In meinen abschließenden Überlegungen möchte ich zur Photographie selbst zurückkehren. Es ist bezeichnend, daß sich die Photographie, wo sie Erhabenes und dem Volk Teures festhalten sollte, oftmals auf einem niedrigen Niveau bewegt hat, degradiert zum bloßen Werkzeug zur Verbreitung einer Ideologie. Seinerzeit galt gerade dies als Gewinn und als Vorzug des Mediums. Die Photographie war allzusehr von der Erfüllung ihrer utilitären Funktionen in Anspruch genommen und wohl auch belastet, als daß sie sich als Kunstgattung hätte entfalten können. Es ist charakteristisch, daß sich in den achtziger und neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts kein einziger tschechischer Photograph der Thematik des normalen täglichen Lebens angenommen hat, auch nicht entsprechende Motive für arrangierte Kompositionen verwendet hat. Die vorherrschenden Themen der komplizierten Lebenden Bilder standen durchweg im Zeichen der nationalen Emanzipation. Bis zur Jahrhundertwende ist auch kein Anzeichen für ironische oder zumindest kritische Distanz zur tschechischen Gesellschaft zu entdecken. Die Loyalität gegenüber dem Herrscherhaus und das gleichzeitige Streben nach nationaler Emanzipation wurden nicht als schizophren begriffen. Um die Jahrhundertwende veränderte sich die Situation allmählich. Das Selbstbewußtsein der tschechischen Gesellschaft, gestützt eher auf wirtschaftliche als auf politische Fortschritte, ermöglichte endlich eine gewisse Distanz zu sich selbst und brachte auch die Fähigkeit zur Selbstironie mit sich. Der Einblick in diese Entwicklung, wie ihn eine Serie von Photographien vermitteln kann, bleibt jedoch zwangsläufig schematisch, vor allem im Vergleich mit der Literatur. So fehlt es in der Photographie an Belegen für die Tendenzen zur Negation des Vorangegangenen, wie sie jede Neuordnung der Verhältnisse im Land begleiteten.

Zu den charakteristischen Eigenschaften der tschechischen Gesellschaft gehörte es, ihre Existenz auf Illusionen zu gründen. Und dennoch ist es ihr gelungen, sich einen eigenen Staat aufzubauen. Auch die Photographie lebt von der Illusion. Die Mythen und Symbole werden in photographischen Aufnahmen, die sie doch eigentlich dokumentieren sollen, vielleicht wirkungsvoller demaskiert als in der Interpretation eines literarischen oder philosophischen Werkes. Auch die Wahrheitstreue, die Authentizität der Photographie ist letztlich nichts als Illusion. Treffen beide verschiedenen Illusionen aufeinander, so können daraus, wie wir gesehen haben, interessante Phänomene hervorgehen, die mehr über die Mentalität der Gesellschaft aussagen als über die Natur des Mediums Photographie selbst*.

Übersetzt von Michaela Marek

* Diesem Aufsatz liegt der Vortrag des Verfassers im Collegium Carolinum am 5. November 1993 zugrunde.

„UNSERE GESCHICHTE“: DIE TSCHECHISCH-DEUTSCHE VERGANGENHEIT ALS INTERPRETATIONSPROBLEM

Im März 1994 veranstaltete das Collegium Carolinum in Zusammenarbeit mit der Franz Kafka-Gesellschaft in Prag eine Tagung unter dem Titel: „Unsere Geschichte“: Die tschechisch-deutsche Vergangenheit als Interpretationsproblem. Den Diskussionen dieses Symposiums lagen von den Veranstaltern erarbeitete Thesen und Fragen zugrunde, zu denen jeweils am Anfang eines Diskussionsblocks Referenten in vorbereiteten Kommentaren Stellung nahmen. Da die Diskussionen außerordentlich lebhaft waren und auch über den Kreis der anwesenden Fachleute hinaus großes Echo hervorriefen, wurde den Teilnehmern die Möglichkeit geboten, ihre Beiträge auch in unserer Zeitschrift vorzustellen. Im folgenden werden sowohl die Diskussionsthesen des Prager Symposiums als auch alle schriftlich eingereichten Beiträge abgedruckt, die der Redaktion vorlagen.

Die Herausgeber

THESEN

Das tschechisch-deutsche Zusammenleben in den böhmischen Ländern und sein tragisches Ende gehören der Vergangenheit an, ihre Reflexion im historischen Bewußtsein ist aber ein gewichtiger Bestandteil der Gegenwart. Ein kritisch rationaler Diskurs über diesen Zusammenhang muß deshalb drei Aspekte berücksichtigen:

- Jedes Bemühen um die Gewinnung von Erkenntnissen über die Vergangenheit muß die moderne Entwicklung der Geschichtswissenschaften und ihrer methodologischen Diskussionen in die Überlegungen einbeziehen.
- Da Geschichtsbilder nicht nur von Historikern, sondern auch durch die Massenmedien, im Schulunterricht und durch Übermittlung individueller Erfahrungen geschaffen werden, verdienen auch die populären Geschichtsbilder Aufmerksamkeit.
- Da Vergangenheitsinterpretationen einen zentralen Bestandteil des gesellschaftlichen Bewußtseins und der politischen Kultur darstellen, empfiehlt sich, sie auch in ihren funktionalen Zusammenhängen bei der Wahrnehmung der Gegenwart zu betrachten.

Alle Überlegungen über die tschechisch-deutsche Vergangenheit bilden daher nicht nur einen Bereich der historischen Forschung, sondern müssen auch als ein Reibungs-

und Begegnungsfeld zwischen der Vergangenheit und Gegenwart verstanden werden.

Eine solche Betrachtung ist das Ziel des Symposiums. Es geht nicht um die Vergangenheit selbst; vielmehr sollen unterschiedliche kontroverse Thesen zur tschechisch-deutschen Vergangenheit in den böhmischen Ländern einem kritischen Diskurs unterzogen werden. Es wird nicht versucht, aus den verschiedenen heute gängigen Geschichtsbildern „objektive Wahrheiten“ herauszuschälen, um daraus ein weiteres Geschichtsbild zu konstruieren. Vielmehr sollen unterschiedliche Meinungen und Interpretationsansätze diskutiert werden, und zwar sowohl hinsichtlich der sie stützenden Begründungen und einzelnen Argumente als auch bezüglich der ihnen zugrundeliegenden allgemeinen Denkmuster.

Die eingeladenen Historiker sollen nicht primär ihre eigenen Forschungsergebnisse vorstellen, sondern auf der Grundlage ihrer Kenntnisse, Überlegungen und professionellen Erfahrungen die vorliegenden Thesenblätter diskutieren. Thematisch stehen grundlegende Aspekte der tausendjährigen Geschichte der böhmischen Länder zur Debatte, und zwar in all ihren komplexen sozialen und kulturellen Zusammenhängen, die heute, etwas ungenau, als die tschechisch-deutsche Beziehungsgeschichte bezeichnet werden. Aus den Diskussionen selbst wird sich die Relevanz dieser Zusammenhänge für die Gegenwart in doppelter Weise ergeben können: zum einen, inwieweit bestimmte Geschichtsinterpretationen das Verständnis der Gegenwart mehr oder weniger intensiv (mit)bestimmen, zum anderen, in welcher Form die Gegenwart und die in ihr gemachten neuen Erfahrungen die Vergangenheitsbilder beeinflussen und verändern, d. h. auch neue Erkenntnisse ermöglichen oder gar herausfordern.

Thesen zur 1. Diskussion

„UNSERE GESCHICHTE“:

NATIONALE GESCHICHTE ALS HISTORISCHE FIKTION?

Die moderne Geschichtswissenschaft versteht sich als Erbin jener Historiographie, die sich um 1800 als akademische Disziplin konstituiert hat, geleitet von dem Bestreben, sogenannte objektive wissenschaftliche Erkenntnisse über die Vergangenheit zu gewinnen.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts traten der wissenschaftlichen Geschichtsschreibung nationalspezifische Formen des Geschichtsverständnisses an die Seite: in sich konsistente und jeweils quer die sozialen Strukturen einer Gesellschaft geteilte Systeme von Vorstellungen über die Geschichte der eigenen Nation. Bestimmendes Merkmal ist dabei jeweils die Beschränkung auf „sich selbst“, unter Ausblendung der Außenbeziehungen wie auch des Vergleichs.

Das dynamische Verhältnis zwischen dem Kanon der historischen Fakten, mit denen die professionellen Historiker arbeiten, einerseits und den Inhalten des populären Geschichtsbewußtseins andererseits ist Gegenstand eines Diskurses über die Ver-

gangenheit, in den seit den 1950er Jahren zunehmend auch die Sozialwissenschaften und weitere Geisteswissenschaften eingreifen (Soziologie, Ökonomie, Sozialpsychologie, Ideengeschichte, Mentalitätsforschung usw.) und durch den die überlieferten nationalen Geschichtsbilder im Laufe der Zeit ins Wanken geraten sind.

Im ausgehenden 20. Jahrhundert betrachten die historischen Wissenschaften als ihren Forschungsgegenstand nicht mehr nur die Geschichte der Dynastien bzw. die politische Geschichte des jeweiligen Landes, Staates oder der „Nation“, sondern untersuchen etwa die Geschichte einzelner sozialer Gruppen und berücksichtigen die Phänomene, Fakten und Faktoren, die die Geschichte eines komplexen Gemeinwesens geprägt haben, vor allem unter dem Aspekt ihrer Vielgestaltigkeit. In dieser breiteren und differenzierenden Perspektive stellt sich die Geschichte eines einzelnen Gemeinwesens nicht als in sich geschlossener Kodex – eben als „nationale“ Geschichte bzw. jeweils „unsere“ Geschichte – dar, sondern verwandelt sich in einen dynamischen Komplex verschiedener Ausprägungen des Geschichtsbewußtseins, die über die Grenzen nationaler Zugehörigkeit hinausgreifen und so auch die gängigen Kategorien „wir“ und „die anderen“ sprengen.

* * *

„Unsere“ Geschichte, verstanden als dynamische Pluralität verschiedener Geschichtsauffassungen, unterscheidet sich grundsätzlich von der vereinheitlichenden, linearen Konzeption „unserer“ Geschichte, wie sie in der tschechischen Gesellschaft und im Zirkel der Sudetendeutschen heute noch populär ist und die letztlich aus gleichförmig tradierten Schablonen besteht.

„Unsere“ Geschichte, definiert – aus tschechischer Sicht – als „Geschichte der Bevölkerung der böhmischen Länder“ im Unterschied zur „tschechischen Nationalgeschichte“, hat die Vergangenheit des gesamten Gemeinwesens zum Gegenstand, sie umfaßt also sowohl die Herrschenden als auch die Beherrschten, die Angehörigen aller Stände, aber auch aller Konfessionen, bedeutende Persönlichkeiten und durchschnittliche Menschen, die „Verräter“ ebenso wie die „Helden“. Aus dieser Perspektive betrachtet, verlieren Diskussionen etwa über katholische oder protestantische Geschichtsauffassungen oder über den sogenannten „Geist der nationalen Geschichte“ ihren Sinn. Absurd erscheint es dann auch, einzelne Bevölkerungsgruppen – etwa die sog. Čecháckové – aus der Gemeinschaft auszuschließen, und ebenso erübrigen sich Diskussionen über die „Kleinheit“ oder „Größe“ der tschechischen Geschichte.

* * *

Jede Konzeption der Geschichte unter der Kategorie „unsere“ gründet sich auf die Fiktion einer unmittelbaren Zusammengehörigkeit der Lebenden mit sorgsam ausgewählten Persönlichkeiten aus der Vergangenheit. Mithin ist jedes derartige Denkmuster Ergebnis eines Gestaltungsprozesses und muß deshalb kritisch in Augenschein genommen werden: nicht nur hinsichtlich seines Verhältnisses zur Realität, soweit man sie zu kennen glaubt, sondern ebensosehr unter dem Aspekt der Implikationen im Hinblick auf die geltenden Werte und Ziele. Angesichts des derzeit populären

Bemühens um Integration der tschechischen Gesellschaft in die europäische Völkergemeinschaft erscheint es als ein besonderes Desiderat, die Frage zu diskutieren, wie die tschechische (National-) Geschichte mit der Geschichte des ganzen europäischen Kontinents zusammenhängt, zumal „unsere Geschichte“ nicht allein als „Geschichte des Volkes“ oder der „Nation“, sondern auch als Geschichte „unseres“ Zusammenlebens mit den anderen europäischen Völkern betrachtet werden kann und muß. Dies würde freilich eine intensive kritische Revision aller Fundamente und Achsen der tschechischen Geschichtswissenschaft, wie sie bisher betrieben wurde, aber auch des populären Geschichtsbewußtseins erfordern.

Analog – freilich im entsprechend engeren Rahmen – trifft dies auch auf das stereotype Selbstverständnis der Sudetendeutschen als „Volksgruppe“ zu sowie auf deren Geschichtsbilder und auf deren Denkmuster, aus der Vergangenheit „Rechte“, d. h. Ansprüche, abzuleiten. Die Kategorie des in die Vergangenheit rückprojizierten „unser“ ist auch hier kritisch zu hinterfragen.

Thesen zur 2. Diskussion

DIE GESCHICHTE DER BÖHMISCHEN LÄNDER UND DIE GESCHICHTE DES TSCHJECHISCHEN VOLKES: EINE GESCHICHTE ODER ZWEI?

Woran man erkennt, wer ein Tscheche ist, scheint heute eindeutig zu sein. Projiziert man diese Frage jedoch in die Vergangenheit, ist eine Antwort kaum zu finden; allenfalls kann auf dem Wege der Diskussion eine Annäherung erreicht werden. Palacký, Franz oder František, verehrt als „Vater der tschechischen Nation“, hat ein zwiespältiges Erbe hinterlassen. Die erste Ausgabe seines bedeutendsten Werkes aus dem Jahr 1836 trug den Titel „Geschichte von Böhmen“; für die Ausgabe in tschechischer Sprache, die ab 1848 erschien, wurde der Titel geändert. Das Werk hieß nun „*Dějiny národu českého v Čechách a v Moravě*“.

Palacký hat den beiden Versionen seines Werkes allerdings nicht nur unterschiedliche Titel gegeben. Verändert hat sich auch seine Auslegung der zentralen Begriffe, insbesondere, was er unter der Bezeichnung „die Böhmen“ verstand:

- 1836 schilderte er das Hauptproblem, das ihn bei seiner Arbeit beschäftigte: „Die eigenthümlichen Schwierigkeiten einer Darstellung des alten Volkslebens der Böhmen rühren zunächst von der Verschiedenheit der Elemente her, welche sich darin abspiegeln: des allgemein slawischen, das ursprünglich vorherrschte, des deutschen, das vorzüglich seit dem X. Jahrhunderte immer grösseren Eingang fand, und endlich eines besonderen böhmischen, das sich zum Teil aus der Vermischung der beiden ersten erzeugte.“
- 1848 ersetzte er dieses Bild von der böhmischen Vergangenheit und dem Stellenwert der Tschechen darin durch ein anderes, das bis heute populär ist: „*Našemu národu není přáno, aby zároveň jiným národům rozvíjeti byl mohl po vše časy život svůj duchovní cestou přirozenou, během pokojným a organickým.*“ Die Kategorie war also nun die ethnisch definierte tschechische Nation.

Welchen Stellenwert hat diese und im weiteren Verlauf des 19. Jahrhunderts allgemein akzeptierte Bedeutungsverschiebung der Begriffe „náš národ“ und „český“? Wie werden heute die Begriffe „Čechy“, „české království“, „české země“, „český jazyk“ und ihre deutschen Gegenstücke – „Böhmen“, „Königreich Böhmen“, „böhmische Länder“, „tschechische Sprache“ – verstanden, was alles begreifen sie jeweils mit ein, wie weit werden ihre jeweiligen Bedeutungsfelder im Sprachgebrauch reflektiert? Und nicht zuletzt: Wie werden sie tatsächlich übersetzt, wie wird dabei mit dem Begriffspaar „böhmisch“ und „tschechisch“ verfahren?

* * *

Bezugsgröße des tschechischen Geschichtsbewußtseins sind die Länder der böhmischen Krone in den Grenzen des 19. Jahrhunderts. Welche Bedeutung wird der Tatsache beigemessen, daß sich die Geschichte dieses Landes im Verband des Heiligen Römischen Reiches und der Habsburgermonarchie vollzogen hat und daß ihr Subjekt nicht das ethnisch definierte „tschechische“ Volk im heutigen Sinne, sondern die gesamte Bevölkerung der böhmischen Länder war?

* * *

Eine Geschichte des tschechischen Volkes im ethnischen Sinne läßt sich nicht ausmachen, weil die Träger der kulturellen und sozialen Entwicklungen und Traditionen auf dem gesamten geographischen Gebiet der böhmischen Länder stets mehrsprachig waren. Zudem fördern volkskundliche Forschungen zutage, daß sich regionale Bindungen in aller Regel stärker ausgewirkt haben als durch die Sprachgemeinschaft gegebene Bindungen. Immer deutlicher erkennbar wird sogar eine starke Tradition der sprachlichen Indifferenz. Wie repräsentativ waren also die bekannten Protagonisten und Verfechter der „tschechischen Kultur“ und des „tschechischen Milieus“ in den verschiedenen historischen Epochen?

* * *

Die Geschichte der Länder der böhmischen Krone ist die Geschichte eines sich stetig wandelnden Gemeinwesens, das mit der heutigen Tschechischen Republik, sei es in territorialer Hinsicht, sei es in bezug auf die Zusammensetzung seiner Bevölkerung, zu keinem Zeitpunkt übereinstimmte. Inwieweit kann das – ethnisch definierte – tschechische Volk im Vergleich zu den Franzosen, den Deutschen, den Polen, den Magyaren, den Norwegern oder den Schweizern in historischer Perspektive als politisch und kulturell autonom betrachtet werden?

* * *

Welches tschechische Lexikon bietet Informationen darüber, wer die Schöpfer des historischen Erbes, über das die tschechische Gesellschaft heute verfügt, waren, und andererseits, welche Protagonisten der Geschichte jenseits der Grenzen Böhmens aus den böhmischen Ländern stammten oder böhmischer Abstammung waren? Wie fin-

ster war das „Temno“? Welche Bereicherung bedeutete für die tschechische Gesellschaft das Zusammenleben mit „anderen“ im Rahmen des Heiligen Römischen Reiches und der Habsburgermonarchie? Inwieweit ist die tschechische Kultur spezifisch tschechisch? Inwieweit unterscheidet sie sich von den Kulturen anderer „kleiner“ Völker?

* * *

Reduziert man die Geschichte der Tschechen auf die Geschichte eines Volkes von (unterdrückten) „Häuslern“, so führt dies dazu, daß komplexe zivilisatorische und kulturelle Entwicklungen ausgeblendet werden – Faktoren und Prozesse, deren Produkt das Kulturerbe ist, das die tschechische Gesellschaft heute umgibt und das diese selbstverständlich als das „ihre“ betrachtet. Wo liegen die Wurzeln dieser Reduktion, und welche Auswirkungen hat sie auf das heutige Selbstverständnis der tschechischen Gesellschaft?

Thesen zur 3. Diskussion

WAREN DIE BÖHMISCHEN DEUTSCHEN DEUTSCHE?

Waren die deutschsprechenden Bewohner der böhmischen Länder Böhmen (im Sinne Palackýs), böhmische Deutsche, sogenannte „naši Němci“, Sudetendeutsche, schlicht Deutsche oder Österreicher? Auf diese Frage gibt es keine eindeutige Antwort. Es ist notwendig, die individuellen, aber auch die historisch bedingten Unterschiede und Nuancen im Selbstverständnis zu beachten, ebenso wie die Wandlungen in der Wahrnehmung durch das tschechische Umfeld.

* * *

Die enzyklopädischen Lexika bieten eine reiche Palette an Varianten, wenn es darum geht, Persönlichkeiten aus den böhmischen Ländern, die im deutschen Milieu zu Ruhm gelangt sind, „national“ einzuordnen.

Tschechische Varianten:

- „Ignorieren“: Der *Československý biografický slovník* von 1992 enthält Informationen über einige Deutsche, die aus den böhmischen Ländern stammten oder dort tätig waren (z. B. Franz Kafka, Rainer Maria Rilke, Ernst Sommer), nicht aber über die Träger des deutschen politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Lebens in den böhmischen Ländern und der Tschechoslowakei.
- „Tschechisierung“: Peter Parler erscheint – auch in der Fachliteratur – durchgehend als „Petr Parlér“. Marx und Engels haben es zu dieser Ehrung, der Aufnahme in die tschechische „Walhalla“, erst nach dem Zweiten Weltkrieg gebracht: waren sie im *Ottův slovník* noch mit ihren Vornamen Karl und Friedrich zu finden, so erschienen sie in den späteren Lexika nurmehr als „Karel Marx“ und „Bedřich Engels“.

- „Zuschreibung einer anderen Nationalität“: Fritz Mauthner, Anton Heinrich Springen oder Ferdinand Porsche werden als „Deutsche“ bezeichnet, während Igo Etrich, Adalbert Stifter oder Bertha von Suttner als Österreicher gelten. Nur bei einigen dieser „Deutschen“ oder „Österreicher“ finden sich Hinweise auf einen Zusammenhang mit den böhmischen Ländern: Ernst Mach aus Chrlice bei Brünn, „rakouský fyzik a filozof působící i v Čechách“; Rainer Maria Rilke, „německý lyrik, prozaik a překladatel spjatý s českými zeměmi“.
- „Subsumieren der deutschen Identität unter die jüdische“: Franz Kafka wird im Československý biografický slovník als „Pražský německý píšící prozaik židovského původu“ bezeichnet, Ernst Sommer als „německý spisovatel židovského původu pocházející z Moravy“ und Max Brod als „Pražský německý spisovatel židovského původu“.

Umgekehrt werden auch in deutschen Lexika „Interpretationsspielräume“ genutzt:

- Im Brockhaus (Bd. 18/1973) werden s. v. „Sudetendeutsche“ Persönlichkeiten aufgezählt, die einen „Beitrag zur deutschen Geistesgeschichte“ geleistet haben: „Johannes von Saaz, A. Stifter, Charles Sealsfield (Karl Postl), Marie von Ebner-Eschenbach, R. M. Rilke, F. Mauthner, F. Kafka, M. Brod, F. Werfel, F. Nabl, E. Merker, K. H. Strobl, R. Michel, J. Urzidil“.
- Kafka wird im Bd. 9 von 1970 als „Schriftsteller, geb. Prag 3. 7. 1883 als Sohn eines deutsch-jüdischen Fabrikanten“ geführt; im Band 9 von 1990 nurmehr bündig als „österreichischer Schriftsteller“.
- S. v. „Böhmen, Bevölkerung“ nennt der Brockhaus (Bd. 3, 1967/1987) zunächst die Deutschen, dann die Tschechen, wobei durch die Consecutio temporum die umgekehrte Reihenfolge der Ansiedlung angedeutet wird. Der im Band 3 von 1967 noch enthaltene Satz: „Alle Städte mit Ausnahme von Tabor sind deutsche Gründungen“ wurde in der Neuausgabe gestrichen.

* * *

Kulturell und sozial fächerte sich die deutschsprechende Bevölkerung der böhmischen Länder im Verlauf der Geschichte in ein breites Spektrum unterschiedlicher Gruppierungen auf: von den Trägern der engen Beziehungen zwischen dem böhmischen Staat und dem Heiligen Römischen Reich und den Trägern der Zugehörigkeit Böhmens zum Bistum Regensburg und zum Erzbistum Mainz über Kolonisten, die neue Gebiete besiedelten, Kaufleute, Handwerker, Stadtbürger und später Industrielle bis hin zu den akademischen Mitgliedern der Prager Universität, Adelsgeschlechtern, die sich in Böhmen niederließen, Militär, kirchlichen Würdenträgern und kaiserlichen Beamten. Dieses breite Spektrum verschiedener kultureller Milieus innerhalb der deutschsprechenden Bevölkerung der böhmischen Länder wird im populären Verständnis der böhmischen Geschichte nicht reflektiert; unterschieden werden lediglich die sog. Sudetendeutschen und die deutschsprechende jüdische Bevölkerung.

* * *

Die deutschsprechende Bevölkerung bezog ihre kollektive Identität vornehmlich aus der Zugehörigkeit zu der Region, in der sie lebte (Böhmen, Mähren, Österr. Schlesien), sowie zum Staatsverband der Monarchie. Ihr Empfinden der Zugehörigkeit zur deutschen Nation stellte sich parallel zur Entwicklung des modernen deutschen Nationalbewußtseins ein, und dieses Selbstverständnis nahm, je nach regionalem und sozialem Kontext, unterschiedliche Bedeutungen an. Die – im Deutschen wie im Tschechischen – gängige Bezeichnung „Sudetendeutsche“ bzw. „sudetští Němci“ mißachtet die Komplexität der nationenbildenden Prozesse und ebenso die Multidimensionalität des modernen sozialen wie kulturellen Bewußtseins. Ihrer Aussage nach entspricht sie der Intention, eine sudetendeutsche „nationale Identität“ zu etablieren, die die Sudetendeutsche Landsmannschaft freilich erst seit der Nachkriegszeit verfolgt.

* * *

Der Begriff „Sudetendeutsche“ erscheint in der Publizistik erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts als Sammelbezeichnung für regional und kulturell disparate deutsche Bevölkerungsgruppen. Er verbreitete sich in der Zwischenkriegszeit, als er sich zu einer Umschreibung für die kollektiven Erfahrungen der deutschsprechenden Staatsbürger der Tschechoslowakei entwickelte. Später verschob sich seine Bedeutung auf die kollektive Erfahrung der Vertreibung. Bis heute lehnen ihn viele Angehörige dieser Bevölkerungsgruppe unter Verweis auf seine Instrumentalisierung durch rechte politische Gruppierungen ab und ziehen es vor, als „böhmische Deutsche“ o.ä. zu gelten. Wie sinnvoll ist die Konzeption einer „sudetendeutschen Geschichte“ und einer „sudetendeutschen nationalen Identität“?

* * *

Neben den zwei „nationalen Gesellschaften“ gab es in den böhmischen Ländern eine Reihe verschiedener sozialer Gruppen, die sich keiner der national-emanzipatorischen Bewegungen anschlossen und die ihre Identität statt dessen aus dem historisch und rechtlich begründeten böhmischen Landespatritismus bezogen. Welche Möglichkeiten haben wir, um uns eine angemessene Vorstellung vom nationalen und sozialen Selbstverständnis breiter Bevölkerungsschichten zu verschaffen?

* * *

Selten äußert ein Politiker einen historisch so folgenreichen Satz wie Tomáš G. Masaryk am 22. 12. 1918: „Opakují: my jsme vytvořili náš stát; tím se určuje státoprávní postavení našich Němců, kteří původně do země přišli jako emigranti a kolonisté.“ Als im Namen des Prinzips der nationalen Selbstbestimmung der neue Staat – die Tschechoslowakei – entstand, traf die Bezeichnung „Emigranten und Kolonisten“ auf fast ein Drittel der Bevölkerung in den böhmischen Ländern zu. Wie lange muß eine ethnische Gruppe auf einem Gebiet oder in einem Staat leben, bis sie ein „Heimatrecht“ erwirbt – das freilich die deutschsprechende Bevölkerung der böhmischen Länder Jahrhunderte hindurch genossen hatte? Welchen Anteil an der Gesamtbevölkerung eines Landes muß eine Gruppe erreichen, um nicht mehr als „Minderheit“ zu gelten und „staatstragend“ zu werden?

Die modernen Sozialwissenschaften verwenden den Begriff „Volk“/„národ“ als Bezeichnung für jene neuen Formen des Kollektivbewußtseins, die sich im Zuge der

sog. Modernisierung (Urbanisierung, Industrialisierung, Demokratisierung) entwickelt haben und die als konstitutives Merkmal die Zugehörigkeit aller gesellschaftlichen Schichten zu einer nationalen Gemeinschaft tragen. In dieser Perspektive betrachtet, kam es in den böhmischen Ländern zur Ausformung zweier nationaler Gesellschaften – der deutschen und der tschechischen – erst seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Das Resultat dieser vergleichsweise jungen Entwicklung kann nicht in die ältere Geschichte rückprojiziert werden, mithin kann die Geschichte der böhmischen Länder auch nicht als Geschichte zweier Völker betrachtet werden.

Thesen zur 4. Diskussion

FRAGEZEICHEN ZUR LETZTEN PHASE DES TSCHJECHISCH-DEUTSCHEN ZUSAMMENLEBENS IN DEN BÖHMISCHEN LÄNDERN

1a. Die tschechische nationale Wiedergeburt und das Bestreben des tschechischen Volkes nach Freiheit und Unabhängigkeit gipfelten in der Gründung der Tschechoslowakei im Jahre 1918.

1b. Mit dem Jahr 1918 begannen Unterdrückung und Unfreiheit der Deutschen, der Slowaken und der anderen auf tschechoslowakischem Staatsgebiet lebenden ethnischen Gruppen.

* * *

2a. Die erste Tschechoslowakische Republik war ein demokratischer Staat, der allen seinen Bürgern Gleichheit und dementsprechend gerechte politische Vertretung garantierte.

2b. Die erste Tschechoslowakische Republik war kein demokratischer Staat; obwohl eine multinationale Gemeinschaft, war sie als Nationalstaat einer deklarativ geschaffenen, tatsächlich fiktiven, nationalen Mehrheit – des sog. „tschechoslowakischen Volkes“ – konstituiert.

* * *

3a. Das Münchner Abkommen war ein Verrat Frankreichs und Großbritanniens an der Tschechoslowakei.

3b. Das Münchner Abkommen war das Ergebnis von Bemühungen, einen Krieg zu verhindern oder zumindest zu verzögern. Die Intention lag darin, durch Nachgeben die Folgen der falschen Entscheidungen in den Friedensverträgen nach dem Ersten Weltkrieg und der unklugen Politik der tschechoslowakischen Regierungen der Ersten Republik abzumildern. Es reagierte zudem auf die bekannte Absicht des Präsidenten Edvard Beneš, territorialen Ansprüchen seitens Deutschlands zu entsprechen.

* * *

4a. Die tschechoslowakischen Bürger deutscher Nationalität tragen Schuld am Leid der tschechischen Bevölkerung infolge der aggressiven Politik Deutschlands unter Hitler.

4b. Die Sudetendeutschen waren Opfer Hitlers, weil sie am Münchner Abkommen 1938 ebensowenig wie die Tschechen beteiligt wurden. Für die Okkupation, die

Errichtung des sog. Protektorats und des Slowakischen Staates sowie deren Administration tragen die Sudetendeutschen als Bevölkerungsgruppe keine Verantwortung, weil auch ihnen im totalitären Regime Nazideutschlands keine Autonomie zugestanden wurde.

* * *

5a. Die „Abschiebung“ der Deutschen („odsun“) aus der Tschechoslowakei war nach den Erfahrungen der Jahre 1938–1945 eine historische Notwendigkeit, und sie geschah aufgrund der Entscheidung der Potsdamer Konferenz.

5b. Die Vertreibung von drei Millionen Menschen aus ihrer Heimat war ungerecht und ungerechtfertigt, weil sie eine Verurteilung auf Grund sogenannter Kollektivschuld bedeutete, und ihre Billigung steht im Widerspruch zu den fundamentalen ethischen Normen der modernen europäischen demokratischen Kultur.

Thesen zur 5. Diskussion

DAS ERBE DER MULTIKULTURELLEN GESELLSCHAFT UND DIE DEUTSCH-TSCHECHISCHE NACHBARSCHAFT

Eine „nationale Mythologie“ ist unverzichtbarer Bestandteil des kollektiven Bewußtseins, weil Menschen nicht nur rationale Geschöpfe sind. Entscheidend sind freilich die konkreten Inhalte und Formen der einzelnen Mythologien in ihrer Wirkung auf die gesellschaftlichen, politischen und historischen Entwicklungsprozesse.

* * *

In der Vielzahl der Formen kollektiver Identitätssuche, die in das Bewußtsein der Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft mündet, lassen sich nach Jaroslav Stránecký zwei Typen unterscheiden:

- A. Identifikation durch Hervorhebung der Unterschiede zu „den anderen“;
- B. Identifikation durch den Willen zur Kommunikation als Mittel zum Interessenausgleich und zur Konfliktregelung.

Zwischen den Tschechen und Deutschen in den böhmischen Ländern überwog der Typ A, so daß keine hinreichende Plattform für die Bereinigung nationaler Konflikte entstehen konnte.

* * *

Seit der Aufklärung wird im europäischen Rechtsverständnis dem von Menschen neu gesetzten Recht höherer Rang als dem althergebrachten Recht zugesprochen. Das Konzept der „historischen Rechte“ ist ein Anachronismus. Aus der Vorstellung von einem Naturrecht bzw. einem ungeschriebenen Menschenrecht ergibt sich die Ablehnung jeglicher „Kollektivrechte“ bzw. „Kollektivschuld“. Die böhmische Vergangenheit kann daher nicht als Grundlage zur Rechtfertigung von Kollektivansprüchen dienen.

* * *

Im Zuge der Nationenbildungsprozesse in den böhmischen Ländern wurde hier das Bewußtsein der universalen Menschenrechte durch den Kampf um die ethnische Identität

tität der dominanten und de facto auch herrschenden Gruppe verdrängt. Dementsprechend überwiegt der kollektive Freiheitsbegriff (Freiheit der nationalen Gruppe als Recht auf Verteidigung ihrer Gruppenidentität) gegenüber dem individuellen Freiheitsbegriff westeuropäischer (britischer, französischer, Schweizer) Tradition. Um das Spannungsverhältnis zwischen individueller Freiheit (Menschenrechte) und nationaler Identität für den Aufbau einer demokratischen Gesellschaft fruchtbar zu machen, müssen sowohl die Vergangenheit selbst als auch die kollektiven Außenbeziehungen offen und kritisch diskutiert werden. Denn nur auf diesem Wege können überkommene Ängste als „vergangen“ erkannt und die überlieferte Begrifflichkeit hinterfragt bzw. neu interpretiert werden.

* * *

Die Geschichte der böhmischen Länder erscheint nun nicht mehr als Bild eines oder zweier ethnisch homogener „Völker“ oder als Bild eines kontinuierlichen tschechisch-deutschen Konflikts. Ebenso wenig wird die vielfältige Geschichte der böhmischen Länder auf Äußerungen des sog. „nationalen Geistes“ reduziert werden können. Das Selbstverständnis einer demokratischen Gesellschaft ist mit der Simplifizierung historischer Phänomene und Sachverhalte nach dem Muster der sog. nationalen Charakterologie, wie sie in der Publizistik des 19. und 20. Jahrhunderts betrieben wurde und wie sie heute im Rahmen der Stereotypenforschung untersucht wird, nicht vereinbar.

* * *

Das Wissen um Pluralismus und Dynamik innerhalb einer jeden nationalen oder staatlichen Gemeinschaft und ihrer Vergangenheit, ethisch begründeter Universalismus sowie Dialogbereitschaft und -fähigkeit sind notwendige Voraussetzungen sowohl für das Funktionieren der demokratischen Ordnung innerhalb eines Gemeinwesens als auch für die Überwindung von ererbten Belastungen der Beziehungen zu anderen Völkern. In dieser Perspektive ist es ungerechtfertigt, die Tschechen als die „Usurpatoren“ der böhmischen Geschichte oder die Sudetendeutschen bzw. die Deutschen als „die deutsche Gefahr“ darzustellen; wünschenswert ist ein Bild einzelner Völker als jeweils einer historisch dynamischen Pluralität verschiedener gesellschaftlicher Kräfte, Meinungs- und Interessengruppierungen. Diese wiederum müssen so differenziert wahrgenommen werden, daß die einzelnen konkreten Phänomene auszumachen sind und in ihrem Zusammenhang untereinander sowie mit ihrem jeweiligen Umfeld betrachtet werden können.

* * *

Wem „gehört“ die böhmische Geschichte? Kann Geschichte überhaupt das Eigentum von jemanden sein? Kann man seiner Geschichte „beraubt“ werden? Hinter diesen Fragen verbirgt sich die These von der identitätstiftenden Funktion der Geschichte. Als „Eigentum“ aber hat der Anspruch eine totalitäre Tendenz. Denn es wird die Koexistenz verschiedener Identitäten ebenso wie die unterschiedliche Teilhabe an der Geschichte geleugnet. Bei einer multikulturellen und multiethnischen Vergangenheit ist die Absurdität des Anspruchs, daß die Geschichte jemandem exklusiv „gehöre“, besonders evident.

Diskussionsbeitrag von Rudolf Jaworski, Kiel

„Naše dějiny“ – „unsere Geschichte“.

Anmerkungen zu einem problematischen Besitzanspruch

Um es gleich vorwegzunehmen: Die Wortkombination „unsere Geschichte“ scheint mir generell nicht geeignet zu sein, historische Zusammenhänge und Prozesse von ganzen Völkern, Ländern und Staaten angemessen zu umschreiben. Wenn ein Schulgeschichtswerk einen solchen Reihentitel wählt oder ein regionales Heimatmuseum seine Exponate unter ein entsprechend beschriftetes Transparent ausbreitet, so mag es sich hierbei noch um ein gerechtfertigtes pädagogisches Mittel handeln, Geschichte wir-bezogen für einen begrenzten Raum und für ein begrenztes Publikum erfahrbar aufzubereiten. Wenn aber komplette Nationen „ihre“ Geschichte in großen historischen Ausstellungen und in historischen Häusern feiern oder auch nur widerspiegeln wollen, dann gewinnt diese Art des kollektiven Erinnerns sofort eine andere, problematische Dimension. Denn auf dieser vergleichsweise abstrakteren und politischeren Ebene werden Identifikationsangebote gemacht, die nicht selten zu selbstgenügsamer bis selbstgefälliger Nabelschau verleiten und sich mit exklusiven historischen Rechtsansprüchen verknüpfen lassen.

Eine solche Gefahr besteht in verstärktem Ausmaße bei der historischen Rückschau auf Landschaften, für die, wie im Falle der böhmischen Länder und der Tschechoslowakei, gleich mehrere nationale Geschichtsauffassungen konkurrieren. Mit Blick auf das hier vorrangig interessierende deutsch-tschechische Verhältnis ist demzufolge der Ausdruck „naše dějiny“ – „unsere Geschichte“ sowohl in seiner tschechischen wie in seiner sudetendeutschen Spielart abzulehnen, und zwar ebenso in seiner engstirnig nationalistischen Originalfassung wie auch in seiner vermeintlich moderneren, pluralistisch und transnational erweiterten Variante. Für diese kategorische Ablehnung sollen im folgenden einige Gesichtspunkte benannt werden, die von grundsätzlichen Überlegungen zu dieser Thematik ausgehen.

Wer nach „unserer“ Geschichte fragt, der fragt meistens auch danach, wem die deutsche, wem die böhmische usw. Geschichte gehört, und tritt insofern von vornherein mit einer gewaltsamen, besitzergreifenden Absicht an die Geschichte heran, unabhängig davon, ob er sich schuldhaft oder stolz zu ihr bekennen möchte. Geschichte läßt sich aber nicht einfach requirieren, so wie sie sich auch nicht einfach bewältigen läßt. Das Ansinnen, Geschichte von wo aus und für wen auch immer in Beschlag nehmen zu können, ignoriert die Selbständigkeit und Offenheit historischer Prozesse, ihre vielfältigen Querverbindungen unter- und oberhalb diverser Nationalgeschichten, und es läßt vor allem die vorgegebene und notwendige Distanz zwischen dem historischen Betrachter und seinem Gegenstand in unzulässiger Weise außer acht. Das betrifft die Fachhistorie genauso wie das öffentliche Geschichtsverständnis, zumal beide Sphären auf dem Feld nationalgeschichtlicher Themen eine besonders intensive und breite Berührungszone aufweisen.

Je gewaltsamer der Zugriff auf die Geschichte ausfällt, umso willkürlicher gestaltet sich dann vielfach auch die Auswahl der besonders hervorgehobenen oder schamhaft unterschlagenen historischen Tatbestände. Mir ist beispielsweise keine sudetendeut-

sche Darstellung bekannt, welche die Henleinbewegung und die Protektoratszeit als integralen Bestandteil des sudetendeutschen historischen Erbes apostrophieren würde. Umgekehrt wird die Seriosität der postkommunistischen tschechischen Historiographie unter anderem daran gemessen werden, wie weit sie der Versuchung widersteht, die vierzig Jahre kommunistischer Herrschaft als einen untypischen historischen Betriebsunfall aus der Nationalgeschichte auszugrenzen. Mit diesen Hinweisen soll lediglich darauf aufmerksam gemacht werden, daß die implizit suggerierte Totalität einer Wir-Geschichte fast immer fiktiver Natur ist und somit einer grandiosen kollektiven Selbsttäuschung gleichkommt. Denn es ist keinesfalls so, als ob bei einer solchen Geschichtsauffassung wie versprochen das ganze Buch der Geschichte einer betreffenden Nation bzw. Volksgruppe aufgeschlagen würde. Es sind vielmehr nur ganz bestimmte Seiten, die deutliche Spuren eines strapaziösen Gebrauches aufweisen, andere – meist solche weniger schmeichelhaften Inhaltes – wirken demgegenüber auffallend unberührt oder fehlen sogar ganz, weil sie zuvor herausgerissen worden sind.

Der besitzergreifende Anspruch auf „unsere“ Geschichte hat aber nicht nur etwas Gewaltsames an sich, sondern ist zugleich von einer gewissen geistigen Verkrampfung gekennzeichnet, die wiederum auf uneingestandene Unsicherheiten verweist. Denn wer ständig von „unserer“ Geschichte spricht, scheint sich dieses stolzen Erbes insgeheim doch nicht ganz sicher zu sein, sonst müßte er es nicht so nachdrücklich und demonstrativ einklagen. Die polnischen Nachbarn von Deutschen und Tschechen sind sich ihrer Geschichte so sicher, daß sie in der Publizistik wie in gelehrten Abhandlungen ohne ein solches Possessivpronomen auskommen. Die Geschichte Polens, die „Historia Polski“, stellt sich dort, und zwar für alle Phasen, – also auch derjenigen der über hundert Jahre andauernden Staatenlosigkeit und Dreiteilung – als ein selbstverständlicher Referenzrahmen dar, den man zwar unterschiedlich interpretieren kann, der aber ansonsten insgesamt keiner gesonderten Rechtfertigung bedarf. Eine vergleichbare Selbstverständlichkeit geht dem tschechischen wie dem sudetendeutschen Geschichtsverständnis im allgemeinen ab, wenn auch die Gründe hierfür den jeweiligen Ausgangspositionen entsprechend nicht dieselben sind.

Auf tschechischer Seite bestehen erhebliche Schwierigkeiten, den Gesamtverlauf der böhmischen Geschichte in einem streng nationalgeschichtlichen Sinn zu interpretieren. Kontinuitätsbrüche wie das „Temno“, der deutsche Anteil an diesem Erbe u. a. m. – stehen dem nach wie vor im Wege. Milan Kundera hat in diesem Zusammenhang einmal von der „Nichtselbstverständlichkeit der tschechischen Nation“ gesprochen. Und auch wenn derlei Irritationen in dem mittlerweile ethnisch weitgehend homogenen und politisch gefestigten postkommunistischen tschechischen Staat keine aktuelle Bedeutung mehr zukommen mag, sind sie doch damit für die Einstellung zu der weitaus komplexeren Geschichte dieses Landes längst nicht ausgeräumt.

Noch komplizierter gestaltet sich eine historische Standortbestimmung für die Sudetendeutschen. Bei genauerem Zusehen erweist sie sich sogar als aussichtslos; vor allem dann, wenn eine in sich geschlossene Wir-Geschichte das Ziel sein soll, wie sie in nahezu allen sudetendeutschen Selbstdeutungen krampfhaft suggeriert wird. Stammes- und Siedlungsgeschichte, Landes- und Reichsgeschichte, aber auch die Zugehörigkeit zur deutschen Sprach- und Kulturnation eröffnen nämlich bis heute für die aus den böhmischen Ländern stammenden Deutschen immer noch sehr unterschied-

liche, zum Teil ausgesprochen widersprüchliche Optionen auf das, was sie im Einzelfall als „ihre“ Geschichte betrachten wollen. Und dementsprechend variiert auch das „Wir“ der historischen Subjekte.

Wer von „unserer“ Geschichte spricht, muß sich ohnehin die unbequeme Frage gefallen lassen, wen er mit „uns“ überhaupt meint: Die jeweilig dominante Nation eines Landes, die herrschenden Klassen und Eliten oder die Basisbevölkerung eines bestimmten Territoriums? Und selbst wenn alle denkbaren Elemente und Faktoren in angemessener Weise innerhalb einer Geschichtsbetrachtung präsentiert wären, bliebe immer noch zu klären, wer diesen Gesamtvertretungsanspruch für wen und in welcher Absicht geltend macht. Bei solchen Gewissenserforschungen wird man in der Regel sehr bald zu der Erkenntnis gelangen, daß das proklamierte „Unser“ mit dem tatsächlich gemeinten und repräsentierten „Wir“ nicht unbedingt identisch zu sein braucht. Die possessive Einschränkung des Geschichtsbegriffes bringt also auch in dieser Hinsicht keine Präzisierung, sondern stiftet eher Verwirrung – manchmal ungewollt, nicht selten aber bewußt zur effektiveren Abstützung nationaler Geschichtsbilder eingesetzt. Die Geschichte der böhmischen Länder und der Tschechoslowakei war und ist ein dankbares Operationsfeld für derlei Manipulationen.

Der wahrscheinlich gefährlichste, weil letztlich unvermeidbare Fallstrick bei der Verwendung von Begriffen wie „naše dějiny“ bzw. „unsere Geschichte“ liegt meines Erachtens in der Ausgrenzung oder Subsummierung irgendwelcher „anderer“, denen auf diesem Wege die Teilhabe am historischen Geschehen eines bestimmten Territoriums gänzlich oder zumindest in selbständiger und gleichberechtigter Form abgesprochen wird. Man braucht nur stellvertretend an die Vereinnahmung der jüdischen Prager Intelligenz in sudetendeutschen Geschichtsdarstellungen zu erinnern – eine Wertschätzung, die in erster Linie eine Bilanzaufbesserung sudetendeutscher Kulturleistungen zum Ziel hat und nicht unbedingt tatsächliche Einstellungen zur „dritten Nationalität“ der böhmischen Länder widerspiegelt. Nicht minder problematisch erscheinen Tendenzen neuester tschechischer wie slowakischer historischer Übersichtswerke, die wechselseitigen Anteile an der Geschichte des jeweils anderen Volkes qualitativ und zeitlich möglichst begrenzt zu halten, nachdem dieselben Verbindungslinien früher nicht stark genug hervorgehoben und gar nicht weit genug in die Geschichte zurückverlegt werden konnten.

Konjunkturbedingte Erweiterungen bzw. Reduzierungen historischer Wir-Verständnisse beherrschen beispielsweise auch viele Darstellungen zum deutsch-tschechischen Verhältnis vor und nach der Gründung der Ersten Tschechoslowakischen Republik. So überwiegt für die Habsburger Ära auf sudetendeutscher Seite im allgemeinen eine inklusive Betrachtungsweise. Das heißt, die Tschechen werden in jeder Hinsicht als Kostgänger deutscher Kultur- und Zivilisationseinflüsse verstanden und damit als natürliche Untermieter der böhmischen Geschichte beansprucht, während tschechische Autoren wiederum die Besonderheiten und Eigenständigkeiten der tschechischen Nationalentwicklung unterstreichen. Für die Zeit nach 1918 verkehren sich die Perspektiven: Für diesen Zeitabschnitt wird im tschechischen Schrifttum vereinnahmend von der Gesamtheit der böhmischen Länder bzw. des tschechoslowakischen Staates ausgegangen, ganz im Sinne des zeitgenössischen Sprachgebrauchs, in dem von „naše republika“ und von „naši Němci“ die Rede gewesen ist, während in der

sudetendeutschen Geschichtsschreibung von da ab eine eher regionalistische Selbstbeschränkung der historischen Betrachtung maßgeblich geworden ist.

Es gibt aber noch einen anderen, subtileren, vielleicht sogar folgenschwereren Modus der Ausgrenzung, wenn von „unserer Geschichte“ die Rede ist, und der besteht darin, daß in letzter Konsequenz nur Angehörigen der jeweiligen Wir-Gruppe das Recht und die Kompetenz zuerkannt wird, sich authentisch mit der betreffenden Wir-Geschichte zu beschäftigen und sie überhaupt richtig verstehen zu können.

Es bringt meines Erachtens wenig, die Alternative zu solchen Vereinnahmungen, Unterschlagungen und Ausgrenzungen einfach in einer böhmischen oder europäischen Erweiterung des historischen Wir-Verständnisses zu vermuten, weil dadurch die hier grundsätzlich in Frage gestellten Denk- und Interpretationsmuster nicht automatisch außer Kraft gesetzt werden. Die geringsten Erfolgchancen hätte wohl der Versuch einer bloßen Montage bislang gängiger tschechischer und sudetendeutscher Geschichtsauffassungen, da sie bei aller Ähnlichkeit ihrer Strukturmerkmale in ihrer inneren Logik unvereinbar sind und sich daher weder beziehungsgeschichtlich auflösen noch landesgeschichtlich aufsummieren lassen. Weitaus akzeptabler und tragfähiger erscheint demgegenüber die Wiederaufnahme der Tradition eines nationenübergreifenden böhmischen Landespatritismus und seine Übertragung in eine moderne integrale Geschichtsbetrachtung der böhmischen Länder. Aber selbst diese historische Wir-Perspektive hat ihre problematischen Seiten, denn sie rekurriert auf vormoderne Sehweisen (wir Böhmen?), die der faktischen und subjektiven Auseinanderentwicklung von Deutschen und Tschechen in den letzten hundert Jahren nicht gerecht wird und den notwendigen Blick über den böhmischen Kesselrand hinaus behindern könnte.

Doch auch identifikatorische Bekenntnisse zur Ganzheit der europäischen Geschichte, wie sie in letzter Zeit allenthalben zugenommen haben, dürfen nicht vorschnell und generell als Überwindung nationalzentrischer Geschichtsauffassungen gewertet werden. Äußerungen tschechischer Publizisten und Historiker in dieser Richtung sind bislang zu vordergründig von dem zwar verständlichen, aber auch sehr zweckgebundenem Bestreben gekennzeichnet, die „Rückkehr“ „ihres“ Landes und „ihres“ Volkes nach Europa historisch zu legitimieren. Auf deutscher und sudetendeutscher Seite bietet wiederum die neu aufgelegte Mitteleuropa-Idee manchen Autoren eine willkommene Plattform, die verlorengegangene und – vor allem seit der Wiedervereinigung – wieder wahrscheinlich werdende Dominanz in diesem Raum historisch zu rechtfertigen. Bei aller Unterschiedlichkeit der jeweiligen Beweisabsichten wird in beiden Fällen deutlich, daß der nationalzentristische Standpunkt bei derartigen transnationalen Einbindungen grundsätzlich beibehalten und lediglich in einen größeren, wirksameren Begründungszusammenhang überführt, wenn nicht sogar bewußt versteckt worden ist.

Wir-Geschichten bleiben demnach in allen Aggregatzuständen problematische Konstrukte, weil sie den Blick für historische Sachverhalte in unzulässiger Weise subjektivieren und begrenzen, weil sie ein historisches Besitzstandsdenken fördern und damit zugleich einer unfriedlichen Distanz zur Geschichte der „anderen“ Vorschub leisten. Aus all dem ergibt sich meines Erachtens nur eine Konsequenz: auf das anheimelnde Possessivpronomen „naše“ bzw. „unser“ grundsätzlich zu verzichten, wenn von Geschichte die Rede ist.

Diskussionsbeitrag von Jiří Kořálka, Prag

Zur Bedeutung einer Tschechischen Geschichte

Ist die nationale Geschichte eine historische Fiktion? Die Frage sollte eher lauten: Ist die nationale Geschichte eine größere, verderblichere, von anderen zusammenfassenden Geschichtswerken und Verallgemeinerungen grundsätzlich verschiedene Fiktion? Die Antwort auf diese Frage hängt unter anderem mit dem Nationsbegriff zusammen, vor allem damit, inwieweit wir die Nation weder als eine Erfindung von Intellektuellen noch andererseits als ein ewiges Phänomen, sondern als eine historisch entstandene und historisch bedingte gesellschaftliche Großgruppe auffassen.

Jeder Mensch, mag er das zur Kenntnis nehmen oder nicht, hat eine ganze Reihe von Identitäten – eine individuelle Identität, das Zugehörigkeitsbewußtsein zu einer Familie oder zur größeren Verwandtschaft, eine sozio-professionelle Identität, eine lokale und regionale Identität (im Verhältnis zum Ort und zum kleinen Territorium, woher er/sie stammt und wo er/sie lebt), aber er hat in den meisten Fällen auch eine nationale Identität und das Bewußtsein der Zugehörigkeit zu einem nationalen Ganzen, eine mehr oder weniger klar empfundene mitteleuropäische und europäische Identität (im Verhältnis zu anderen Erdteilen), und schließlich eine allgemein menschliche Identität. Unter allen diesen verschiedenen Identitäten soll die Zugehörigkeit zu einer Nation keinesfalls etwas Ausschließliches, anderen Identitäten Übergeordnetes bedeuten. Meiner Meinung nach ist jedoch die nationale Identität eine zweifellos bestehende und einflußreiche Realität, die viel stärker ist, als es vielen Politikwissenschaftlern und Soziologen vor 1989 zu sein schien, die dann vom heftigen Aufstieg des Nationalgefühls und der nationalen Ideologie, mancherorts auch von national begründeten gewaltsamen Konflikten, und zwar nicht nur in den Ländern des ehemaligen Sowjetblocks, unangenehm überrascht wurden.

Ebenso wie jeder Mensch, jede Familie, jede Gemeinde, jede soziale und professionelle Gruppe ihre Geschichte hat, ist auch jede Nation, jede neuzeitliche Nationalgesellschaft, ein Produkt der Geschichte. Die Existenz einer Nation besteht in der unaufhörlichen Wechselwirkung der Vergangenheit und der Gegenwart. Daraus ergibt sich ein gesellschaftlicher Anspruch, daß das Geschehene von Historikern erforscht und dargestellt wird. Die gegenwärtige Gesellschaft auf dem Territorium der Tschechischen Republik ist das Ergebnis einer langfristigen Entwicklung von naturgeschichtlichen, demographischen, wirtschaftlichen, sozialen, politischen und kulturellen Elementen und Tendenzen, sowohl inneren als auch äußeren, die alle in einer mehr oder weniger bedeutenden Weise die Herausbildung, die Entwicklung und die Gestalt der tschechischen Nation beeinflußt haben. Die heutige tschechische Gesellschaft hat das Recht, von den zwei bis drei Generationen derzeit aktiv wirkenden Historikern zu erwarten, natürlich nicht nur von tschechischen, in der Tschechischen Republik lebenden Historikern, sondern von allen Fachleuten, die sich auch im Ausland wenigstens zum Teil mit der tschechischen Geschichte befassen, daß sie von diversen Standpunkten, oft mit widersprüchlichen Einschätzungen, aber nach bestem Wissen und Gewissen zur Bearbeitung und zu einer neuen Interpretation dieser Geschichte ihren Beitrag leisten. Ganz gewiß wird es keine neue Heroengalerie und

keine Darstellung fortschrittlicher Geschichtstraditionen sein, sondern wir sollten eine ausgewogene Zusammenfassung all dessen anstreben, was die Herausbildung und das jetzige Wesen des Territoriums der Tschechischen Republik und der hier lebenden tschechischen Gesellschaft grundlegend bestimmt und beeinflußt hat, auch das eingeschlossen, worauf wir überhaupt nicht stolz sein können, was wir lieber übersehen oder verschweigen möchten.

Die gegenwärtige tschechische Gesellschaft braucht eine neue Tschechische Geschichte, ähnlich wie unser Staat in deutscher Sprache die Tschechische Republik genannt wird, allerdings eine Geschichte, die der heute erwünschten Vorstellung der offenen tschechischen Gesellschaft als einen wichtigen Bestandteil der europäischen Politik und Kultur entsprechen würde. In diesem Sinne wird die Tschechische Geschichte nicht exklusiv tschechisch im ethnischen und sprachlichen Sinne sein, sondern sie soll im wesentlichen den ganzen Inhalt des deutschen Begriffs „böhmisch“ einschließen und die große Bedeutung verschiedener ethnischer, sprachlicher und kultureller Einflüsse hervorheben. Tschechische Geschichte, wie ich sie auffasse, ist eine dynamische, in Zeit und Raum wandelbare Geschichte, die einen großen Wert den Migrations- und Assimilationsprozessen beimißt und die breite Skala anderer als ethnischer und nationaler Identitäten berücksichtigt. Als natürlicher und untrennbarer Bestandteil dieser Geschichte erweist sich das jahrhundertelange Zusammenleben mit den deutschsprachigen und den jüdischen Bewohnern Böhmens, Mährens und Schlesiens und deren wirtschaftlicher und kultureller Beitrag zum heutigen Bild des Territoriums und der Gesellschaft der Tschechischen Republik. Es wird auch das Leben und Wirken italienischer Architekten und Bauarbeiter, englischer Unternehmer und Ingenieure sowie auch von Menschen anderer Nationalitäten einbezogen, darunter zum Beispiel im zwanzigsten Jahrhundert die Eingliederung der russischen, ukrainischen, griechischen und anderer Emigration in das gesellschaftliche Leben der böhmischen Länder.

Daraus ergibt sich, daß die so aufgefaßte Tschechische Geschichte weit über den Rahmen einer herkömmlichen nationalen Geschichte hinauswachsen muß. In erster Linie betrifft das die vielseitige und tiefgreifende Wirkung verschiedenster Staatsgebilde auf dem Territorium der heutigen Tschechischen Republik. Darunter verstehe ich nicht nur das Königreich Böhmen, die Markgrafschaft Mähren und die schlesischen Herzogtümer, sondern auch das Heilige Römische Reich im Mittelalter und in der frühen Neuzeit, das werdende Habsburgerreich seit 1526, das Kaisertum Österreich seit 1804, die österreichisch-ungarische Monarchie seit 1867, die Tschechoslowakische Republik in den Jahren 1918–1939 und 1945–1992, nicht zuletzt aber auch das Großdeutsche Reich in den Jahren 1939–1945. In diesem Zusammenhang ist es nicht weniger erforderlich, die Herausbildung, die Entwicklung und die Veränderungen wirtschaftlicher, gesellschaftlicher, staats- und innenpolitischer Strukturen in den böhmischen Ländern von breiteren europäischen Gesichtspunkten aus anzusehen. Die Geschichte einer Nation ist ein durchaus legitimer und nützlicher, keinesfalls aber der einzige oder entscheidende Bestandteil der historischen Synthese, wobei die Nation selbst in dieser Auffassung als eine sozial wandelbare und offene Struktur, als ein Anregungen von außen aufnehmendes und andere Nationen beeinflussendes Bauelement in der Entwicklung der europäischen Zivilisation und Kultur zutage tritt.

Ich bin mir dessen bewußt, daß es zum Beispiel nicht leicht ist, das traditionelle Geschichtsbild derjenigen Epoche der Tschechischen Geschichte zu überwinden, die mich gegenwärtig besonders interessiert, nämlich der Jahre 1780 bis 1848, die im Schulunterricht und in breiterer Öffentlichkeit als die Zeitperiode der tschechischen nationalen Wiedergeburt aufgefaßt werden. Es ist nicht bedeutend, daß ich selbst diesen Begriff längere Zeit nicht mehr gebrauche und den zutreffenderen Begriff der Herausbildung der neuzeitlichen tschechischen Nation bevorzuge. Vom inhaltlichen Gesichtspunkt aus ist die Tatsache entscheidend, daß der Prozeß der tschechischen Nationsbildung nur einen kleinen Teil der gesellschaftlichen und kulturellen Realität jener Zeit einnahm, weil im gesamtösterreichischen Rahmen die Zentralisierungs- und Modernisierungsmaßnahmen des habsburgischen Staates, im breiteren mitteleuropäischen Maßstab der Aufstieg der deutschen klassischen Kultur und der deutschen Nationalbewegung, in Böhmen und Mähren die landespatriotischen Ideen und Institutionen des Adels lange überwogen. Es wäre verfehlt, die wissenschaftliche und literarische Produktion in den böhmischen Ländern jener Zeit nach sprachlichen Kriterien, entsprechend den Büchern und Zeitschriften in tschechischer Sprache, zu beurteilen. Es wirkten damals mehrere Tendenzen einer modernen nationalen Entwicklung in Böhmen – ich habe versucht, fünf solche Tendenzen: Österreicher-tum, Großdeutschum, Slawismus, Bohemismus und Tschechentum zu charakterisieren, während Jiří Malý für Mähren noch eine sechste Tendenz, den slawischen Moravismus, hinzufügte – und alle diese Tendenzen hinterließen eine dauerhafte Spur im Charakter der neuzeitlichen tschechischen Gesellschaft.

Ich bin mit einigen hie und da auftauchenden Ansichten, daß die tschechische nationale Identität in Vergangenheit und Gegenwart unbestimmt und wankelmütig sei, überhaupt nicht einverstanden. Gewiß hat sich die tschechische Identität in jahrhundertelanger Entwicklung unter oft sehr komplizierten Bedingungen bis zum heutigen durchaus stabilisierten Niveau herausgebildet, aber das ist in Mitteleuropa kein Ausnahmefall gewesen. Denken wir nur daran, wie wandelbar und fragwürdig die Begriffe Deutschland oder Österreich beziehungsweise die Auffassungen über die deutsche und österreichische Nation in den letzten zwei Jahrhunderten gewesen sind! Die gegenwärtige tschechische Gesellschaft soll auch die multikulturelle Vergangenheit der böhmischen Länder anerkennen und in ihr Geschichtsbild als eine Bereicherung integrieren. Dabei habe ich keine Angst davor, daß viele Persönlichkeiten, Ereignisse, Tendenzen und sogar ganze Bevölkerungsgruppen gleichzeitig und gemeinsam in die tschechische und deutsche Geschichte oder in die tschechische und die österreichische Geschichte gehören können – das ist in einer offenen nationalen Geschichte sowohl unvermeidbar als auch wünschenswert.

Diskussionsbeitrag von Bedrich Loewenstein, Berlin

Die trügerische nationale Brille

In Böhmen steinigt man zwar keine Theoretiker, aber man liebt sie auch nicht gerade. Wenn sie zu scheinbar selbstverständlichen Dingen Stellung nehmen, wie z. B. zur nationalen Geschichte, werden sie mit dem berühmten Tausendfüßler verglichen, der eines Tages zu überlegen beginnt, wie er seine zahlreichen Gliedmaßen koordinieren soll: von diesem Zeitpunkt an gerät sein bisher erträglicher Gang ins Stocken.

Skotomisierung. Die Geschichte (Geschichtsschreibung) befriedigt außer der natürlichen Neugierde, „wie es eigentlich gewesen ist“, Legitimationsbedürfnisse. Wir suchen unsere Werte, unsere Fragen, uns selbst in der Vergangenheit (Pekař über Masaryk); wir vergewissern uns der Kontinuität und Berechtigung unserer Ansprüche und Bemühungen. Wir würden nie die Vorstellung ertragen, daß man ohne die Krücken der Tradition handelt, auf eigene Verantwortung, nur auf eigenes Risiko, auf den eigenen Verstand gestellt bleibt. Unsere Lebensbedürfnisse, „unser Recht auf Geschichte“ zwingt uns dabei einen bestimmten Typus von Erkenntnisinteressen auf. Das muß nicht schaden, vorausgesetzt man ist sich über das Perspektivische und Fragmentarische unseres Ausschnitts im klaren und behauptet nicht, daß unsere Auffassung zweifelsohne wissenschaftlich, total und selbstverständlich ist, ja daß sie einen eindeutigen „Sinn“ bzw. eine „Lehre“ zum Ausdruck bringt. Beim näheren Zusehen hat die objektive, geschweige denn ideologisierte Geschichte außer subjektiven Urteilen darüber, was historisch relevant ist, und ebenfalls recht subjektiven moralischen Haltungen, ihre spezifischen weißen Flecken, blinden Stellen, ihren konkret begrenzten Horizont. Die Geschichte läßt sich nicht anders schreiben, als so, daß man die Fülle und Komplexität der Vergangenheit darauf reduziert, was uns als wesentlich erscheint, d. h. daß wir unser Hauptaugenmerk auf die einen Dinge (die große Politik) richten, während wir von anderen absehen (Sexualität, Gefängniswesen, Ernährung).

Die Vielfalt der Geschichte. Jeder von uns hat eine Reihe von Loyalitäten, eine Reihe primärer Interessen: Wir sind Männer, Frauen, Dichter, Soldaten, Katholiken, Brünnler, Sozialdemokraten, Naturschützer, Familienväter, Anhänger Europas oder der „Slavia“. Absichtlich habe ich nicht gesagt: „Tschechen“ oder „Deutsche“. Ich bin mir nämlich nicht sicher, ob die nationale Klammer in unserer unübersichtlichen Gesellschaft noch eindeutig über anderen Identitäten und Interessen steht. Für die Feministinnen z. B. ist die nationale Geschichte wenig wichtig; nicht anders ist es bei den Vertretern der Kirchengeschichte, der Naturwissenschaften, der Geschichte der Industrie, der Philosophie, der Zivilisation, des Alltags, offensichtlich auch der Geschichte bestimmter Regionen. Dušan Třeštík schlug seinerzeit die böhmische Staatlichkeit als mögliche Achse der historischen Erzählung vor. Dies ist eine sehr konservative Auffassung, die an die Peripherie entläßt, was die Historiker in den letzten Jahrzehnten zu interessieren begann, nichtsdestotrotz ist es eine mögliche Konzeption. Ich weiß freilich nicht, ob sich der Mediävist im klaren war, daß sich eine solche böhmische Geschichte für mindestens zwei Jahrhunderte um die Entwicklung der österreichischen Verwaltung drehen würde.

Die nationale Auffassung. Die Überordnung nationaler „Metacodes“, nationaler Symbole und Interpretationsweisen hat sich vor dem 19. Jahrhundert nicht durchgesetzt, und zwar in Konkurrenz zu anderen Codes bzw. Identitäten. Diese hat die nationale Ideologie entweder degradiert, d. h. ihrer Wertehierarchie untergeordnet („tschechischer Evangelischer“, „Prager“, „Mährer“) oder allmählich aus ihrem Kodex ausgeschlossen („österreichischer Bürokrat“, „böhmischer Deutscher“). Bis dahin verschiedenartige Erfahrungen und Traditionen (der Märtyrertod von Jan Hus, der Märtyrertod des Johannes von Nepomuk, die Schlacht bei Taus, die Schlacht von Königgrätz; oder aus einem anderen Kontext: die Geschichte der Jeanne d'Arc und die Geschichte des Sturms auf die Bastille) werden unter ein gemeinsames nationales Dach gebracht und so aus ihrer eigenen Motivationsstruktur gerissen. Es entstehen da Kontinuitäten, wo man früher keine sah (moderne Deutsche und die Germanen des Tacitus); lokale Sagen und regionale Ereignisse werden in ein gesamt nationales Gedächtnis integriert. Ein Unrecht gegenüber bestimmten Teilgruppen (z. B. den Choden) wird als an „uns“ verbrochen interpretiert, während andere Vergehen, z. B. antijüdische Pogrome, „uns“ nicht interessieren müssen.

Identifikation und Ausgrenzung. Vladimír Macura hat unlängst sehr schön gezeigt, wie die rituelle, ja geradezu theatralische Inszenierung eines großen Dramas der nationalen Geschichte funktioniert: Man identifiziert sich mit dem Märtyrer, der zwar durch Gleichgültigkeit, Feigheit oder Niedertracht des eigenen Volkes sein Martyrium erleiden mußte, jedoch wäscht das Volk durch „Kanonisierung“ seine Schuld ab; es fällt etwas Licht von seinem Heiligenschein aufs Volk zurück, es wird durch seine Vermittlung Akteur eines großen Geschehens, während seine reale Rolle bescheidener, nichtig bis erbärmlich war. Dagegen entledigt sich das Volk gern rituell aller seiner Verräter, Schufte und anderer unschönen Protagonisten auf den Brettern der historischen Bühne. Es ist sicher besser, das Volk von František Palacký als von Karel Sabina, besser das Volk Goethes als das Hitlers zu sein, eher das Masaryks als das Gottwalds. Es geht aber nicht nur um Vorbilder zur Identifikation: manchmal passen ganze Gruppen nicht mehr ins Bild des idyllischen Nationalgartens, aus dem fleißige ideologische Gärtner jegliches Unkraut herausjäten müssen. So hat die ethnischsprachliche tschechische Auffassung keinen Platz für Hunderte von Böhmen im Sinne territorialer Wirksamkeit, es sei denn durch Camouflage der Kriterien, bis in ihnen auch beide Gründer des „Sokol“ Platz haben.

Wir und die anderen. Petr Pithart hat einmal das empfohlen, was er „inklusive Geschichte“ nannte. Statt immer neuer ideologischer Schablonen und Frontlinien in unseren Köpfen sollte unsere noetische Ausstattung Offenheit und Neugierde sein; keineswegs das Bedürfnis, daß uns die Geschichte „recht geben sollte“, d. h. unsere Vorurteile dieser oder jener Herkunft über „uns – die Guten“ und „die anderen – die Bösen“ zu bestätigen, sondern die Relativität und Veränderlichkeit historischer Wahrheiten und Identitäten zu begreifen. Ich plädiere nicht dafür, postmodernistische Willkür in die Vergangenheit hineinzutragen, eine Art Philosophie nach dem Prinzip „everything goes“: eher dafür, die Aufmerksamkeit dafür zu erhöhen, was menschlich möglich ist, einschließlich dessen, was wir gerne als unmenschlich (bzw. unnational) bezeichnen. Zu der „inklusive“ Geschichte gehören außer uns auch immer „die anderen“, und umgekehrt: „unsere“ Geschichte ist nicht nur die unsere.

Statt uns durch nationale Rituale und eine Galerie realer oder fiktiver Helden und erlittenen kollektiven Unrechts gegen unsere Unsicherheit zu wappnen, sollten wir die Geschichte als Suche nach demjenigen verstehen, was wir verloren haben: ich meine damit nicht die paradiesische Unschuld, ja nicht einmal Schlesien oder die Slowakei, sondern die Möglichkeit, anders gehandelt zu haben. Verlorene Chancen müssen nicht zurückkehren, aber sie können uns Realismus und ein bißchen Demut lehren. Realismus gegenüber utopischen Verführern, die uns ein konfliktfreies Paradies versprechen, und Demut gegenüber der kindlichen Versuchung, das Übel immer bei den anderen zu suchen. Die nationale Geschichte eignet sich durch ihren oft weinerlichen und immer selbstgerechten Blick kaum dazu, zivilisatorische Berührungen und Begegnungen über den ethnischen Zaun hinaus wahrzunehmen. Die trügerische nationale Brille nimmt nur ungern auch die eigene Schuld und das eigene Versagen zur Kenntnis (den Nachsatz zu Comenius' „Überstehen der Wirbelstürme des Zorns“). Die tatsächliche Geschichte gibt niemandem recht, am wenigsten den geschichtlichen Konstruktionen des 19. Jahrhunderts, mit denen ja die Katastrophen unseres Jahrhunderts zusammenhängen. Der reflektierende Tausendfüßler verliert nichts durch sein Stehenbleiben. Im Gegenteil, er wird wohl besser für die neue Unübersichtlichkeit des 21. Jahrhunderts gerüstet sein.

Ein *unpathetisches Nachwort*. Über Denkmäler anderer Völker oder einer anderen Kultur auf dem eigenen Territorium muß man sich nicht den Kopf zerbrechen. Im Zeitalter des Tourismus sorgt dafür die kosmopolitische Wirkung des Marktes. Sie stört lediglich Fundamentalisten – in Ägypten und vielleicht in Zwittau.

Diskussionsbeitrag von Michaela Marek, München

Zur Diskussion über den fiktionalen Charakter nationaler Geschichte

Die Frage im Titel dieser Diskussionsrunde – ob „nationale Geschichte“ eine Fiktion sei – ist nur scheinbar provokativ: Natürlich ist „Geschichte“ – auch als Produkt der Geschichtswissenschaft und ihrer Nachbardisziplinen – in hohem Maße fiktional, und das ganz zwangsläufig. „Es gibt keine Geschichte, ohne daß sie von den Erfahrungen und Erwartungen der handelnden und leidenden Menschen konstituiert worden wäre“, so Reinhart Koselleck; der amerikanische Historiker Hayden White, Lehrstuhlinhaber für „History of Consciousness“, stellt fest: „Wir erfassen die Vergangenheit und das Schauspiel der Geschichte im allgemeinen nach Maßgabe innerer Bedürfnisse und Bestrebungen, die etwas damit zu tun haben, wie wir uns selbst in der gesellschaftlichen Entwicklung wahrnehmen, mitsamt unseren Hoffnungen und Ängsten und mit dem Bild von Humanität, auf das wir für uns selbst setzen.“ Die Reihe solcher griffiger Zitate – Äußerungen, die Untersuchungen aus den verschiedensten Perspektiven resümieren – ließe sich fast beliebig fortsetzen.

Die Frage ist also in Wirklichkeit eine Binsenwahrheit und die Problematik nach langjähriger Theoriediskussion Gemeingut: Jeder forschende und schreibende Historiker ist sich darüber im klaren, daß das Rankesche Ideal – herauszufinden und darzustellen, „wie es wirklich war“ – unerreichbar ist, und für die meisten ist es nicht einmal das einzige Ideal, da doch das Prinzip der „historia“ als „magistra vitae“ – in zeitgemäßen Varianten – zu einem großen Teil auch das Selbstverständnis der Geschichte als Wissenschaft ausmacht. Natürlich gibt keine noch so zuverlässige und detaillierte Quelle wirklich „Auskunft“, weil sie vielleicht Daten welcher Art auch immer überliefert, aber ihren faktischen, ideellen, emotionalen usw. Kontext ausläßt, natürlich müssen die Lücken zwischen den verbürgten Fakten geschlossen und die Informationen zu einem Netz verknüpft werden, wobei die Knoten in diesem Netz immer nur interpretativ zustande kommen können. Selbstverständlich bedingt das Thema oder die Fragestellung, die man beim Recherchieren und Aufschreiben verfolgt, ganz unausweichlich die Selektion, Gewichtung und Akzentuierung der Informationen als solcher, die Bedeutung, die man ihnen beimißt, und ebenso die Art und Weise, wie man sie untereinander in Beziehung setzt – und somit die eine durch die andere interpretiert: Es entsteht ein „Bild“, dessen Kontur und Binnenzeichnung von so vielfältigen und verschiedenartigen Faktoren geprägt sind wie dem Bestand an verfügbaren Informationen und dem Kenntnisstand des Autors, dessen Gewissen, und sei es nur in Gestalt wissenschaftlicher Seriosität, der Methode, die er anwendet, dann praktischen Vorgaben wie Beschränkung des Umfangs und dem Vorverständnis der angepeilten Zielgruppe – oder wie man es einschätzt –, aber auch gewichtigeren und zugleich schwerer faßbaren Faktoren, wie es der Kontext ist, in dem die jeweilige Arbeit entsteht und verankert ist: Ort, Zeit, geistiges, politisches, kulturelles Klima, vielleicht sogar so etwas wie „allgemeine Stimmung“. Schließlich zählt dazu auch ein gewisser Restbestand an irrationalen Momenten und – ebenso unvermeidlich – ein „Wunsch-Moment“, die „Spiegel-Funktion“ der Geschichte, die nämlich, so der Soziologe Georg Elwert, „ihren Sinn als Verheißung hat“, insofern die

„postulierte Geschichte das in die Vergangenheit projizierte Modell davon ist, wie die gesellschaftlichen Verhältnisse sein sollten“.

Unter all diesen ineinander verkeilten geistigen Sedimenten kann das Stück Vergangenheit, um das es jeweils geht, nicht mehr freigelegt werden. Es ist allenfalls Rohstoff – Rohstoff für eine Darstellung, die Hayden White bewußt doppeldeutig als „fiction“ qualifizierte. Dabei ist – unnötig es noch zu betonen – nicht von der Historiographie des 19. Jahrhunderts die Rede, auch nicht von den bekannten ideologisch gefärbten Geschichtskonzepten moderner Zeiten und schon gar nicht etwa von Fälschungen, sondern von einem Grundzug jeder Geschichtsbetrachtung. Eine historische Darstellung kann, so nochmals Elwert, sogar falsch – nämlich fehlerhaft oder gefälscht – sein, und trotzdem zugleich produktiv-innovativ im Hinblick auf das Selbstverständnis der Gesellschaft, in der sie entstanden ist. Unter diesem Gesichtspunkt sind dann folgerichtig auch neu entwickelte Fragestellungen und Methoden der historischen Wissenschaften zugleich als Modelle zur Handhabung der jeweiligen Gegenwart und Zukunft zu verstehen. Sozialgeschichte ist ein Beispiel dafür.

Die Kunstgeschichte – mein Fach –, die Selbstreflexion dieser Art noch nicht allzu lange betreibt, diskutiert in der jüngsten Zeit die Frage, inwieweit ihre wichtigste moderne Methode, die Ikonologie, womöglich ein solches Modell war, das aus der Notwendigkeit einer historischen Situation heraus entstanden ist. Ihren großen Aufschwung nahm sie nach dem Zweiten Weltkrieg vor allem mit den Arbeiten der deutschen jüdischen Kunsthistoriker Erwin Panofsky und Fritz Saxl, die sich gerade noch rechtzeitig in die Emigration gerettet hatten. Sie zielt im Kern darauf ab, alle Formen und Motive in einem Bild als Symbole zu entschlüsseln, jedes Bild also als Allegorie aufzufassen und so der Ratio zu unterwerfen. In unserem Zusammenhang ist entscheidend, daß dies auch jene Komponenten der Kunst betraf, die sich dem rationalen Zugriff eigentlich entziehen – daß es also letztlich darum ging, alles Irrationale, Emotionale, intellektuell nicht Kontrollierbare in den Griff zu bekommen. In Panofskys ikonologischen Analysen erscheinen etwa Tizians mythologische Bilder als hochgelehrte philosophische Konstrukte, wobei weder dem Künstler noch dem Auftraggeber ein Interesse an der ästhetischen Qualität oder auch nur dem erotischen Element zugestanden wird (wobei Panofsky diese Aspekte nur ausblendete, nicht etwa ausdrücklich bestritt). Es liegt auf der Hand, daß eine historische Darstellung, die – ob nun stillschweigend oder erklärtermaßen – Kunst, Künstler und Publikum der italienischen Hochrenaissance ausschließlich auf rationale Kategorien reduziert und alle ästhetischen und sinnlichen Werte ausblendet, nur eine Fiktion sein kann, in diesem Fall aus 40jähriger Distanz zunehmend deutlich als Modell oder Projektion eines seinerzeit akuten Bedürfnisses in die Geschichte – und nicht einmal in die eigene – zu erkennen. Mit anderen methodischen Ansätzen kann ein solches Bild allenfalls relativiert, nicht aber wirklich korrigiert werden, und dies immer aus der Perspektive oder, wenn man so will, mit der Hypothek der jeweils gültigen Kategorien und Erwartungen. Eben diese Bedeutung hatte – und hat noch immer – die Ikonologie gegenüber älteren, ebenso einseitigen und deshalb für sich allein genommen ebenso „falschen“ Sichtweisen und Methoden.

Vergangenes durch die Optik der mehr oder weniger bewußten eigenen Bedürfnisse zu betrachten, ist also, so kann man folgern, dann legitim, wenn es neue Fragestellun-

gen erschließt und womöglich zur Entwicklung neuer Methoden führt – zu einem Fortschritt, der das konstruierte Bild um weitere Facetten bereichert und auf diesem Wege dem Idealziel einer „Objektivität“ annähert. Die älteren, scheinbar überwundenen Geschichtsauffassungen bzw. -konzepte erscheinen dann in der Relation einseitig, unzureichend, wenn nicht gar falsch, und Rückgriffe auf ältere Geschichtskonzeptionen oder auch nur das Festhalten daran sind dann illegitim. Die Verpflichtung, von den eigenen Bedürfnissen zu abstrahieren, ist der eigentliche Unterschied zwischen Geschichtsschreibung und Geschichtswissenschaft – es handelt sich also um eine sehr junge Errungenschaft –, und die *Crux* liegt darin, daß man sich diese Verpflichtung auch ständig vor Augen halten kann, ohne ihr je wirklich gerecht werden zu können. Auch mit den distanziertesten und differenziertesten Prinzipien und Methoden produziert man letztlich – überspitzt gesagt – nichts weiter als Ordnungsschemata oder -modelle: Strategien, eine nebelhaft überlieferte oder subjektiv erinnerte Vergangenheit zu organisieren, und zwar immer mehr oder weniger bewußt entlang der Richtschnur des eigenen Selbstverständnisses.

Das hohe Ansehen, das die bewußte, gezielte Stilisierung der Geschichte in früheren Zeiten einmal genossen hat, ist also dem modernen Anspruch der Wissenschaftlichkeit gleichsam zum Opfer gefallen. Ein klassisches, freilich beliebiges Beispiel aus dem weiteren Umkreis der europäischen Geschichte ist die „*Laudatio urbis Florentinae*“, in der Leonardo Bruni, Humanist und Kanzler der Republik Florenz, Anfang des 15. Jahrhunderts gegen alle – auch damalige – Quellenevidenz den Nachweis führt, daß Florenz zur Zeit des republikanischen Rom, nicht erst in der römischen Kaiserzeit, gegründet worden sein müsse. Rom, so Bruni, sei dann später notwendigerweise untergegangen, nachdem es nicht mehr von vielen „*praeclara ingenia*“, sondern von einem allein regiert wurde, während Florenz das republikanische Erbe übernommen habe. Diese „Geschichtsfälschung“, wenn man so will, entstand vor dem konkreten Hintergrund heftiger Auseinandersetzungen mit Mailand, das zu dieser Zeit unter der Alleinherrschaft der Visconti stand. Sie zielte ganz unverhohlen darauf, das republikanische Selbstverständnis der Florentiner zu formen und ihr Selbstbewußtsein zu stärken, und sie wurde in diesem Rahmen als ganz und gar legitim akzeptiert.

Es ist eine Binsenwahrheit der historischen und soziologischen Forschung über Nationenbildungsprozesse, daß das „Ordnungsschema“ der „National-“ oder der „ethnischen Geschichte“ immer in Notzeiten entsteht, in Zeiten politischer, sozialer und/oder wirtschaftlicher Instabilität, wobei diese komplexen Probleme auf das vermeintlich leichter zugängliche, emotional bestimmte Feld des nationalen oder ethnischen „Empfindens“ konzentriert oder ganz verlagert werden. Entscheidend ist dabei immer die Selektion der Kriterien bzw. umgekehrt: die Blindheit für einen Teil der offensichtlich möglichen Kriterien. Dadurch kann eine Interessengemeinschaft unversehens zu einer nachträglich historisch begründeten Blutsgemeinschaft mutieren. Die auf solch selektiv-interpretativem Wege entstandene Denkfigur – oder Fiktion – wird im nächsten Schritt schon allein durch ihre Existenz zur Realität und hält sich dann so lange, wie sie „gebraucht“ wird.

Eines der anschaulichsten Beispiele – um unserer Gastgeberstadt die Reverenz zu erweisen – ist das Gebäude des tschechischen Nationaltheaters und seine zeitgenössi-

schen und modernen Würdigungen als nationales Denkmal. Ich will mich nicht darauf kaprizieren, daß der Projektant Josef Zíték in Rückprojektion des nationalen Entweder-/oder-Bekenntnisses als „tschechischer“ und sogar nationalbewußter Architekt bezeichnet wird, sondern nur auf einen Teilaspekt der architektonischen Konzeption und ihrer erfolgten und nicht erfolgten Interpretation hinweisen. Die Bauformen, in die Zíték das Theater eingekleidet hatte, erklärte ein Artikel der „Národní listy“ 1865 der interessierten Öffentlichkeit als „sloh náš domácí“ – als „unseren lokalspezifischen Stil“ –, der auf die Kulturtraditionen der Stadt und des Landes zurückverweise. Gemeint war im einzelnen das Belvedere auf dem Hradschin, gebaut unter Kaiser Ferdinand I. von Paolo della Stella, sowie das erst kurz vor dem Nationaltheater von Ignaz Ullmann errichtete Gebäude der Böhmisches Sparkasse (heute Sitz der Akademie der Wissenschaften). Dieses letztere ist – sicher nicht zufällig – in Formen der venezianischen Renaissance gehalten, also in Formen aus der Blütezeit der Republik Venedig, die ihrerseits auf Motive der altrömischen Theater zurückgreifen – eines Bautyps, der seit der Renaissance als Prototyp „demokratischer“ Architektur gesehen wurde. Dieser Aspekt der Formensprache wurde nicht nur in den Würdigungen des 19. Jahrhunderts ausgeblendet: Er wird es auch in den modernen architekturhistorischen Analysen (d. h. bis in die 80er Jahre, seit 1989 ist noch keine neue erschienen), und zwar bezeichnenderweise nur in bezug auf das Theater, nicht bei der Böhmisches Sparkasse. Die Architektur des Theaters wird als Produkt von Zítéks künstlerischem Genie, gepaart mit seinem nationalen Empfinden, erklärt, Bezüge auf nachweisliche Vorbilder, etwa die Wiener Oper, zum Teil ausdrücklich geleugnet. Angesichts solch selektiver, intentionell geprägter Sicht überrascht es, daß die tschechische Kunstwissenschaft darauf verzichtet hat, die Architektur des Theaters als Beleg für die Fortschrittlichkeit der tschechischen Nation unter gesellschaftlichem Aspekt zu interpretieren, daß sie also aus ihrer Perspektive eine Chance ungenutzt ließ.

Diskussionsbeitrag von Christiane Brenner, Berlin

*Die Geschichte der böhmischen Länder und die Geschichte des tschechischen Volkes:
eine Geschichte oder zwei?*

Das Thema dieser Diskussionsrunde verstehe ich als Aufforderung zum Nachdenken darüber, welche Vergangenheit bzw. welche Teile der Vergangenheit der böhmischen Länder bei Tschechen und Deutschen als *eigene Geschichte* angenommen werden. Da die Frage, in wie viele nationale „Geschichten“ die Geschichte eines Landes zerfällt, erst auf der Grundlage des modernen Nationsverständnisses entstehen konnte, werde ich mich in meinen Ausführungen über die unterschiedlichen Antworten, die auf diese Frage gegeben wurden, und die politischen Kontexte, denen diese Antworten entstammen, auf das 19. und 20. Jahrhundert konzentrieren. Mich interessieren also die Geschichtskonstruktionen, die herangezogen wurden, um die Geschichte der böhmischen Länder mit der Geschichte der tschechischen Ethnie zu identifizieren, in der die anderen Gruppen nur eine marginale Rolle spielten – bzw. um die Geschichte der böhmischen Länder zu zwei Geschichten zu machen, nämlich zu einer eigenständigen Geschichte der Tschechen und zu einer eigenen Geschichte der böhmischen Deutschen.

Beide Antworten basieren auf einer allein an der Ethnie orientierten Sicht der Geschichte. Als Leitidee der nationalen Bewegungen und eines großen Teils der Geschichtsschreibung des neunzehnten Jahrhunderts kommt diesem Geschichtsbild eine wichtige Bedeutung zu. Dieses Bild sieht die ethnisch definierte Nation als das souveräne Subjekt der Geschichte und strebt den Nationalstaat als Normalform der Gesellschaft an. Der Nation wird gleichsam eine transhistorische Gegebenheit zugesprochen, sie wird bis in die graue Vorzeit zurückprojiziert und muß nicht weiter begründet werden, da sie als *natürlich* gilt.

Die Entdeckung und Konstituierung der eigenen Nation, die bald die starke Tendenz entwickelt, Heterogenität als störend zu empfinden, kann sich ohne das Andere, von dem sie sich abgrenzt und positiv abhebt, gar nicht vollziehen. Während dem Eigenen die positiven Eigenschaften zugeschrieben werden, die den Wert- und Moralvorstellungen der Zeit entsprechen, wird die Wahrnehmung des Anderen mit Abwertung verknüpft. Je schwieriger die Unterschiede festzustellen sind, desto dringender bedarf es dazu der Spezialisten¹, im böhmischen Fall wirkten hier in besonderem Maß die Historiker. Sie verbanden die Unterschiede, die rasch zu Gegensätzen gerieten, mit einem historischen Verlaufsmodell und leisteten damit einen entscheidenden Beitrag zur Entstehung der nationalen Ideologien². Im Lauf des 19. Jahrhunderts

¹ Schmid, Jeanette: Die Wahrnehmung des Anderen. Sozialpsychologische Anmerkungen zu Ethnozentrismus und Marginalisierung. In: Fremde der Gesellschaft. Historische und sozialwissenschaftliche Untersuchungen zur Differenzierung von Normalität und Fremdheit. Hrsg. v. Marie Theres Fögen. Frankfurt/M. 1991, 147–168, hier 156.

² Jeismann, Michael: Was bedeuten Stereotypen für nationale Identität und politisches Handeln? In: Nationale Mythen und Symbole in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Strukturen und Funktionen von Konzepten nationaler Identität. Hrsg. v. Jürgen Link und Wulf Wülfing. Stuttgart 1991, 84–93, hier 88.

vollzog sich in Böhmen ein geistiger und institutioneller Scheidungsprozeß, an dessen Ende zwei nationale Gesellschaften standen. Aber weder war der Sieg der ethnischen über die regionalen Bindungen – also des modernen Nationalismus über den älteren Landespatritismus – von vornherein festgeschrieben, noch dominierte im modernen Nationalismus stets ein Verständnis, das im anderen vor allem den Störenfried sieht. Auch Palacký, dessen Werk oft als Beleg für den Prozeß einer unaufhaltsamen Trennung beider böhmischer Nationen herangezogen wird, ist in diesem Sinne oft falsch verstanden oder stark überinterpretiert worden.

Auch in der Politik setzte sich nach der Jahrhundertwende zunehmend das Leitbild des ethnisch definierten Nationalstaates durch, woran nicht zuletzt die ungeschickte österreichische Staatsführung schuld war, der es nicht gelang, die Nationalitäten mit einer attraktiven, zeitgemäßen Staatsidee erneut an das Reich zu binden. Als Österreich-Ungarn am Ende des Ersten Weltkriegs auseinanderbrach, unternahmen die Deutschen der böhmischen Länder den glücklosen Versuch, ihre nationale und soziale Revolution von 1848 zu vollenden und via Österreich den Anschluß ans deutsche *Mutterland* zu finden. Nüchterne Beobachter, wie der Sozialdemokrat Friedrich Austerlitz, erkannten aber, daß dieser Geschichtsmythos nicht aus Begeisterung, sondern aus der Orientierungs- und Hilflosigkeit der Deutschen geboren wurde und der deutsche Staat vor allem „ein Ding der Not“ sein würde³.

Die tschechische nationale Revolution war indessen erfolgreicher. Die Idee der tschechoslowakischen Staatsgründung von 1918 als einer nationalen Republik spiegelte den Geist der Zeit wider, der dem multinationalen Staat kaum Demokratiefähigkeit zutraute und im demokratischen Nationalstaat das modernste Staatsprinzip sah. Schließlich hatte die tschechoslowakische Auslandsaktion für die nationale Befreiung der kleinen Nationen vom österreichischen *Völkerkerker* gekämpft. Dem Land eine föderale Struktur zu geben, d.h. den Slowaken die versprochene Autonomie einzuräumen, hätte auf kürzer oder länger auch die Gewährung von Autonomierechten an die Deutschen unvermeidbar gemacht. Vor allem aber, und das ist hier der entscheidende Punkt, hätte eine Föderalisierung das offizielle Eingeständnis bedeutet, daß die ČSR ein Vielvölkerstaat war. So muß man bei der Bewunderung, die die Erste Tschechoslowakische Republik als stabilste mitteleuropäische Demokratie der Zwischenkriegszeit verdient, kritisch einwenden, daß sie einen wichtigen Teil ihrer Legitimationsbasis aus einer einseitigen Geschichtskonstruktion zog.

Die tschechoslowakische Revolution legitimierte sich historisch aus dem Bruch mit dem habsburgischen Reich und behauptete ein Wiederanknüpfen an die ältere tschechische Vergangenheit. Ähnlich wie bei dem nationalen Projekt der böhmischen Deutschen sprach auch hier die populäre Legende von der Vollendung, erzählte sie eine gradlinige Geschichte, die von der hussitischen Revolution und der nationalen Unterdrückung nach dem „weißen Berg“ über die Wiedergeburt letzten Endes in den eigenen Staat führte. Das habsburgische Vielvölkerreich, das über Jahrhunderte mit der Geschichte Mitteleuropas identisch gewesen war, geriet in dieser Erzählung zu

³ Austerlitz, Friedrich: Der deutsch-österreichische Staat. Der Kampf 11 (November 1918) 713–718, hier 713.

einer *fremden Geschichte*. Das war zwar nicht radikal neu, schließlich hatte sich der Aufstieg der tschechischen Nation im 19. Jahrhundert in wachsender Distanz zum österreichischen Staat vollzogen, und das obwohl die entstehende moderne tschechische Gesellschaft von diesem Staat durchaus profitierte. Aber allein auf das Vermächtnis der tschechischen Geschichte verengt, drängte das Geschichtsbild und Traditionsverständnis der tschechoslowakischen Republik große Bevölkerungsgruppen an den Rand. Der Tschechoslowakismus als in der Verfassung von 1920 verankerte Staatsideologie machte es den Minderheiten nicht leicht, die tschechoslowakische Gesellschaft und Geschichte als die ihre zu empfinden.

Allerdings hatte bei den böhmischen Deutschen längst vor der Gründung der Republik ein Prozeß der Umorientierung begonnen. Ihre Hinwendung zum Deutschen Reich als dem deutschen Nationalstaat, auf dessen tatkräftige Unterstützung sie bald rechnen konnten, signalisierte deutlich, daß sie sich eben auch einem anderen nationalen und historischen Zusammenhang zugehörig fühlten. Sicher hätten einige Jahrzehnte ruhiger Entwicklung, wie sie sich Masaryk für seinen Staat erhofft hatte, dem tschechisch-deutschen Zusammenleben gut getan. Um den Schwebezustand zwischen Integration und Abgrenzung, der das Verhältnis der Deutschen zur ČSR bis Mitte der dreißiger Jahre ausmachte, im Sinne der Integration zu entscheiden, hätte es aber auch eines breiteren Geschichtsverständnisses und – was damit zusammenhing und im politischen Alltag noch wichtiger gewesen wäre – eines umfassenderen Begriffs der Staatsnation bedurft.

Das wurde auf tschechischer Seite durchaus wahrgenommen. Josef Pekař hatte sich bereits 1912 kritisch mit Masaryks Geschichtsphilosophie auseinandergesetzt⁴. Er lehnte dessen Methode und zentrale These als zu stark von der Perspektive der Gegenwart bestimmt ab. Den Vorwurf, Masaryks nationalpädagogisches historisches Konzept marginalisiere den Einfluß und Ansporn, den die tschechische Nation in ihrer Entwicklung Europa, vor allem aber den Deutschen verdanke, erneuerte er 1928 in seinem Werk über den „Sinn der tschechischen Geschichte“⁵. Den romantischen Volksbegriff Masaryks kritisierte auch Emanuel Rádl, der nicht nur die negative Ausdeutung des „Kampfes zwischen Tschechen und Deutschen“ zurückwies, sondern als Konsequenz einerseits der gemeinsamen Geschichte, andererseits der Demokratie die Verwirklichung einer modernen Bürgernation einforderte⁶. Auch Kamil Krofta gehört in diese Reihe mit seinem 1934 zuerst veröffentlichten Bändchen über die Deutschen in Böhmen und Mähren, in dem er ihnen zu dem Zeitpunkt einen adäquaten Platz in der Geschichte der böhmischen Länder und der ČSR einräumen wollte, als die Desintegration der Deutschen in Folge der Wirtschaftskrise bedrohliche Ausmaße annahm⁷.

⁴ Pekař, Josef: Masarykova česká filosofie [Masaryks tschechische Philosophie]. ČČH 18 (1912) 170–208.

⁵ Pekař, Josef: Smysl českých dějin [Der Sinn der tschechischen Geschichte]. Praha 1928.

⁶ Rádl, Emanuel: Válka Čechů s Němci [Der Kampf zwischen Tschechen und Deutschen]. Praha 1928.

⁷ Krofta, Kamil: Das Deutschtum in der tschechoslowakischen Geschichte. Zwei Vorträge gehalten in der Prager Urania 16. April und 16. Mai 1934, Prag 1934 (Politische Bücherei 9).

Nahezu alle tschechischen Geschichtsinterpretationen fanden in den Geschichtsdeutungen der böhmischen Deutschen ihre spiegelbildlichen Entsprechungen, wenn auch die Reaktion der Deutschen auf die tschechische nationale Spurensuche in der Geschichte erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einsetzte⁸. Wir begegnen hier sowohl der These vom ewigen Kampf beider Nationen als auch der Vorstellung gegenseitiger Befruchtung und Bereicherung, wobei allerdings nicht selten die Deutschen in der Rolle der Kulturstifter und die Tschechen in der der Schüler erscheinen⁹, der undankbaren Schüler zumal, die sich von ihrem einstigen Lehrer abgewendet haben.

Aber es wird kaum überraschen, daß die Idee einer Verschmelzung von Tschechen und Deutschen zu einem „neuen Volkstum“ nicht von einem böhmischen Deutschen, sondern von einem gebürtigen Ostpreußen, dem deutschen Diplomaten Rudolf Nadolny, kam. In einer ausführlichen Entgegnung auf Masaryks „Neues Europa“, in der sich Nadolny durchaus als Kenner der ostmitteleuropäischen Nationalitätenproblematik auswies, legte er sein Konzept für eine Entschärfung der nationalen Konflikte der „deutsch-slawischen Mischzone“ in der Mitte Europas durch die Herausbildung eines „neuen ostelbischen Volkstums“ dar¹⁰. Nadolnys Konzept richtete sich ausdrücklich gegen die Vorstellung einer im westlichen Sinne nationalen, multiethnischen Bürgergesellschaft. Seine Überzeugung, auf lange Sicht werde die Existenz der ČSR durch den Prozeß der „völkischen Verschmelzung“ hinfällig und Deutschland komme die Aufgabe zu, sich mit Rußland über das Schicksal Zwischeneuropas zu verständigen¹¹, mußte den Anhänger Friedrich Naumanns in den Augen der Tschechen vollständig diskreditieren. Aber auch unter den Deutschen in der Tschechoslowakei dürfte Nadolny wenig begeisterte Leser gehabt haben. Denn in den zwanziger und dreißiger Jahren bemühten sich ihre historischen Gesellschaften, Heimatvereine und allen voran die deutsch-böhmischen Historiker darum, die kulturelle Eigenständigkeit und historischen Verdienste des Sudetendeutschums herauszuarbeiten, um auf diesem Weg den „wissenschaftlichen Nachweis seiner Heimatberechtigung in den Sudetenländern“ zu erbringen¹².

Während die tschechischen Historiker in den dreißiger Jahren offener über den deutschen Anteil an der Geschichte des Landes diskutierten, verstärkten sich auf sudetendeutscher Seite die Verteidigungsmentalität und das Bedürfnis nach historischer Abgrenzung. Das Gefühl nationaler Zurücksetzung, wie es sich z. B. in den Arbeiten Wilhelm Wostrys äußerte, schlug rasch in Überheblichkeit um. 1937 hatte Wostry davon gesprochen, daß bei einer Anerkennung ihrer kulturellen Leistungen „auch

⁸ Pfitzner, Josef: Die Entwicklung des Gesamtbildes sudetendeutscher Geschichte. Zeitschrift für sudetendeutsche Geschichte 2 (1938) 273–292, hier 278f.

⁹ Pfitzner, Josef: Die Geschichtsbetrachtung der Tschechen und Deutschen in den Sudetenländern. HZ 146 (1932) 71–85, hier 84.

¹⁰ Nadolny, Rudolf: Germanisierung oder Slavisierung? Eine Entgegnung auf Masaryks Buch „Das neue Europa“. Berlin 1925.

¹¹ Wolfstein, Günter: Rudolf Nadolny. Außenminister ohne Verwendung. VfZ 28 (1980) 47–93, hier 62.

¹² Pfitzner: Die Entwicklung des Gesamtbildes sudetendeutscher Geschichte 279.

wir Sudetendeutschen gerne und sicher nicht zum Schaden des Staates, in welchem wir leben, unsere Arbeit und Aufgabe in unseren Heimatländern fortführen wie in den Jahrhunderten bisher“¹³. Bald darauf schon konnte er in der Geschichte keinen Beweis der Daseinsberechtigung der böhmischen Länder außerhalb des deutschen Reichs mehr finden¹⁴.

Das Beispiel der verschiedenen Geschichtsdeutungen bei Tschechen und Deutschen in der Zwischenkriegszeit zeigt die politische Bedingtheit historischer Deutungsmuster deutlich. Im 19. Jahrhundert hatten sich die Historiker der „nationalen Wiedergeburt“ bemüht, die Geschichte Mittel- und Ostmitteleuropas zu einer Geschichte von Nationen zu machen. In der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg sollte die vielfältige ethnische Struktur der Region dann in das Prokrustesbett einer national-staatlichen Ordnung gespannt werden und diese Ordnung durch historische Tiefe abgestützt werden. Das Gefühl, unter einem besonderen Mangel an historischer Kontinuität zu leiden, brachte bei den Nationen Mittel- und Ostmitteleuropas – die Deutschen eingeschlossen – ein starkes Bedürfnis hervor, den historischen Nachweis einer nationalen Geschichte zu erbringen, die sich mit den Geschichten der westlichen Nationen messen konnte oder diese sogar übertrumpfte. Das tschechische historiographische Schaffen des 19. Jahrhunderts hat bei diesen Bemühungen, die eigene historische *Vollwertigkeit* und *Gleichwertigkeit* mit den Deutschen zu beweisen, eine ungeheure Kreativität entwickelt. Bei den böhmischen Deutschen setzte die Suche nach den eigenen historischen Wurzeln später und als Reaktion auf das tschechische Geschichtsbild ein. Erst in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg entwickelte sich ein Gemeinschaftsbewußtsein der böhmischen Deutschen und damit der Wunsch, die Anfänge der „sudetendeutschen Schicksalsgemeinschaft“ weiter zurück in die Geschichte zu verlegen. In beiden Gesellschaften, der tschechischen wie der deutsch-böhmischen, wurde das historische Forschen um so stärker dem nationalen Blockdenken untergeordnet, je mehr sich die nationale Gemeinschaft bedroht oder in Frage gestellt fühlte. Daher kann auch die Verengung im tschechischen Geschichtsbild nach dem Zweiten Weltkrieg, die oft als Widerlegung Pekařs These von der gegenseitigen kulturellen Herausforderung und Anverwandlung von Tschechen und Deutschen verstanden wurde¹⁵, nicht losgelöst von der Geschichte des Protektorats und des Zweiten Weltkriegs verstanden werden.

Nun ist es keine Eigenart allein der mittel- und ostmitteleuropäischen Gesellschaften, das historische Selbstverständnis auf eine mehr oder minder selektive Geschichtsbetrachtung zu bauen. Nicht umsonst hat in den vergangenen Jahren das Wort von der „Erfindung der Nation“ gerade in der westeuropäischen Diskussion Karriere gemacht. Und bereits 1882 hatte Ernest Renan bemerkt, daß das Vergessen und der

¹³ Wostry, Wilhelm: Die Heimatländer der Sudetendeutschen zwischen Ost und West. Zeitschrift für sudetendeutsche Geschichte 1 (1937) 1–41, hier 41.

¹⁴ Wostry, Wilhelm: Von Deutschböhmen über das Sudetendeutschtum ins Reich. Zeitschrift für sudetendeutsche Geschichte 4 (1940) 258–281, hier 268 und 281.

¹⁵ Lemberg, Eugen: Das Bild des Deutschen im tschechischen Geschichtsbewußtsein. In: Ostdeutsche Wissenschaft. Jahrbuch des Ostdeutschen Kulturrates 8 (1961) 133–155, hier 147.

historische Irrtum wesentliche Faktoren für die Herausbildung einer Nation bilden¹⁶. Geschichtsbetrachtung wird immer nur selektiv sein können, eine Gesellschaft wird, wenn sie ihre Zukunftsorientierung in der Geschichte sucht, dies immer aus der Perspektive der Gegenwart tun. In den post-sozialistischen Gesellschaften Ost- und Mitteleuropas kommt der Besinnung auf die Geschichte heute eine besondere Aktualität zu: Zum einen wird die nationale Vergangenheit, besonders die Zeit zwischen den Weltkriegen, auf „brauchbare“ Traditionen befragt, zum anderen kann sich historische Forschung nach dem Fortfall ideologischer Vorgaben freier entfalten und vernachlässigte oder unterdrückte Teile der Vergangenheit in das Geschichtsbild und -bewußtsein einbringen.

Was die tschechische Entwicklung betrifft, so hat hier die Suche nach marginalisierter Erinnerung schon viel früher begonnen. Die Entwicklung seit den sechziger Jahren führt von einem stark selektiven Umgang mit der Geschichte zu einer deutlichen Erweiterung der Teile der Vergangenheit, die als eigene Geschichte angenommen wurden. Vor allem die Diskussionen der unabhängigen Geschichtsschreibung in den achtziger Jahren begreife ich in diesem Sinne. In diesen Kontroversen wurden Personen, Elemente, Fragen wieder in die Geschichte der böhmischen Länder zurückgeholt, die zuvor aus ihr ausgeschlossen waren.

Besonders deutlich zeigte sich das in der Mitteleuropa-Diskussion, die ein Akt der Einordnung und der Aneignung zugleich war: Einordnung in einen breiteren historischen Rahmen, den europäischen bzw. mittel- und westeuropäischen; Aneignung oder Wieder-Aneignung des Bewußtseins der kulturellen, religiösen und ethnischen Vielfalt in der Geschichte. Nicht zufällig wurden durch diese Kontroverse direkt oder indirekt weitere Diskussionen ausgelöst, in denen es um die Wiederentdeckung vernachlässigter Seiten der Geschichte der böhmischen Länder ging. Ich denke hier an die Diskussion um die Rolle der Habsburgermonarchie und über die katholische Kirche, die das personifizierte Böse im Geschichtsbild der fünfziger Jahre repräsentierte. Auch die erneute Diskussionen über die Vertreibung der Deutschen und allgemein über das Verhältnis von Tschechen und Deutschen sehe ich in diesem Zusammenhang der Wiederaneignung von Geschichte und der Formulierung eines neuen historischen Selbstverständnisses bzw. neuer historischer Selbstverständnisse.

In ihrer Fixierung auf den westeuropäischen „Normalfall“ der Nationsbildung verstand die mittel- und ostmitteleuropäische Geschichtsschreibung ethnische, kulturelle und religiöse Heterogenität oft als Handicap, als Defizit. Dabei wurde nicht selten übersehen, daß z. B. die französische Gesellschaft unter absolutistischer Herrschaft zur Vereinheitlichung gezwungen worden war, und dieser Prozeß der Homogenisierung mit durchaus undemokratischen Methoden vonstatten gegangen war. Dieser eher zufällige Nebenerfolg des französischen Absolutismus wurde von den mitteleuropäischen Nationalbewegungen zum Vorbild genommen. Seither pflegten sie den Komplex, als Nationen nicht ebenso vollständig und autonom zu sein, wie z. B. die Franzosen. Wie die französische Kultur so ist auch die tschechische aus einer Vielzahl unterschiedlichster Einflüsse entstanden, deren „nationale Herkunft“ sich selten mit

¹⁶ Renan, Ernest: *Qu'est-ce que c'est une nation?* Paris 1882, 7f.

Sicherheit bestimmen läßt. Diese Pluralität als Reichtum zu begreifen, als unzählige Teile und Geschichten, die alle gemeinsam die *eine Geschichte* ergeben, ist für mich eine Antwort auf die Frage unserer Diskussion. Und diese Antwort gilt nicht nur für die Geschichte der böhmischen Länder, sie besitzt meiner Meinung nach auch für die deutsche, polnische oder ungarische Geschichte Gültigkeit.

Eine Geschichtsbetrachtung, die fähig ist, diese Vielfalt aufzunehmen, wird der Geschichte nicht mehr eine einzige Entwicklungsrichtung und einen einzigen Sinn zuschreiben können. Wenn sie keine eindeutige Botschaft hat, wird sie auch nicht mehr nationale Identitätsstifterin sein können. Im 19. Jahrhundert hatte die Konstruktion eines geschlossenen, gewissermaßen logischen Geschichtsbildes, das mit einem Gesamtsinn und einem bestimmten Wertekanon versehen war, konstitutive Bedeutung. Im Bewußtsein dieser „Mission“ haben Historiker Großes geleistet – das sollte aber die fatalen Folgen einer Geschichtsschreibung, die diskursives Denken durch einfache Erklärungen oder Mythen ersetzt, nicht vergessen machen. Der Verzicht auf diese Mission ist meiner Ansicht nach kein Verlust. Vielmehr bedeutet sie einen Gewinn an Offenheit und Autonomie.

Diskussionsbeitrag von Ivana Čornejová, Prag

Wie finster war die „Finsternis“

Die Frage nach dem Sinn der Geschichte (und besonders der tschechischen) hat bei uns zuletzt der Philosoph Erazim Kohák in der Vortragssammlung „Člověk, dobro a zlo“ (Der Mensch, Gut und Böse) erneut formuliert und kurz dargelegt:

Wenn die Geschichte Physik wäre und die geschichtlichen Beziehungen kausal, dann würde gelten: „Je unmittelbarer, um so wichtiger für das Ganze.“ Es würde z. B. gelten, daß für unsere nationale Identität die Erfahrung von vierzig Jahren Kommunismus am meisten richtungweisend ist, weniger die zwanzig Jahre der ersten Republik, noch weniger das Erlebnis Österreich-Ungarn, vielleicht noch das tschechische Barock [...] aber das Böhmen vor der Schlacht am Weißen Berg, die hussitische Reformation oder das luxemburgische Böhmen sind schon sehr weit entfernt, so daß sie schon nicht mehr zu unserer Geschichte gehören. [...] die Geschichte ist nicht Physik. Sie wird vor allem durch Bedeutungsbeziehungen strukturiert. Das, was uns in jedem Zeitabschnitt unserer Geschichte beeinflußt, wird weniger an den direkten kausalen Zusammenhang gebunden als daran, wie wir diesen Zeitabschnitt erklären und welche Bedeutung wir ihm beimessen. Die Erklärung der Geschichte ist vor allem eine Erklärung der Gegenwart im Spiegel der Geschichte: was wir aus der Geschichte als richtungweisend entnehmen, hängt damit zusammen, in welche Richtung wir uns heute begeben wollen. Die Tradition des Hl. Wenzel oder die hussitische Tradition sind vor allem keine Frage der historischen Faktographie, sondern die Entscheidung darüber, wie wir den Sinn von heute begreifen, wohin wir steuern, wofür wir uns anstrengen sollen: was ist jenes „Gut unseres Volkes“? Das ist schon die Frage der Moralphilosophie im Spiegel der Geschichte¹.

Ich will im weiteren mit Kohák polemisieren oder zustimmend seine Ansichten bejahen. Das Eingangszitat begreife ich als Inspiration für die folgenden Thesen. Ich denke freilich, daß sich eine solche Ansicht der Geschichte, freilich ad absurdum geführt (also die Erklärung der Gegenwart in einem einigermaßen gekrümmten Spiegel der Geschichte), in einer ganzen Reihe von Arbeiten zeigt – unter anderem erwähne ich den so sehr diskutierten Podiven. Ich zweifle nicht daran, daß eine Reihe von Referenten bei unserer Konferenz sich darüber einig werden, daß die bestimmende Epoche für die Entwicklung im 20. Jahrhundert genauso wie für die Herauskristallisierung und Polarisierung der deutsch-tschechischen Beziehungen das 19. Jahrhundert war. Auch ich, obwohl meine Forschungsdomäne die ältere Zeitepoche ist, bin zu derselben Meinung gelangt. Aber gerade das 19. Jahrhundert mußte sich durch seinen Historismus und neuzeitlichen Nationalismus notwendigerweise mit dem Vermächtnis der vergangenen Generationen auseinandersetzen. Ob es nun aus diesem Vermächtnis eine Programm inspiration schöpfte oder es zu negieren und zu verdammen versuchte. Die Entstehung der modernen Nationen im 19. Jahrhundert und die Nationalbewegung werden in gegenwärtigen Diskussionen nicht selten ganz verschieden erörtert, meist kommt es zu einer Begriffsverwirrung schon allein beim Begriff „Nationalismus“. Nationalismus zerfällt stellenweise unverdeckt planmäßig zuerst in positiven Patriotismus, darunter ist konstruktive Vaterlandsliebe zu verstehen, und

¹ Kohák, Erazim: O smyslu života v zrcadle dějin. Kapitoly z dějin morální filozofie [Vom Sinn des Lebens. Kapitel aus der Geschichte der Moralphilosophie]. Praha 1993, 30.

unerwünschten Nationalismus, der auf den Chauvinismus hinsteuert. Dies sind Elemente, die jede Nationalbewegung ganz bestimmt enthält, es geht nur darum, auf welchen Bestandteil die Betonung gelegt wird.

Die tschechische Nationalbewegung wählte sich als Vorbild diejenigen Geschichtsetappen, wo die Tschechen in ihrem tschechischen Staat dominierten, „selbst regierten“, wo die tschechische Sprache eine Blüte erlebte, der nur ein Verfall, verursacht vor allem durch fremden Druck, folgen konnte. Die Zeit nach dem Weißen Berg zeigte sich dann in dieser Hinsicht als wahres Beispiel, also eine Periode der Unterdrückung, der Erniedrigung, allgemeiner Depression und erzwungener religiöser Konversion. Der nach der Schlacht am Weißen Berg aufoktrozierte Katholizismus konnte nicht einmal dem lutheranisch profilierten Bestandteil der deutschsprachigen Bevölkerung entgegenkommen. Jedoch waren gerade zwei Jahrhunderte nach der Schlacht am Weißen Berg, die unsere Vorfahren notwendig beeinflussten; trotz der Tatsache, oder gerade deswegen, daß sie versuchten, sie aus dem allgemeinen Bewußtsein zu verdrängen.

Der gewöhnlich fixierte Blick auf die Zeit nach der Schlacht am Weißen Berg ist sicher notorisch bekannt: Es ist die Epoche des tiefsten Verfalls (300 Jahre haben wir gelitten), das Tschechische stagnierte bestenfalls, war nur Sprache der niedrigsten Schichten, zum Vergessen verurteilt, die „Volksseele“ wurde durch gewaltsame Glaubensveränderung (wohl gemerkt „tschechischer“ Glaube, also altherkömmlicher Utraquismus) verkrüppelt. Dies sind Motive, die in der Wiedergeburt hervorgehoben wurden, durch die Nationalbewegung im fortgeschrittenen 19. Jahrhundert petrifiziert und von den verschiedensten Ideenrichtungen unseres Jahrhunderts, den kommunistischen Pseudomarxismus einberechnet, des öfteren übernommen. Gleichzeitig verschwinden in der Erörterung der Zeit nach dem Weißen Berg Streitigkeiten zwischen Deutschen und Tschechen im Land einigermaßen im Hintergrund.

Diese verengen sich auf die Fragestellung der Verarmung des Tschechischen und des Abbaus alter führender tschechischer Landrechte bis hin zur Erlöschung der Existenz eines tschechischen Staates, an dem „unsere“ Deutschen einen großen Anteil hatten. Viele typische Erscheinungen für die böhmischen Länder nach 1620 werden dabei verabsolutiert, man vergißt den breiteren europäischen Kontext, man vergißt, daß die Stärkung der Herrschermacht nicht nur Vergeltung für die Aufstände von 1618–1620 war, sondern auch Bestandteil der Stärkung absolutistischer Tendenzen auf Kosten der Ständestaaten, der Tendenzen, die bei weitem nicht nur unser liebes „Herz Europas“ betrafen. Selbstverständlich hat die Niederlage der Stände am Weißen Berg diese Trends erleichtert und beschleunigt.

Der bewunderte Ständestaat vor der Schlacht wird zur Norm nicht nur einer größeren Blüte, sondern auch zur Norm der „alten Demokratie“. Über die Bedeutung des Tschechischen versichern Parlamentsbeschlüsse, ohne Kenntnisse der tschechischen Sprache war es nicht möglich, in Böhmen ein Inkolat zu gewinnen. Meist stören auch nicht solche „Tschechen“, wie z. B. Jindřich Matyáš Thurn, aber über die „tschechische Abstammung“ des Königs Friedrich von der Pfalz kann sich nicht einmal einer der eingeschworenen Patrioten etwas vormachen.

Das dominante Problem der Geschichte nach der Schlacht auf dem Weißen Berg ist allerdings eine religiöse Frage. Die gewaltsame Rekatholisierung betraf alle Schichten

der Gesellschaft, auch wenn ein praktischer Zugang verschieden war, hatte der Schlußeffekt das einzige Ziel – die absolute Verbreitung der römischen Konfession. Dies ist schließlich auch gelungen, obwohl weiterhin lokal eingeschränkte Inseln Andersgläubiger übrigblieben. Der Katholizismus war nach der Verneuten Landesordnung und dann nach der Bestätigung der Ergebnisse des Dreißigjährigen Krieges durch den Westfälischen Frieden die einzig anerkannte Konfession. Dies galt sowohl für „Tschechen“ als auch für „Deutsche“. Gemäß dem Zeugnis zeitgenössischer Quellen stellen wir fest, daß besonders in der Zeit ungefähr bis zum Jahr 1680 die deutschsprachigen Lutheraner hauptsächlich im Grenzland größeren Widerstand als die tschechischen Utraquisten leisten konnten, weil sie ein festes Hinterland in den lutheranischen Gebieten des Reiches fanden. Die Felsenfestigkeit im Glauben bei den Angehörigen der Böhmisches Brüder ist ein eigenständiges Phänomen.

In den späteren Jahren spielten die protestantischen Zentren nahe der böhmischen Landesgrenzen eine große Rolle in der Verstärkung sonst absichtlich isolierter tschechischer Sektenangehöriger, besonders Pirna und Zittau, auch wenn es scheint, daß an manchen Orten der Zustrom protestantischer Predikanten von den Dorfbewohnern mit gleichen Befürchtungen verfolgt wurde wie das Wirken der eifrigsten katholischen Missionäre. Kritische Reflexionen über Aktivitäten der „deutschen“ Predikanten genauso wie die Betonung der Tragödie und Ausweglosigkeit der Emigration, die wegen religiös motivierter Unnachgiebigkeit erfolgte, werden auch in Alois Jiráseks Werk „*Temno*“ (die Finsternis) deutlich: „*Temno*“, das zum Symbol geworden ist und oft auch als *Terminus technicus* für die gesamte Zeit nach 1620 verwendet wird. Die Tatsache, daß die Deutung des Werkes von Jirásek von späteren Interpreten in vielem verzerrt wurde, belegte bereits Alexander Stich vor Jahren überzeugend. Es ist allerdings kennzeichnend, daß er so nur unter einem Pseudonym handeln konnte und in einer in Österreich veröffentlichten Fachzeitschrift (M. Toušek: *Trí kapitoly o českém baroku: I. K Jiráskovu pojetí českého baroka*. Wiener slawistischer Almanach, 8/1981, S. 187–244).

Im 17. und 18. Jahrhundert, genau wie in früheren Zeiten fällt es verständlicherweise schwer, zu unterscheiden, wer Tscheche im Sinne von „tschechisch“ und wer Deutscher war. In den Quellen bekennen sich alle eigentlich zur regionalen Herkunft, der eine oder andere war „Bohemus“, „Moravus“, „Silesiacus“ u.ä. (einschließlich „Bohemus Egreensis“). Auch der zeitgenössische Patriotismus des Adels (d.h. der Reste des alten „tschechischen“ Adels und der heimisch gewordenen neuen Geschlechter, die in unserem Raum nach 1620 neu verankert waren, egal wie sie zu ihrem Eigentum gekommen waren) orientiert sich auch am Land – man spricht von einem sog. Landespatriotismus.

Zur Unterdrückung des Tschechischen kam es dann wirklich, besonders im Vergleich mit dem Zustand vor der Schlacht am Weißen Berg. Ich befürchte, daß, sofern man in der Verneuten Landesordnung von 1627 von einer „Gleichschaltung von Tschechisch und Deutsch“ spricht, damit die übliche schulische Deutung gewissermaßen verzerrt wird. Diese Gleichberechtigung hob zunächst das Deutsche empor, daß vor dem Weißen Berg die unterdrückte Sprache war. Ganz falsch sind häufige Beurteilungen, daß die Bevorzugung des Deutschen vom Wiener Hof ausging. Das ist ganz entschieden falsch, wenigstens bis in die Zeit Maria Theresias und

Josef II. In diesen höchsten Kreisen wurde ja vorher Italienisch oder Spanisch bevorzugt. Französisch, die Modesprache der Kavaliers des 18. Jahrhunderts, stieß aber oft auf persönliche Antipathie der Habsburger Herrscher, es war ja die Sprache ihrer Erbrivalen (Leopold I.).

Man hörte nie auf, tschechisch zu sprechen und zu schreiben. Gute Tschechischkenntnisse mußten die Missionäre und Prediger haben, die Herausgabe tschechischer Bücher fand kein Ende, wenn auch hauptsächlich durch den Bedarf der Kirche und auch durch praktische Belehrung der Bevölkerung, z. B. über verschiedene nützliche wirtschaftliche Angelegenheiten usw., bedingt. Es wurde auch in den Ämtern auf tschechisch verhandelt. Während das Tschechische bei Schriftstellern wie z. B. Bedřich (Friedrich) Bridel, Jan Kořínek oder auch dem besonders populären Antonín Koniáš überhaupt keinen Rückgang erfuhr, muß ich zugeben, daß die zeitgenössische tschechische Amtssprache nicht gerade schön war, genauso wie das damalige Amtsdeutsch. Überdies mußten beide Sprachen in der fachlichen Rechtsterminologie auf das Lateinische zurückgreifen.

Trotzdem hatte Deutsch in den Ämtern die Vormachtstellung, *nur* tschechisch wurde bloß dann verhandelt, wenn eine der Parteien keiner der beiden Landessprachen mächtig war. Die Entscheidung, die wir als gezielte Germanisierung zu bezeichnen pflegen, ist erst für die Ära der Hauptvertreter des aufgeklärten Absolutismus charakteristisch, also wiederum für die Zeit Maria Theresias und hauptsächlich Josefs II. Die Instruktionen für die Verwendung des Deutschen waren aber nicht national motiviert, sondern eher utilitar und zielten auf eine allgemeine Unifikation der Monarchie. Gleichzeitig mit der Vollendung zentralistischer Bemühungen der absolutistischen Monarchie beginnt aber die nationale Wiedergeburtbewegung zu erblühen. Barocke „Verteidigungen“ des Tschechischen gehen von ehrlich gemeinten Bemühungen um die Emporhebung der einst dominanten Sprache aus. Man kann darin auch zahlreiche andere Topoi finden. Über die Zersetzung des tschechischen und deutschen Elements informiert Frozíns „Obrana“ sehr schön, es handelt sich dabei um die Vorrede zum Werk „Obroviště Mariánského atlanta“.

Resümee: Die Finsternis war gewiß nicht so „finster“, wie sie im allgemeinen historischen Bewußtsein verankert ist. „Finsternis“ sind stellenweise nur unsere Kenntnisse über diese Epoche. Das dominante Problem sind nicht die Beziehungen zwischen Tschechen und Deutschen, sondern die Veränderung des religiösen Denkens und die Veränderung der rechtlichen Stellung der Länder der böhmischen Krone im Rahmen der Monarchie. Dennoch hat gerade die Zeit nach der Schlacht am Weißen Berg die Haltungen unserer Vorfahren im 19. Jahrhundert determiniert, als sich hauptsächlich aus der Negation „der finsternen Zeitphase“ und aus der Hervorhebung der alten Zeiten die neu erwachende Nationalbewegung sättigte. Besonders in späteren Deutungen wird das bittere Los der Tschechen zum Ausdruck gebracht und betont, die für ihren Aufstand büßten und vom deutschen Wien unterdrückt wurden.

Diskussionsbeitrag von Vladimír Macura, Prag

Wieviel Geschichte?

Die Geschichte der böhmischen Länder und die Geschichte des tschechischen Volkes: eine Geschichte oder zwei? Die Frage, die zum Thema unseres Debattenblocks wurde, ist an und für sich nicht so einfach, wie sie vielleicht scheint. Schon die Tatsache, daß wir sie in dieser Form stellen, „bedeutet“ etwas – um es „semiotisch“ auszudrücken. Wir konfrontieren mit diesem Spruch das zweifache Konzept der „tschechischen Geschichte“: Das erste ist an die Vorstellung eines bestimmten historisch definierbaren Gebiets gebunden, das zweite betrachtet als Subjekt historischen Geschehens ein so oder anders abgrenzbares Kollektiv. Nur stellt ein auf bestimmte Weise definiertes Gebiet eine lediglich scheinbar „unsubjektiv“ bestimmte Kategorie dar; hinter der Vorstellung eines bestimmten geographischen Komplexes steht natürlich auch ein bestimmtes „Subjekt“ als hypothetischer Träger geschichtlicher Vorgänge, und vielleicht genauer ausgedrückt, ein Subjekt historischer Konstruktion.

Als Kehrseite der Frage, die die Diskussionen dieser Konferenz vorausbestimmt, wird ein bewußter Bruch mit nationalen ideologischen Projekten des 19. Jahrhunderts deklariert, es wird einfach nach einem anderen Träger „des geschichtlichen Ereignisses“ gesucht, ein anderer Name für die Gemeinschaft derer, die in diesem Land ihre Heimat haben und sich von ihrem Ursprung her mit ihm verbunden fühlen. Vielleicht begehe ich keine zu große Vereinfachung, wenn ich sage, daß hinter der von tschechischer Seite heute so gestellten Frage ein eigentlich aktuelles Ideal „des bürgerlichen Prinzips“ durchscheint. Die Neigung zu diesem Ideal bedeutet zweifellos eine beachtliche Veränderung, und mit etwas Übertreibung kann man behaupten, daß eben durch diesen Wandel die tschechische nationale Identität auf ihre Weise ihre volle Reife erlangt, durch ihre faktische Selbstverleugnung zugunsten der bürgerlichen Identität erwachsen wird.

Auf der anderen Seite darf nicht übersehen werden, daß die Überordnung des „bürgerlichen Prinzips“ über ein „nationales“ uns Tschechen heute praktisch (zynisch gesagt) nichts kostet – das tschechische Ethnikum wird in diesem Augenblick von niemandem „bedroht“, von niemandem in seinen allgemeinen kulturellen Ansprüchen (höchstens durch seine Bedürfnisse) eingeschränkt, konkurriert „auf seinem Gebiet“ mit keiner anderen ethnischen Gruppe, die sich überlegen, kultureller, bedeutender u. ä. fühlen würde: Ohne Risiko können wir also in die Debatte darüber eintreten, was eigentlich Bestandteil „unserer“ Geschichte ist. Diese Frage droht in diesem Augenblick einfach nicht unsere Identität zu beeinträchtigen, und zwar obwohl sie auf das Ideal eines ganz anderen Subjekts geschichtlicher Prozesse hinsteuert, obwohl sie voll und ganz die Vision eines Subjekts der Geschichte durch ein anderes ersetzt.

Die Übertragung der heutigen Kriterien und besonders der heutigen Ideale in das Material des 19. Jahrhunderts stellt aber eine Gefahr der Vereinfachung und Verzerrung dar.

Vor allem sollten wir uns im klaren darüber sein, daß allein die Abgrenzung beider Konzepte, der Geschichte der böhmischen Länder und der tschechischen Geschichte, nicht notwendigerweise eine andere Version der Aufarbeitung des historischen

Themas bedeutet. Wenn František Palacký seine Geschichte zunächst deutsch als „Geschichte von Böhmen“ und dann tschechisch als „*Dějiny národu českého v Čechách a v Moravě*“ (Geschichte des tschechischen Volkes in Böhmen und Mähren) herausgab, dann kommt in dieser Veränderung sicher in erster Linie eine Orientierung an einem anderen Leser zum Ausdruck, nicht nur dem heimischen (die deutsche Version konnte mit einer größeren europäischen Rezeption rechnen), sondern auch an einem primär an Fragen des spezifischen Nationalbewußtseins interessierten tschechischen Intellektuellen. Erst die tschechische Version formuliert die dazugehörenden spezifischen Momente der tschechischen nationalen Ideologie; in der deutschsprachigen „europäischen“ Version wären sie unverständlich und eigentlich nicht mitteilbar. Das ist aber nicht alles: Die neue Lösung, die im Titel der tschechischen Version unternommen wurde, ist auch ein Versuch einer genaueren Abgrenzung geschichtlicher Verläufe. Der Begriff Böhmen eignete sich wenig für den Komplex Böhmen und Mähren, aber gleichzeitig war er als Signal wünschenswert, daß der böhmisch-mährische Raum von Palacký als einziger und unteilbarer Komplex wahrgenommen wurde. Die tschechischsprachige Lösung verschob das erstrebenswerte Motiv der Einheit auf die zusammenfassende Vorstellung des „tschechischen Volkes“, aber gleichzeitig bezeichnete sie direkt die Verschiedenheit beider Länder der Böhmisches Krone.

Beide Konzepte, das „territoriale“ und „nationale“, werden von Palacký aber nicht als „verschieden“ verstanden, bedeuten nur eine andere Akzentsetzung, verpflichten keineswegs zur grundlegend unterschiedlichen Interpretation des historischen Stoffs. Wir sollten uns die „tschechische Geschichte“ und die „Geschichte der Deutschen und Tschechen“ nicht als zwei unabhängige und unverbundene Bereiche vorstellen, und wir sollten uns die Geschichte des tschechischen Volkes auch nicht nur als Ausschnitt eines Ganzen vorstellen, das die Geschichte der böhmischen Länder darstellt. Diese Geometrie verführt, darin liegt meiner Meinung nach nicht der Kernpunkt des Problems. Wenn Jakub Malý seinen „*Vlastenský slovník historický*“ (Vaterländisch-historisches Wörterbuch) 1877 herausgibt, in dem er „den Kern unserer interessanten Geschichte in bequemer Form eines Wörterbuchs“ anzugeben bemüht ist, schließt er auch die Stichwörter „Deutsche“ (er spricht auch sehr entgegenkommend und nicht auf Konfrontation bedacht über die „erste freundschaftliche Berührung von Tschechen und Deutschen“ in prähistorischen Zeiten), „Deutsches Reich“, Stichwörter, die die Angehörigen des deutschsprachigen Adels betreffen, eine Reihe weiterer ethnischer Deutscher usw., mit ein¹. Dennoch geht es ihm eindeutig um „unsere Geschichte“ im ethnisch-tschechischen Sinne, um die am Subjekt orientierte Geschichte, das das tschechische Volk bildet. Das Problem liegt also nicht darin, daß sich die Geschichte des tschechischen Volks als Ausschnitt aus der Summe der Geschichte der böhmischen Länder erweist: Beide Summen stimmten, glaube ich, in der Praxis in den wesentlichen Punkten miteinander überein. Es ging ganz einfach um die Abgrenzung des „historischen Subjekts“, das dieser Summe zugeordnet ist.

Rufen wir uns in diesem Moment ins Gedächtnis zurück, was wir alle selbstverständlich wissen, daß der stärker werdende Ruf nach dem „Nationalprinzip“ als

¹ Malý, Jakub: *Vlastenský slovník historický* [Vaterländisch-historisches Wörterbuch]. Praha 1877.

besonderem und sogar „modernem“ Wert schon im Vormärz Böhmens mit anderen Vorschlägen in Konflikt geriet. Manchmal könnte es scheinen, daß diese Vorschläge unserem heutigen Ideal entgegenkommen und wir uns deshalb auch manchmal auf diese Vorschläge und ihre Schöpfer als Alternativen berufen (dies tat z. B. Patočka mit Bolzano, als er seine Vision eines zweisprachigen tschechischen Volkes mit dem nationalen slavisierenden Programm Jungmanns konfrontierte)². Nur darf man Bolzanos Abgrenzung des zweisprachigen tschechischen Volkes kaum aus dem Kontext anderer damaliger Erwägungen zu diesem Thema herausnehmen, die insgesamt des deutlich ethnischen Akzents Bolzanos entbehrten und dagegen im Subtext stark pragmatisch und utilitär blieben. Sie enthielten nicht so sehr ein selbstidentifizierendes Moment als eher ein verteidigendes.

Diese Vision einer Nation im Sinne „Böhmens“ wuchs nämlich und nahm die Gestalt eines realen Entwurfs an vor allem angesichts der sich bildenden tschechischen sprachethnischen Identität. Fast mit den gleichen Worten wie Bolzano definierte diese Vorstellung auch Graf Friedrich Deym, der von „einem zweierlei Sprachen sprechenden Volk“ sprach³. Im selben Augenblick wurden von dieser Seite Stimmen nach einer Verstärkung der österreichischen Identität laut, was übrigens nicht widersprüchlich sein mußte und auch nicht war. Eben Friedrich/Bedřich Deym opponiert in seinem Aufsatz „Über die Entwicklung und Konsolidierung des österreichischen Kaiserstaates“ scharf, wie er sagt, gegen die „modernen Weltbesserer“, die alles auf die nationale Karte gesetzt hatten. Er warnt davor, daß dies der Weg „zurück“ sei und argumentiert sogar – sehr „modern“ – mit dem amerikanischen Beispiel der Zusammenarbeit vieler Rassen und Stämme. Er läßt dennoch zu, daß der Weg der ethnischen Emanzipation voll freigemacht werden muß: Erst die volle sprachliche Freiheit erlaubt seiner Meinung nach die Beurteilung der kulturellen Perspektive dieser oder jener mit dem Deutschen in Konkurrenz stehenden Sprache, erst die volle sprachliche Freiheit führt zur allgemeinen Bewußtseinsbildung, daß Reste an Sprache und Bräuchen oder Erinnerungen an einstige Selbständigkeit kein hinreichender Grund zur Wiederauferstehung einer Nation seien⁴. Er schreibt fast prophetisch: „Der Erfolg wird übrigens lehren [...], ob die Anstrengungen der österreichischen Slaven wirklich ihnen oder Rußland zu gute kommen [...]“, aber gleichzeitig – an der Schwelle des Jahres 1848 – schätzt er die weitere Entwicklung der Situation ganz und gar nicht richtig ein (ja nicht einmal die Entwicklung seiner persönlichen politischen Stellung). Es kommt ihm so vor, als verdränge der gesamtstaatliche Gesichtspunkt provinzielle Gesichtspunkte allmählich in den Hintergrund und daß es also kein Wunder sei, „daß der stolze Gedanke eine Große österreichische Nation zu konstituieren und aus den engen Grenzen herauszutreten, welche dem nationalen Schattenleben

² Patočka, Jan: O smysl dneška. Devět kapitol o problémech světových i českých [Vom Sinn der Gegenwart. Neun Kapitel über die Welt- und tschechische Probleme]. Praha 1969, 87–104.

³ Nach einer Mitteilung F. L. Riegers an K. Huška vom Februar 1845; vgl. Heidler, Jan: Čechy a Rakousko v politických brožurách předběřeznových [Böhmen und Österreich in den politischen Vormärzbrochüren]. Praha 1920. 67 (auf Heidlers bemerkenswerte Bearbeitung politischer Vormärzbrochüren werde ich im weiteren hinweisen).

⁴ Deym, Friedrich: Drei Denkschriften. Karlsbad 1848, 5–32.

in der Provinz bisher gesetzt waren – einstimmigen Anklang findet und mit unwiderstehlicher Gewalt zur innigen Verbrüderung der Völker Österreichs führt“⁵.

Die Vision einer einheitlichen, stämmeüberschreitenden „österreichischen Nationalität“ wurde aber schon damals als insgesamt „chimerisch“ wahrgenommen, der zeitgenössische anonyme Druck von Andrian, vielleicht die einflußreichste aller damals herausgegebenen politischen Broschüren, bezeichnet Österreich direkt als „einen rein imaginären Namen“, als „eine konventionelle Benennung für einen Komplex von unter sich scharf abgesonderten Nationalitäten“⁶.

Aber nicht einmal die Identität in territorialer Hinsicht war besser dran. Sie blieb im Schleppzug einer avancierenden sprachlich-ethnischen tschechischen Identität, die immer mehr Raum beanspruchte und mit den Landesgrenzen nicht mehr unbedingt übereinstimmte (die Vorstellung der tschechischen Nation erweiterte sich z. B. auf die Vision einer breiteren „tschechoslawischen Nation“, die auch die Slowaken miteinschloß: daß diese Vorstellung mit Štúrs Sprachabtrennung nicht ausstarb, zeigt übrigens die spätere Entwicklung nach 1918). Übrigens blieb das Nationalbewußtsein der böhmischen und mährischen Deutschen nicht innerhalb der Landesgrenzen, orientierte sich auf den gesamtdeutschen Raum und schöpfte aus ihm Unterstützung.

Das Nationalitätsprojekt „Böhmen“ (für das im tschechischen Sprachgebrauch sogar das Äquivalent fehlt: „bémák“ und „bémáctví“ für Böhmen und Böhmentum sind schon aufgrund ihrer Morphologie notwendigerweise ironische Ausdrücke) war dazu von Beginn an mit der paternalistischen Haltung zum tschechischen Ethnikum, mit einer deutlichen Skepsis gegenüber seinen Entwicklungsmöglichkeiten und der Nachsicht gegenüber tschechischen kulturellen Bemühungen belastet.

Spuren einer derartigen Skepsis und Nachsicht finden wir zwar in zeitgenössischen Äußerungen der eifrigsten tschechischen Patrioten, aber dann wurden sie zur Herausforderung für eine höhere Qualität der tschechischen Kultur; von der deutschen Seite formuliert, wurden sie immer als demobilisierend und dazu noch beleidigend empfunden. Es gab auch deutsche Stimmen – ob nun in Böhmen oder außerhalb –, die imstande waren zu erkennen, daß in dieser scheinbar bizarren Welt einer hastig aufgebauten tschechischen Kultur „eine neue aufsteigende Welt mit prophetischen Zungen“ redete⁷. Es gab vereinzelt Personen, die ihre deutsche Identität aufgaben und sich zum tschechischen Kulturprojekt bekannten, ob nun von der Möglichkeit der Schaffung einer neuen Welt begeistert oder wegen einer größeren Toleranz oder wegen Kritiklosigkeit der entstehenden tschechischen Kultur, die im großen und ganzen jeden aufnahm, der sich zu ihr bekannte, und die Interessenten keinen drastischen Anforderungen aussetzte.

Das Bekenntnis zur Identität der „Böhmaken“ blieb trotzdem oft nur ein Appell an eine größere Bescheidenheit mit den Werten und Ergebnissen einer übrigens immer noch bescheidenen tschechischen Nationalbewegung, die das Übergewicht der

⁵ Ebenda 25.

⁶ Anonym (= Viktor Andrian-Werburg): Österreich und dessen Zukunft I. Hamburg o.J., 6f.

⁷ Anonym: Briefe aus Wien von einem Eingeborenen. Hamburg 1844, 163 (der Autor der Broschüre verzeichnet dies allerdings ohne jegliche Begeisterung).

deutschen Sprache selbst voraussetzte und die selbst wenig tiefgreifend und stetig war. Eben Graf Friedrich Deym, einer von denen, die sich zum Böhmentum bekannten, wurde Abgeordneter der Frankfurter Nationalversammlung, und im Handumdrehen änderte die Vorstellung einer zweisprachigen Nation Böhmens und Mährens in die pathetischere Vision der deutschen Hegemonie in Mitteleuropa: „Mein Standpunkt ist kein österreichischer, mein Standpunkt ist ein deutscher, ein echtdeutscher, ein allein-deutscher ... es ist nur allein das deutsche Element, welches die Bildung hineinträgt überall in die slavischen und magyrischen Länder; auch Kossuth hat durch deutsche Bildung seine ungarischen Reden sprechen gelernt.“ Jetzt formulierte er eine vollkommen eindeutige Vorstellung einer einzigen, und zwar deutschen Identität in diesem Raum: „... unser Zweck aber ist, ein Riesenreich von 70, und womöglich von 80 oder 100 Millionen zu gründen, und die Standarte Herrmanns in diesem Reiche aufzupflanzen und dazustehen gerüstet gegen Osten und Westen, gegen die Slavischen und Lateinischen Völker, die Seeherrschaft den Engländern abzuringen, das größte, mächtigste Volk auf diesem Erdenrunde zu werden – das ist Deutschlands Zukunft!“⁸

Der Konflikt des ethnisch tschechischen Subjekts und des „territorialen“ Subjekts war um die Hälfte des 19. Jahrhunderts in der Praxis nur scheinbar ein Konflikt des tschechischen Nationalismus mit dem bürgerlichen Prinzip. In beiden Fällen beherrschte die Geschichte ein agonales Element, die Geschichte wurde zu einem Raum, über den das tschechische und deutsche Ethnikum oder, um genauer zu sein, seine intellektuelle, patriotische Elite den Kampf austrug. Der Entwurf einer gemeinsamen „deutsch-tschechischen“ Identität (gewöhnlich mit der Klausel vorgetragen, die Entwicklung zeige, welcher ethnische Zweig in ihr die größten Perspektiven hat) blieb damals vor allem ein Versuch, der tschechischen Emanzipationsentwicklung Inhalt zu gebieten.

So und so orientierte sich die Entwicklung beider Ethnika in Böhmen und Mähren keineswegs nach dem finnischen Modell, und es ist die Frage der Erwägungen von Historikern, welche Chancen ein derartiges „finnisches Modell“ im mitteleuropäischen Kulturraum überhaupt gehabt hätte. Es erhebt sich auch die Frage, ob diese Erwägungen über eine nicht verwirklichte Eventualität überhaupt einen anderen Sinn haben als nur als Bestandteil der Überlegungen darüber, was wir heute wollen. Nicht, daß das wenig wäre, aber das sind ganz klar Überlegungen, die sich in einem anderen zeitlichen Horizont „abspielen“.

⁸ Deym, Franz X.: Friedrich Graf Deym und die österreichische Frage in der Paulskirche. Leipzig 1891, 75–77.

Diskussionsbeitrag von Martin Schulze Wessel, Berlin

„Sudetendeutsche“ Identität und Mächtepolitik

Das Problem der nationalen Identität, das mit der Frage „Waren die Sudetendeutschen Deutsche?“ aufgeworfen wird, war bzw. ist im Zeitalter des modernen europäischen Nationalismus allgegenwärtig. Dabei sind freilich die Formen des nationalen Bewußtseins ebenso mannigfaltig gewesen wie die Muster der Integration verschiedener Ethnien in einem Staatswesen. Selbst wenn man sich auf die Betrachtung der Deutschen in Osteuropa beschränkt, fällt die Unterschiedlichkeit der Integrationsformen sofort ins Auge.

Aufschlußreich ist in dieser Hinsicht die Lektüre des Dramas von Anton P. Čechov „Drei Schwestern“. In dem Stück, das viel zum Verständnis der russischen Gesellschaft um die Jahrhundertwende beiträgt, sagt Baron Tuzenbach, dem Namen nach ein Deutscher, zu den Gästen im Haus der Prozorovs: „Ich habe einen dreiteiligen Familiennamen. Ich heiße Baron Tuzenbach-Krone-Altschauer, aber ich bin ein Russe, ein Orthodoxer, wie Sie. Deutsch ist an mir wenig geblieben, vielleicht die Geduld und die Hartnäckigkeit, mit der ich sie langweile.“

Tuzenbach ist also kein Deutscher, denn er will es nicht sein. Was veranlaßt ihn aber, sich ungefragt zur Frage seiner Nationalität zu äußern? Čechov schrieb sein Stück im Jahre 1900, als aus der traditionellen preußisch-russischen Allianz längst ein unheilbarer Antagonismus geworden war. An dem Beispiel Tuzenbachs wird deutlich, wie die Dynamik der Mächtepolitik einen Integrationsdruck auf die ethnischen Minderheiten im Zarenreich ausübte. Bemerkenswert ist dabei, wie Tuzenbach seine Integration anstrebt: Er bekennt sich zur Orthodoxie und hofft damit auf die integrierende Wirkung des Uvarovschen Reichsnationskonzeptes: Autokratie – Orthodoxie – Narodnost'. Integration geschieht hier also durch Subordination.

Zwischen der von Čechov idealtypisch dargestellten Form der Integration, nämlich der Unterwerfung der Minderheit unter die Staatsdoktrin der ethnischen Mehrheit, und der Beziehung zwischen den Deutschen und Tschechen in Böhmen besteht offenkundig ein Unterschied. Er beruht nicht nur in einer anderen Konstellation von dominierender und nicht dominierender Gruppe (um 1900), sondern ist grundsätzlicher Natur. Wie Klaus Zernack kürzlich am Beispiel der russischen und polnischen Geschichte gezeigt hat, war dem Reichsnationsbegriff Rußlands ein ostmitteleuropäischer Typus entgegengesetzt, der „mittels seines gens-natio-Gefüges den Staat vor der Partikularität des Ethnozentrismus bewahrte und ihn als Nationalstaat universal öffnete“¹. Etwa zur selben Zeit, als in Rußland Uvarov seiner Trinitätsformel Gültigkeit verschaffte, wurden in Böhmen von tschechischer wie deutscher Seite das Konzept eines Landes zweier Stämme entwickelt. Diesen föderativen Grundgedanken kann man bei František Palacký ebenso wie bei Bernhard Bolzano verfolgen.

¹ Zernack, Klaus: Polen und Rußland. Zwei Wege in der europäischen Geschichte. Berlin 1994, 534.

Dabei war freilich die „sudetendeutsche“ Identität auf komplizierte Weise gebrochen: Neben dem „Wir-Bewußtsein“ der Deutschen in Böhmen, das sich im wesentlichen erst nach 1848 zu entwickeln begann, existierte ein Heimatbewußtsein im engeren Sinne. Es hatte sehr unterschiedliche Ausprägungen, da die Deutschen in den böhmischen Ländern bekanntlich keinen Neustamm gebildet hatten, sondern eine gewisse kulturelle Nähe zu den jeweiligen Einwanderungsgebieten bewahrten. Auch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts schlug sich dies nicht nur in der Volkskunst nieder, sondern machte sich auch in unterschiedlichen politischen Tendenzen bemerkbar, etwa in dem großen Anklang, den die Los-von-Rom-Bewegung bei den Deutschen in Nördböhmen, nicht aber in Südböhmen fand.

Später trat dem Heimatbewußtsein und der spezifisch sudetendeutschen Identität zunehmend ein allgemein-deutsches Bewußtsein entgegen, das die historische Einheit der böhmischen Länder zu sprengen drohte. Die Zäsuren in der Entwicklung des alldeutschen Denkens in den böhmischen Ländern, nämlich die Reichsgründung 1870/71, der Bruch der russisch-deutschen Allianz um 1890, der Ausbruch und das Ende des Ersten Weltkriegs, sind ein Hinweis darauf, daß die Mächtepolitik auf die Identität der Deutschen in Böhmen eine maßgebliche Wirkung zeitigte².

Zweifellos bestand auch eine Wechselbeziehung zwischen der tschechischen Nationalbewegung und der Identität der Deutschen in Böhmen. Oft wird deren zunehmend alldeutsche Orientierung als Reaktion auf den tschechischen Nationalismus gedeutet, der das Zusammenleben von Deutschen und Tschechen in seiner letzten Konsequenz unmöglich gemacht hätte³. Dabei wird, gemäß der alten Kohnschen Dichotomie eines „westlichen“, emanzipativen und eines „nicht-westlichen“ Typus des Nationsbewußtseins, den Tschechen ein ethnisch bezogener, irrationaler „Sprachnationalismus“ unterstellt, der die Sudetendeutschen aus dem gemeinsamen böhmischen Zusammenhang herausgedrängt und ihnen nach dem Ende der Habsburgermonarchie nur die alldeutsche Option gelassen hätte. Indessen zeichnete sich das tschechische nationale Bewußtsein in erheblichem Maße auch durch emanzipative, gesellschafts- und staatspolitische Elemente aus und ist insofern, wie Jiří Kořalka jüngst herausgearbeitet hat, keineswegs uneingeschränkt einem „östlichen Typus“ des Nationalismus zuzurechnen⁴.

Freilich wurde das negative Ziel der tschechischen Nationalbewegung, die Überwindung des Wiener Zentralismus, 1918 in einem Staat verwirklicht, der sich durch spezifisch tschechische Symbole und durch einen ethnisch geprägten Nationalstaats-

² Kořalka, Jiří: Tschechen im Habsburgerreich und in Europa 1815–1914. Sozialgeschichtliche Zusammenhänge der neuzeitlichen Nationsbildung und der Nationalitätenfrage in den böhmischen Ländern. München 1991, 126–174. – Kann, Robert A.: Deutschland und das Nationalitätenproblem der Habsburgermonarchie aus österreichischer Sicht. In: Deutschland und Österreich. Ein bilaterales Geschichtsbuch. Hrsg. v. Robert A. Kann und Friedrich Prinz. Wien-München 1980, 412–423.

³ Siehe z. B. Hilf, Rudolf: Die Auflösung der böhmischen Symbiose durch den tschechischen und deutschen Nationalismus. In: Bayerisch-böhmische Nachbarschaft. Hrsg. v. der Bayerischen Landeszentrale für politische Bildungsarbeit. München 1992, 157–190.

⁴ Kořalka, Jiří: Hans Kohns Dichotomie und die neuzeitliche Nationsbildung der Tschechen. In: Formen des nationalen Bewußtseins im Lichte zeitgenössischer Nationalismustheorien. Hrsg. v. Eva Schmidt-Hartmann. München 1994, 263–276.

anspruch von der landesbezogenen böhmischen Tradition unterschied. Entsprach die ČSR damit jenem integralen Typus, den Čechov in seinem Stück „Drei Schwestern“ beschrieben hatte? Daß die Sudetendeutschen nach dem Krieg nicht zur Verfassungsgebung herangezogen wurden, konnte gewiß den Eindruck erwecken, als sei mit der Tschechoslowakei ein Staat entstanden, der seinen „Minderheiten“ nur durch Subordination den Weg zur Integration öffnete. Doch ist die tschechoslowakische Nationalstaatsgründung – und damit auch die Wirkung, die sie auf die Identität der Sudetendeutschen hatte – nicht losgelöst von der Mächtepolitik zu beurteilen. Denn die integralen Momente, die die Gründungsphase zweifellos prägten, sind nicht als Folge eines tschechischen „Sprachnationalismus“, sondern eher als Abwehrreflex gegen die drohende Restauration der untergegangenen Mächte verständlich.

Solange kein funktionierendes System kollektiver Sicherheit bestand und damit die Gefahr einer Revision nicht ausgeräumt war, verharrte zwangsläufig auch die sudetendeutsche Identität im Banne der Mächtepolitik. Deren Wirkung auf das Bewußtsein der Sudetendeutschen war mannigfaltig: Einerseits trug das Gefühl außenpolitischer Instabilität dazu bei, daß von tschechischer Seite zunächst nicht an einen staatsrechtlichen Umbau der ČSR gedacht wurde, andererseits richteten die Sudetendeutschen selbst ihre Augen über die Grenzen. In seiner Studie zum sudetendeutschen Volkstumskampf mit dem Titel „Vorposten oder Minderheit“ hat Rudolf Jaworski herausgearbeitet, daß die Hoffnung der Sudetendeutschen auf die Reichspolitik viel zu ihrem anfänglichen Attentismus beigetragen hat und sie somit einer politischen Identität beraubte⁵. Diese Haltung wurde von der deutschen Politik auch gefördert, wenn sich etwa der deutsche Gesandte Walter Koch gegen eine politische Differenzierung der Sudetendeutschen aussprach und damit nolens volens einer Wagenburgmentalität Vorschub leistete⁶. Erst als im Laufe der zwanziger Jahre die Elemente kollektiver Sicherheit stärker wurden, bahnte sich mit dem „Aktivismus“ eine neue politische Richtung bei den Sudetendeutschen an, und eine Verständigung zwischen Tschechen und Deutschen erschien in zunehmendem Maße wahrscheinlich.

Wie unterschiedlich sich diese Situation auf die Identität der Sudetendeutschen auswirken konnte, vermag ein Vergleich der beiden Historiker Josef Pfitzner und Eduard Winter zu zeigen. Beide stammten aus den Sudetengebieten, beide widmeten sich in der Zwischenkriegszeit der Geschichte ihrer Heimat, und für beide war die Frage der sudetendeutschen Identität ein wichtiges Motiv ihrer Historiographie.

Bei der Lektüre des Buches von Josef Pfitzner, „Das Erwachen der Sudetendeutschen im Spiegel ihres Schrifttums bis zum Jahre 1848“, das 1926 in Augsburg erschien, drängt sich unwillkürlich der Eindruck auf, daß die Komplexität des sudetendeutschen „Wir-Bewußtseins“ für den Autor ein ungelöstes Problem blieb. Pfitzner sah die Identität der Sudetendeutschen auf mehreren Ebenen verankert, die zueinander in einem spannungsvollen Verhältnis stehen. Zunächst sprach er den

⁵ Jaworski, Rudolf: Vorposten oder Minderheit? Der sudetendeutsche Volkstumskampf in den Beziehungen zwischen der Weimarer Republik und der ČSR. Stuttgart 1977.

⁶ Alexander, Manfred: Die außenpolitische Stellung und die innere Situation der ČSR in der Sicht des Auswärtigen Amtes in Berlin, 1918–1933. In: Das Scheitern der Verständigung. Hrsg. v. Jörg K. Hoensch und Dušan Kováč. Koblenz 1994, 29–41, hier 37.

Deutschen in den böhmischen Ländern – wie auch den Tschechen – den Status eines „einheitlichen Volkes“ zu. Dabei waren jedoch die Sudetendeutschen für ihn keine vollwertige Nation, weil sie nicht „einen eigenständigen, selbständigen Staat“ gebildet hätten, der als „der wichtigste Kulturwert eines Volkes“ zu betrachten sei. Deutlich tritt hier die mächtestaatliche Prägung des Geschichtsdenkes Pfitzners hervor: Ohne ein eigenstaatliches Schicksal fehlten den Sudetendeutschen jene Leistungen, „welche ein staatlich organisiertes Volk im Reigen der Mächte erringen kann“⁷. Vollwertig war die sudetendeutsche Geschichte für Pfitzner nur im kulturgeschichtlichen Sinne, aber als solche war sie für ihn nicht von der deutschen zu trennen: „Jede Leistung, die ein Sudetendeutscher vollbrachte, war zugleich die Tat des gesamten deutschen Volkes.“ Um diese angemessen zu würdigen, forderte Pfitzner etwas schlechthin Unmögliches, daß nämlich „zwischen den tschechischen und deutschen Leistungen im Sudetenraume reinlich geschieden werden“ müsse⁸. In der inneren Widersprüchlichkeit dieser Konstruktion kam deutlich ein Zusammenhang zwischen mächtropolitischem Denken und Volkstumskampf zum Ausdruck: Da das „sudetendeutsche Volk“ nicht selbst im Kreis der Mächte agieren konnte, blieb aus der Sicht Pfitzners nur die Wahl des zumindest kulturellen Anschlusses an das Reich. Dabei war sich Pfitzner allerdings – in einer weiteren Brechung seiner Identitätskonstruktion – bewußt, daß sich in der Vergangenheit die Zugehörigkeit der Sudetendeutschen zu einer größeren politischen Einheit, dem Habsburgerreich, schädlich auf ihre kulturelle Identität ausgewirkt habe⁹.

Diese Widersprüche löste Pfitzner in seiner 1938 erschienenen Broschüre „Das Sudetendeutschtum“ zugunsten einer recht primitiven völkischen Konstruktion auf. Die Identität der Sudetendeutschen erschöpfte sich für ihn nun in ihrer Bestimmung als Grenzlanddeutsche. Als solche machte sie die „Notwendigkeit täglicher Verteidigung des eigenen Volkstums [...] in allen Fragen der Volkserhaltung ungemein hellhörig“¹⁰. Pfitzner sah die Sudetendeutschen also als Teil eines ethnisch homogenen Volkstums an, wobei die Randlage sie aus seiner Sicht zu besonders bewußten Trägern des Volkstums machte. Das „Grenzland“ interpretierte der sudetendeutsche Historiker folglich als Peripherie, der doch Zentralität für das Bewußtsein des ganzen Volkes zukam. Daß Pfitzner dabei nicht mehr eindeutig in der Tradition eines kulturpolitischen Volkstumskampfes stand, sondern sich inzwischen auch von rassistischen Gesichtspunkten leiten ließ, geht vor allem daraus hervor, daß er den Wechsel der Nationalität – auch der tschechischen gegen die deutsche – nun scharf verurteilte. Jedem, der das „Wesen des völkischen Gedankens“ begriffen habe, sei klar, daß das „gewaltlose Herüber- und Hinüberwechseln von einem Volkstum in das andere [...] mit allen Mitteln vermieden“ werden müsse¹¹.

⁷ Pfitzner, Josef: Das Erwachen der Sudetendeutschen im Spiegel ihres Schrifttums bis zum Jahre 1848. Augsburg 1926, 8f. Zu Pfitzner siehe Franzel, Emil: Zwei Prager Historiker. Sudetenland 13 (1971) 57–67.

⁸ Ebenda 9.

⁹ Ebenda 400.

¹⁰ Ders.: Das Sudetendeutschtum. Köln² 1940, 7.

¹¹ Ebenda 8.

In demselben Jahr, in dem Pfitzner in Köln seine Schrift über das Sudetendeutschtum veröffentlichte, publizierte Eduard Winter in Salzburg sein großes Werk „Tausend Jahre Geisteskampf im Sudetenraum“. Bis heute irreführend ist der agonale Charakter des Titels, der zweifellos einen Anklang an den Geist der Zeit enthielt. Doch faßte Winter den „Geisteskampf“ ganz im Sinne Bolzanos als edlen Wettstreit zweier Völker zum Wohle ihres gemeinsamen Vaterlandes auf. Der Gegenstand seines Interesses war nicht in erster Linie der Nationalitätenkampf, sondern die Suche nach Spiritualität in den böhmischen Ländern. So sehr Winter ein Anhänger des Nationsgedankens war, so sehr fürchtete er doch von der Verabsolutierung des nationalen Prinzips dessen ideelle Aushöhlung, die Unterwerfung universaler Ziele unter partikulare. Dementsprechend stellte sich für ihn die Frage nach der sudetendeutschen Identität unter einem Gesichtspunkt, der den Nationalitätenkampf transzendierte. Die Deutschen in der Tschechoslowakei mahnte er, die Religion nicht als Mittel im Volkstumskampf zu mißbrauchen. Dabei setzte sich Winter bewußt in eine Analogie zu T. G. Masaryk, dessen politische Philosophie und erzieherische Arbeit er als Gegenstück zu jener Aufgabe verstand, die er sich im Hinblick auf die Sudetendeutschen selbst gestellt hatte. Auch Masaryk hätte im Nationalitätenkampf die Gefahr einer spirituellen Auslaugung der Tschechen erkannt. „Die tschechische Frage“, schrieb Winter über Masaryk, „war für ihn nicht so sehr eine nationale und wirtschaftliche oder politische, sondern zuletzt eine wesentlich religiöse.“¹² In dieser Auffassung der nationalen Frage erkannte er eine Brücke zwischen Tschechen und Sudetendeutschen; nur die „Suche nach letzten Zusammenhängen“ könne die „Völkergrenze erträglich und fruchtbar“ machen.

Die geistige Verwandtschaft zu Masaryk mag dazu beigetragen haben, daß Winter an die Entwicklungsfähigkeit der tschechoslowakischen Staatsidee glaubte und 1937 offiziell die Tschechoslowakei bei der Tagung der internationalen *Coopération intellectuelle* in Paris vertrat. Sowohl in seiner wissenschaftlichen Arbeit als auch in seinem politischen Engagement war Winter ein eindrucksvolles Beispiel sudetendeutscher Verständigungsbereitschaft, für die ein Historiker wie Josef Pfitzner freilich nur eine verächtliche Invektive übrig hatte: „deutschsprachiger Tschechoslowakismus“¹³.

Zweifellos war Winter zu diesem Zeitpunkt keineswegs eine typische Erscheinung für die Identitätssuche und die Politik der Sudetendeutschen. Trotzdem muß man unterstreichen: Nur im Zeichen der Mächtropolitik lautete die Wahl für die Sudetendeutschen tatsächlich „Vorposten oder Minderheit“. Um eine wirkliche Alternative handelte es sich dabei nicht: Nur als Minderheit konnten die Sudetendeutschen zugleich Vorposten sein. Beides bedeutete, so oder so, Integration durch Unterwerfung. Die große Alternative dazu, die den Sudetendeutschen ihre politische Identität hätte geben können, war der staatsrechtliche Umbau der ČSR, zu dem die Besonnenen auf sudetendeutscher wie tschechischer Seite bereit waren. Besonders eindringlich

¹² Winter, Eduard: Tausend Jahre Geisteskampf im Sudetenraum. Salzburg 1938, 390. Zu Winter siehe Borck, Karin/Schulze Wessel, Martin: Betrachtungen zur hundertjährigen Geschichte der Osteuropäischen Geschichte in Berlin. Berliner Jahrbuch für osteuropäische Geschichte 1 (1994) 135–147.

¹³ Pfitzner: Das Sudetendeutschtum 59.

warnte der tschechische Philosoph Emanuel Rádl in seiner 1926 veröffentlichten Streitschrift „Der Krieg der Tschechen mit den Deutschen“ vor der Gefahr des Ethnozentrismus und fordert im Sinne des von Klaus Zernack charakterisierten ostmitteleuropäischen Nationsbegriffs die Wiederherstellung des Gens-natio-Gefüges in der Tschechoslowakei. Denn die Nation und der Staat könnten, so Rádl, „nicht das Ziel der gesellschaftlichen Bestrebungen sein, sondern nur eines ihrer möglichen Mittel zur Erreichung universaler Ziele“¹⁴. Der Rückfall in die Mächtspolitik, Hitlers Raumpolitik, hat diese langfristige Reformperspektive zunichte gemacht, mit allen verhängnisvollen Folgen, die dies für die Tschechen und Sudetendeutschen hatte.

¹⁴ R á d l, Emanuel: *Válka Čechů s Němci* [Der Krieg der Tschechen mit den Deutschen]. Praha 1993, 272.

Diskussionsbeitrag von Josef Hanzal, Prag

Erlauben Sie mir, mit zwei persönlichen Erinnerungen zu beginnen, weil sie etwas Interessantes über das Verhältnis von Tschechen und Deutschen in der Vergangenheit aussagen. Ich stamme direkt aus dem Grenzland zwischen den Nationalitäten, aus der Gegend um Prachatitz, wo jahrhundertlang, meist freundschaftlich, tschechische und deutsche Elemente einander begegneten. Aus meiner frühen Kindheit erinnere ich mich, wie die Bergbewohner aus Wallern und Umgebung riesige Ochsen, um die sie von den tschechischen Bauern beneidet wurden, zum Jahrmarkt trieben und daß sie nachher im Wirtshaus gemeinsam auf die erfolgreichen Geschäfte anstießen. Während des Krieges liefen ein paar gemischte Familien zu den Deutschen über, und die gemeinsamen Wege gingen auf Dauer auseinander. Zu Beginn des Jahres 1946 kam ich nach Plan bei Marienbad und erlebte dort die Abschiebung der Deutschen. Wir sind mit ihnen freundlich umgegangen und ich denke daran, daß besonders die Alten hauptsächlich Hitler die Schuld an ihrem Los gaben. Im Gedächtnis haften blieben mir die schweigenden Kolonnen der abziehenden Fuhrwerke; all dies wirkte sehr bedrückend. Mit der Zeit wurde mir bewußt, wie auch während gespannter historischer Begebenheiten zwischen einfachen Leuten verfeindeter Staaten freundschaftliche Beziehungen bestehen können. Kommen wir aber zu unserem Thema zurück. Die Frage lautet: Waren die böhmischen Deutschen eigentlich Deutsche? Das scheinbar banale Problem enthält sehr komplizierte und kaum geklärte Fragen. Die heutige Diskussion und die Überlegungen konzentrieren sich hauptsächlich auf die letzte Periode; ich will hingegen die ältere Geschichte ansprechen, die viel länger war und nicht so auf Konfrontation hinauslief. Jedem, der beginnt, sich diesem Stoff zu widmen, wird bewußt, wie wenig Erkenntnisse uns die bisherige Literatur liefert und wie sich für Fragen des Nationalbewußtseins und des Nationalismus ziemlich schwer Quellen finden lassen, und daß auch deren Interpretation bestimmt nicht einfach ist. Vom derzeitigen Erkenntnisstand ausgehend, kann ich nur ein paar Thesen zu diesem Thema liefern.

Im Barock erwachen und befreunden sich beide Völker: In der Zeit nach der Schlacht am Weißen Berg kamte es zu einer ziemlich interessanten Symbiose von Tschechen und Deutschen. In der katholischen Kirche wirkten Tschechen, Deutsche und weitere Nationalitäten (hauptsächlich Polen), nationale Streitigkeiten existierten hier bis auf wenige Ausnahmen nicht. Zum lebendigen wechselseitigen Kontakt der Gläubigen kam es vor allem bei Wallfahrten, Prozessionen und verschiedenen Festlichkeiten; die tschechischen Wallfahrer pilgerten nach Bayern, Österreich und Schlesien und die deutschen wiederum in die böhmischen Länder. Sie sangen abwechselnd deutsche und tschechische Lieder, und wir finden auch in einigen bayerischen Wallfahrtsorten tschechische Aufschriften. Genauso werden auch tschechische Heilige (Hl. Wenzel, Vojtěch, Ludmilla und Johannes von Nepomuk) in den deutschen Grenzgebieten sowie hinter der Grenze sehr verehrt. Im Verlauf des 17. und 18. Jahrhunderts meldeten sich in Teilen des tschechischen Klerus und der Intelligenz abwehrende, vaterländische Stimmen zu Wort.

Ein aufklärerisches oder österreichisches Volk? Wichtig ist die Epoche der Aufklärung und in ihr die Bemühung, ein österreichisches Volk zu schaffen; ihren Höhepunkt stellt der Josefinismus dar, dessen bedeutende Anhänger die Sudetendeutschen wurden. Auf dem Gebiet der geistlichen Persönlichkeit vom Typ eines K. H. Seibt, Ferdinand Kindermann, Franz Stefan Rautenstrauch usw. stellen sie einen interessanten Versuch einer auf dem humanistisch-christlichen Prinzip gegründeten Theorie dar, ein österreichisches Volk als übernationale Einheit, verbunden mit der rationalistischen Idee der Nützlichkeit eines solchen Ganzen, aufzubauen. Durch die objektive Situation war gegeben, daß in diesem Gebilde Deutsch die Amts- und Verständigungssprache werden sollte, was die tschechische vaterländische Gemeinde reizte, die ungewöhnlich stark herangereift war, in der letzten Phase auch durch das Verdienst einer allgemeinen sozialen und kulturellen Entwicklung, die der Josefinismus mit sich gebracht hat.

In der Kontinuität dieser Konzeption steht auch Bernard Bolzano, über dessen Ansichten hinsichtlich der tschechisch-deutschen Frage in letzter Zeit viel verfaßt wurde. Die Tatsache, daß sich sowohl die deutsche als auch die tschechische Seite Bolzano zu eigen machte, sagt schon mancherlei; er gehörte keiner an, jedoch schrieb und predigte er deutsch, und das darf man nicht übersehen. Seine sicherlich edlen, rationalistisch und humanistisch begründeten Projekte, ein deutsch-tschechisches Volk zu schaffen, waren ganz und gar utopisch und hatten in der Zeit der aufkommenden Romantik und des Nationalismus einfach keine Verwirklichungschancen. Die historische Entwicklung lief auf eine Abgrenzung und schließlich Trennung beider Nationalitäten im Lande hinaus. Man sollte aber nicht vergessen, daß Bolzano in den Reihen der tschechischen und besonders der sudetendeutschen Geistlichkeit und Intelligenz viele Anhänger und Befürworter hatte, die bis 1848 sehr intensiv wirkten.

Die Literatur als Bild und Ausdruck des Nationalbewußtseins: eine außerordentliche Bedeutung für die Erkenntnis des Nationalbewußtseins der böhmischen Deutschen hat ihre Literatur. Ein ungewöhnlich interessantes Kapitel in der deutschen Literaturgeschichte stellt das 19. Jahrhundert dar – die Zeit der Romantik, des Wachstums des Nationalbewußtseins und der keimenden Verfeindung beider Völker im Lande. In dem Zeitabschnitt, den wir auf tschechischer Seite die Epoche der nationalen Wiedergeburt nennen, begegnen wir auch auf deutscher Seite einem häufigen und sehr intensiv geäußerten Bezug zum böhmischen Land und seiner Geschichte. In der Literatur der böhmischen Deutschen, hauptsächlich in der Poesie und im Drama, können wir fließend verfolgen, wie sie zum Interessenzentrum der Dichter Böhmens und seiner Geschichte wird. Der gebürtige Leitmeritzer Josef Georg Meinert beschäftigt sich intensiv mit dem tschechischen Volk, seiner Sprache, seinen Sitten, Bräuchen und Liedern; Adolf Gerle dichtete seine „Libussa“, über die erste tschechische Fürstin, und „Jaromír“ und „Oldřich“, die tschechischen Herzöge. Ähnlich wie Willibald Schießler, Autor des „Mädchenkriegs“, wird er von der Köninghofer und Grünberger Handschrift inspiriert, und es stören keinesfalls die von Josef Dobrovský und einigen Schülern auf deutscher Seite vorgebrachten Zweifel. Den gleichen Standpunkt nahm Karl Egon Ebert ein, der mit Palacký freundschaftlich verbunden war; zu

seiner Heldin wählte er Wlasta: „Mit starkem Blick, versunken in der Betrachtung Luft, / Steht Wlasta: Heimatliebe bewegt ihr warm die Brust. / Du schönes Böhmeim, ruft sie, gesegnet weit und breit.“

Noch weiter in ideeller, politischer und die Nationen versöhnender Richtung gingen Moriz Hartmann und Alfred Meissner, die die Epoche der Hussiten als die Krönung der böhmischen Geschichte feierten. Nicht durch Zufall wählt Meißner für seine größte Dichtung Jan Žižka, der ihm als Idol des Heldentums gilt und gleichzeitig tschechisch und deutsch ist. Zum Schluß seines Epos, als der Dichter auf die Moldau und die sie überragenden Felsen blickt, richtet er folgende Verse an sein Land: „Das ist mein armes, stummes Vaterland. / Das ist mein armes, heimatliches Böhmen.“

Während sich die erwähnten Dichter ausschließlich literarisch und historisch ausdrückten, führte die jüngere Generation, die in der Revolution 1848 die Szene betrat, bereits eine eindeutig politischere Sprache. Am weitesten ging wohl der aus einer national gemischten Familie stammende Uffo Horn, der bei der Überlegung, ob überhaupt die Möglichkeit einer nationalen Einheit besteht, diese Tatsache skeptisch betrachtet, jedoch sich ausdrücklich für die Verständigung ausspricht und die Deutschen auffordert, sich nicht als Deutsche, sondern als freie Bürger zu verhalten: „Auf nationalem Gebiet ist Vereinigung – sagt uns, Ihr wollt, es kommt nicht dazu – nein! nein! es kommt nicht dazu, nur auf dem politischen Kampfplatz können wir nebeneinander stehen! Die czechischen Demokraten sind tapfere Kampfgenossen, sie werden uns die Macht der Feinde redlich brechen helfen, aber nur unter dem Banner der bedrohten Freiheit! Darum lassen wir das Prinzip der Demokratie nicht aus den Augen, wenn wir die Vereine zentralisieren; wir müssen mächtig werden, nicht als Deutsche allein, sondern als freie Männer.“

Nach 1848 haben aber Horn, Meissner u. a. eine national-deutsche Konzeption vertreten. Wenn wir unter dem Blickwinkel des Nationalismus die gesamte deutsche Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts in den böhmischen Ländern betrachten, so entgeht unserer Aufmerksamkeit nicht, daß ihre größten Erscheinungen frei von deutsch-nationalen Ressentiments waren und die Freundschaft zum tschechischen Volk beibehielten. Zu solchen Persönlichkeiten zählten ganz besonders Adalbert Stifter, Marie von Ebner-Eschenbach, Rainer Maria Rilke, Franz Kafka und Franz Werfel. Auch in der zweitrangigen Literatur der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts stellt der Aufeinanderprall des deutschen und tschechischen Elements das Hauptthema dar. In den Bürger- und Studentenromanen von Fritz Mauthner, Hans Watzlik u. a. wird vor allem die Begegnung zwischen deutschem Mann und tschechischer Frau zur wichtigsten Verwicklung im Geschehen. Dieses Thema findet sich in vielen Romanen und Geschichten, und es entsteht daraus ein geradezu abgedroschenes Klischee. Ein viel-sagendes Beispiel ist z. B. der Roman Fritz Mauthners „Der letzte Deutsche von Blatna“. Das Handlungsgerüst ist die Liebe zwischen Anton Gegenbauer und Kačenka Prokopová, die aus kindlicher Freundschaft und jugendlicher Bezauberung erwächst, die empörte Umwelt aber lehnt diese Liebe ab und jagt Kačenka ins Kloster. Der Roman hat auch eine offen nationale Tendenz und schildert mit Mißfallen den Aufstieg des tschechischen Elements, das die Deutschen in die Verteidigung drängt und zur Feindschaft nötigt.

Bildeten die böhmischen Deutschen ein Volk? Im Lichte dessen, was hier angesprochen wurde, sowie weitere Erkenntnisse ist festzustellen, daß die Bewohner der Grenzgebiete und einiger innerböhmischer Städte eine sehr vielfältige Gemeinschaft bildeten, verschieden in bezug auf die Lebensart, das Denken, Fühlen und die Kultur. Verbindet den Textilarbeiter aus der Industrieregion Reichenberg oder den Bergmann aus Brüx etwas mit den Bauern und Waldarbeitern aus dem Böhmerwald, die lange archaisch lebten, oder mit den Weinbauern aus Südmähren? Auch die Sprache, die sie pflegten, unterschied sich trotz gleicher Grundlage erheblich. Gleichfalls war die Verbindung zu den benachbarten deutschen Ländern problematisch. Darüber hinaus hatte das Reich, aufgeteilt in einzelne Staaten mit unterschiedlicher Geschichte, Kultur und Religion, kein allzu großes Interesse am Schicksal der Deutschen in den böhmischen Ländern. Von den Unterschieden in den verschiedenen Gebieten zeugt auch die Tatsache, daß die politischen Repräsentanten der böhmischen Deutschen, die sich nach dem Ersten Weltkrieg nicht mit der Existenz der ČSR abfinden wollten, vier Landesgruppen bildeten.

Das geistige Hauptband, das wohl alle Deutschen ohne Rücksicht auf regionale Unterschiede und Eigenheiten verband, war ihr eigenes Bewußtsein, daß sie Deutsche seien. Ihr Nationalbewußtsein war allerdings von recht unterschiedlichem Charakter und fand je nach Epoche und äußeren Umständen unterschiedliche Ausdrucksformen. Ein völlig selbständiges Kapitel bildet die Geschichte der Prager Deutschen und der deutschen Juden. Die deutschen Juden wurden in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zum Stützpfeiler des deutschen Liberalismus österreichischer Prägung. Zentralismus, Antislawismus und germanischer Eifer, wie ihn die Neue Freie Presse und andere Zeitungen und Drucke vertraten, wurden zur Hauptquelle nationaler Gehässigkeit. Blicken wir auf die gesamte Geschichte der böhmischen Deutschen vom Mittelalter bis in die moderne Zeit, dann zeichnet sich ein grundlegendes Merkmal ab: die enge Verbundenheit mit den böhmischen Ländern. Die Deutschen fühlten sich stets als Bewohner des Böhmisches Königreiches. Diese Verbindung war sehr stark, und besonders in der älteren Periode, grob gesagt bis zur Hälfte des 19. Jahrhunderts, überwog sie gegenüber der Verbindung zur benachbarten deutschen Welt.

Es war bei weitem nicht möglich, den so umfangreichen und komplizierten Stoff erschöpfend zu behandeln; doch vielleicht ist es mir gelungen, auf die große Bedeutung des Themas hinzuweisen. Und wenn wir wissen, daß wir eine umfangreiche alte Literatur und eine Menge von Archivquellen besitzen, dann lohnt vielleicht auch eine weitere, konzentriertere Erforschung.

Diskussionsbeitrag von Robert Luft, München

*Sind die böhmischen Deutschen Deutsche?
oder
Die Nationalität und das weiße Pferd!*

Sind die böhmischen Deutschen Deutsche? Sind die mährischen Deutschen Deutsche? Sind die bayerischen Deutschen Deutsche? Fragen dieser Art klingen nicht nur im ersten Moment unsinnig (per Definition ist jede Teilmenge Bestandteil ihrer Grundgesamtheit), sondern sind auch bei genauerer Betrachtung ohne Sinn. Ist ein weißes Pferd ein Pferd? Keiner wird es bezweifeln! Und jedes Zebra würde ausgelacht, wenn es ein weißes Pferd zu einer Art Zebra erklären wollte.

Wie kommt man also auf die Frage „Sind die böhmischen Deutschen Deutsche?“ Wenn überhaupt, wird der Witz, der in dieser Frage liegt, in der tschechischen Fassung „Jsou čeští Němci Němci?“ deutlich, besser noch in der Fassung, die in einer umgangssprachlichen tschechischen Tradition lautet „Jsou naši Němci Němci?“ (Sind unsere Deutschen Deutsche?). Damit wird die Frage im Tschechischen auf eine nationale Diskussion der Art zurückgeführt, ob ein Deutscher ein „unsriger“ sein kann oder stets ein „Fremder“ bleibt. Auf die kritische Dimension einer Kategorie wie „mein“, „dein“ oder „unser“ in der Geschichtswissenschaft hat bereits Rudolf Jaworski in dieser Konferenz hingewiesen, so daß dieser Aspekt hier nicht weiter verfolgt werden soll¹. Aus dem räumlichen und gesellschaftlichen Bezugspunkt der Frage folgt bereits ihre zeitliche Bedingtheit. Mag eine solche Fragestellung von Bewohnern der böhmischen Länder im späten 19. Jahrhundert und bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts als elementar empfunden worden sein, im späten 21. Jahrhundert wird sie möglicherweise niemand mehr verstehen, auch Historiker nicht mehr.

Die Eingangsfrage kann – setzt man „böhmisch“ als rein geographische Kategorie voraus – nur eine Antwort finden, wenn man grundsätzlicher fragt: Was ist ein Deutscher? Wer ist Deutscher? Wie definiert sich ein Deutscher? Wodurch ist er zu kennzeichnen? Seit wann gibt es Deutsche? Bin ich, der Autor, ein Deutscher? Und man kann nur dann eine Antwort versuchen, wenn man bereit ist, Inhalt und Bedeutung einer solchen substantivierten Eigenschaft kritisch zu reflektieren. Wer ehrlich ist und sich als Historiker um Erkenntnis bemüht, muß zugeben, daß wir alle nicht genau wissen, was „deutsch“ oder eine andere nationale Kategorie bedeutet. Wir haben höchstens eine Ahnung davon, was dies bezeichnen könnte und kommen – wie die unzähligen Publikationen zum Thema Nationalismus belegen – höchstens in eine Debatte oder

¹ Ergänzend möchte ich darauf hinweisen, daß es seit etwa zehn Jahren in Deutschland ein Schulbuch gibt, das „Unsere Geschichte“ heißt (hrsg. von Wolfgang H u g . Diesterweg Verlag Frankfurt/M. 1984 ff.). Ein gewisses Erstaunen über diesen Titel löst sich auf, wenn man sich den Inhalt näher ansieht und den Titel der vorherigen Aussage des Schulbuches kennt. Das Schulbuch hieß früher „Geschichtliche Weltkunde“ und umfaßt die deutsche, indische, europäische, afrikanische und andere nationale wie kontinentale Entwicklungen während mehrerer Jahrhunderte. „Unsere Geschichte“ meint für dieses Schulbuch somit berechtigterweise „Globale Geschichte“. – „Unsere“ Geschichte kann nur die „globale“ Menschheitsentwicklung sein, auch wenn wir diese stets nur partiell wahrnehmen und darstellen können.

gar einen Streit darüber, was es denn nun wirklich sein könnte. Es soll daher noch weitergehender gefragt werden: Was wissen wir, wenn wir die Angabe erhalten, ein Mensch sei Deutscher (Tscheche, Franzose, Pole etc.)? Sicher wissen wir dann nur so viel, wie wir von einem weißen Pferd wissen, daß es ein weißes Pferd ist. Mehr nicht! Was ein Pferd ist und was weiß ist, können wir deshalb noch lange nicht sicher sagen.

Um einem Wort wie „deutsch“ näherzukommen, muß der semantische Kontext eines solchen Adjektivs in möglichst vielen Dimensionen betrachtet werden. Das weiße Pferd am schwarzen See, das Jan Preisler um die Jahrhundertwende immer wieder malte, mag als Beispiel gelten, welche unerwarteten Assoziationen bei vordergründig objektiven Sachverhalten möglich werden oder auch wie allegorische Absichten verschlossen und unbenennbar bleiben können. Im Zusammenhang gesellschaftlicher, politischer und publizistischer Dynamik, wie sie die moderne europäische Entwicklung auszeichnet, weisen nationale Kategorien eine besonders große assoziative Vielfalt, aber auch eine immanente Beliebigkeit auf. So veränderte sich historisch wie gesellschaftlich der Kontext eines Wortes wie „deutsch“ nicht nur ständig, sondern war und ist vielmehr – zur selben Zeit am selben Ort von derselben Person benutzt – höchst variabel. Wie jede Bezeichnung sind selbst Worte wie „weiß“ und „Pferd“ nicht eindeutig, doch befinden wir uns im Bereich nationalen Zuordnungen auf besonders unsicherem Boden. Nationale Kategorien sind auf jeden Fall politische Vokabeln und im Vergleich mit anderen Adjektiven überdurchschnittlich stark mit Werturteilen aufgeladen.

In letzter Konsequenz wäre korrekterweise festzustellen, daß es genauso viele Vorstellungen und Definitionen von „deutsch“ gibt, wie es Menschen gibt und gab, die sich mit diesem Wort beschäftigten oder beschäftigen und die es unbewußt verwandten oder verwenden. Offenbar kann aber auf eine, wenn auch sehr unvollkommene nationale Kategorisierung nicht verzichtet werden. Das 19. Jahrhundert hat versucht, objektive, d. h. übergeordnete, von der Persönlichkeit distanzierte Kategorien für die Nationszugehörigkeit und dazu subjektive Kategorien für die nationale Zuordnung des einzelnen aufzustellen. Das 19. wie das 20. Jahrhundert sind damit jedoch stets gescheitert². Bei nationalen Kategorien sind weder „äußere“ Merkmale noch abgeleitete Eigenschaften eindeutig bestimmbar, auch wenn dies von Propagandisten und Ideologen nationaler Bewegungen immer wieder behauptet wurde und wird, um es

² Hingewiesen sei nur auf die Folgen des „nationalen“ Ausgleichs in Mähren, als versucht wurde, jeden Landesbewohner in den nationalen Kataster der deutsch-tschechischen Polarität zu zwingen und Personen oder Kinder gegen ihren bzw. ihrer Eltern Willen in nationale Schulen und zu bestimmten Sprachen zu verpflichten. Dazu Stourzh, Gerald: Die Gleichberechtigung der Nationalitäten in der Verfassung und Verwaltung Österreichs 1848–1918. Wien 1985 (auch in: Die Habsburgermonarchie. Bd. II/2. Wien 1980, 975–1206). – Ders.: Die Idee der nationalen Gleichberechtigung im alten Österreich. In: Nationale Vielfalt und gemeinsames Erbe in Mitteleuropa: Vorträge anlässlich der Verleihung des Anton Gindely-Preises für Geschichte der Donaumonarchie. Hrsg. von Erhard Busek und Gerald Stourzh. Wien-München 1990, 39–47. – Luft, Robert: Die Mittelpartei des mährischen Großgrundbesitzes 1879 bis 1918. Zur Problematik des Ausgleichs in Mähren und Böhmen. In: Die Chance der Verständigung. Absichten und Ansätze zu übernationaler Zusammenarbeit in den böhmischen Ländern 1848–1918. Hrsg. von Ferdinand Seibt. München 1987, 187–243, insb. 230 (Bad Wiesseer Tagungen des Collegium Carolinum 14).

für ihre Argumentationen auszunutzen. Diejenigen, die stets glaubten oder glauben zu wissen, jeder Person könne eindeutig eine Nationalität zugeordnet werden, sollten sich überlegen, was sie mit einem einjährigen Waisenkind machen, welcher Nationalität es zugehört? Kann es überhaupt schon eine nationale Zugehörigkeit haben? Eine Staatsangehörigkeit kann es sicherlich haben! Gerade diese Unschärfe sollte aber das Interesse des Historiker herausfordern. Welche Prämissen, Vorgaben und Vorstellungen bestehen bei der Verwendung eines derart hoch sensiblen Wortes, welche Interessen stehen dahinter, auf welcher Sprachebene und mit welchen Konnotationen, Wertungen und Assoziationen wird es benutzt?

Für viele wohlhabende deutschsprachige Bürger Böhmens im 19. Jahrhundert war ihr Dienstpersonal „nationslos“ oder „deutsch“, weil sie als Dienstgeber sich deutsch fühlten, gleichgültig welche Muttersprache, Umgangssprache oder Identität das Kindermädchen, die Köchin, der Diener, der Kutscher etc. hatten oder selbst angegeben hätten. Bei Volkszählungen wurden letztere jahrzehntelang gar nicht erst persönlich gefragt. Dies zeigt nicht nur, daß für viele Personen eine widersprechende nationale Bestimmung möglich ist und aus den Quellen jeweils abgeleitet werden kann, sondern vor allem, daß bis in die achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts der möglicherweise größte Teil der Bevölkerung der böhmischen Länder national überhaupt nicht oder aus historischer Distanz nur sehr fragwürdig festlegbar ist. Gemeint sind die national „Schweigenden“, die langsam ihre Mehrheit verloren und denen von nationalen „deutschen“ wie „tschechischen“ Protagonisten und von der Presse bekannterweise „Lauheit“, „Indifferenz“ und niederes nationales und damit geistiges Entwicklungsniveau unterstellt und angekreidet wurde.

Solange sich noch nicht demokratische Gesellschaftsvorstellungen wie das allgemeine Wahlrecht durchgesetzt hatten, galt in der Habsburgermonarchie und anderen Teilen des (östlichen) Mitteleuropas und darüber hinaus: Wer nicht rechtsfähig war, hatte keine eigene Nationalität, sondern gehörte – wenigstens aus der Ferne des nicht alltäglichen Kontakts – zur nationalen Gruppe seiner Bezugsperson, seiner Familie, des Haushalts oder Mietshauses, in dem er lebte. Dies traf nicht nur auf Dienstboten und andere beruflich Abhängige oder auf Untermieter zu, sondern auf gut die Hälfte der Gesellschaft, nämlich auf fast alle Frauen.

Frauen galten während vieler Jahrzehnte der böhmischen wie anderer ostmittel- und südosteuropäischer Nationalitätenauseinandersetzungen eher als „national neutral“ bzw. „national verfügbar“ oder zumindest „anpaßbar“. Daß eine Frau durch Heirat nicht nur Wohnsitz, Familienverband und soziales Umfeld, sondern auch die „Nationalität“ wechselte, wurde im Grunde als fast selbstverständlich genommen. Auch wenn es natürlich nur von der „national gewinnenden“ Seite begrüßt oder gefördert wurde und die Häufigkeit sogenannter Mischehen regional verschieden war. Die Nationalität einer Familie wurde ebenso wie der soziale Rang in der Regel durch den Mann bestimmt. Deutlich wird die Selbstverständlichkeit dieser Denkkategorien gerade daran, daß die Biographien die Offenheit für eine andere Nationalität gängigerweise durch den Einfluß der Mutter oder einer Großmutter mit anders nationalem Hintergrund erklärt wurde und bis heute wird.

Die Idee, daß alle Menschen, die eine Sprache sprechen und zu einem Herrschaftsgebiet gehören, eine Nation seien, ist eine historisch recht junge Auffassung und erst

während des 19. Jahrhunderts entstanden, auch wenn sie schon vorher als relativ flexible Hilfskonstruktion in Verwendung war. Für Zeitgenossen war es in ihrem Verständnis von nationalen Einordnungen kein Widerspruch, daß im 19. Jahrhundert weder alle Angehörige der „Grande Nation“ die französische Sprache beherrschten, noch daß Deutsche in geschlossenen Siedlungsgebieten Ostmitteleuropas nicht daran dachten, sich mit allen anderen Deutschen in einem Staat zu vereinen. Lange bestand die Vorstellung, daß nur Gebildete, nur ökonomisch Unabhängige, nur Wehrfähige oder nur Männer die Nation ausmachten. Die endgültige Verschmelzung der Idee, daß die Trias von Nationalität, Sprache und Staatsangehörigkeit eine Einheit zu bilden hätte und alle Abweichungen einer Korrektur oder „Heilung“ bedürften, kann für Mittel- und Ostmitteleuropa erst seit den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts als allgemein verbreitet, dann aber zunehmend dominant gelten. Bis dahin spielten andere Faktoren wie Religion, soziales Umfeld und soziale Stellung, Beruf und kleinräumige Traditionen bzw. Mobilitäten etc. noch einen wesentlich größeren Einfluß, wenn Nationalität definiert wurde.

Doch bestehen die Unschärfen in der Betrachtung noch heute fort. Jahrelang ging die Öffentlichkeit in Deutschland davon aus, daß es seit mehr als 30 Jahren eine türkische Minderheit in der Bundesrepublik Deutschland gebe, und nur allmählich wird ihr bewußt, daß es in Deutschland ein kurdisches Nationalitätenproblem gibt, daß viele türkische Staatsbürger Angehöriger einer kurdischen Nationalität sind und daß vielen „türkischen“ Kindern, die neben der deutschen Schule vorgeblich muttersprachlichen Unterricht in Türkisch erhalten, in Wirklichkeit in zwei Fremdsprachen unterrichtet werden. Ähnlich ging es den amerikanischen Einwanderungsbehörden im 19. Jahrhundert, die viele Tschechen als Österreicher – und damit meist als deutschsprachige Einwanderer – registrierten.

Aus diesen Überlegungen zur historischen Relativität nationaler Kategorien lassen sich für den Historiker zwei Sprachebenen herausdestillieren, auf denen wir einen Satz der Art „Er oder sie ist deutsch“ betrachten können. Auf der einen Seite stehen die Quellen, in denen eine solche Formulierung als Autocharakteristik, besser als Autostereotyp oder gezielte Selbstdenunziation „Ich bin deutsch“ zu finden ist oder als Heterostereotyp, als die Sicht von anderen, mit denen die betrachtete Person in einem Kommunikationszusammenhang steht. In beiden Fällen bedarf die referierende Verwendung einer Erläuterung des Kontextes. Auf der anderen Seite können nationale Eigenschaftswörter als abstrakte, eher beschreibende und unterscheidende Kategorie von Historikern benutzt werden, wenn die Bedingtheit der Eigenschaft verständlich bleibt. Für den Wissenschaftler, insbesondere für den Historiker, gilt es daher zu unterscheiden und offenzulegen:

1. Soll eine kurze Charakteristik gegeben und nur eine grobe Unterscheidung oder Abgrenzung ausgedrückt werden, ohne daß aus einem Eigenschaftswort wie „deutsch“ konkretere Aussagen oder Schlüsse gefolgert werden;
2. soll beschrieben werden, wie der einzelne oder eine Gruppe sich nach den Quellen selbst sah oder sehen sollte; oder
3. soll beschrieben werden, wie andere das nach den Quellen sahen oder darstellten.

Jede Zugangsweise wird die nationale Kategorie unterschiedlich verwenden und die Personengruppe anders abgrenzen. Auch wenn viele Personen unter alle drei Definitionen fallen mögen und damit der Eindruck entstehen könnte, es handle sich hier nur um sophistische Spielereien, rechtfertigt dies keinesfalls einen leichtfertigen Gebrauch nationaler Adjektive. Angesichts möglicher und historisch belegbarer katastrophaler Folgen der Verwendung eines national einordnenden Eigenschaftswortes ist ein bewußter und reflektierter Gebrauch mehr als angebracht.

So banal es klingt, bei diesem Versuch, Wissenschaft und Sprachgebrauch zu verbinden, handelt es sich um ein Kernproblem wissenschaftlicher Erkenntnisfähigkeit, um das Beobachtungsparadoxon: Jeder Wissenschaftler kann nur etwas beobachten und beschreiben, wozu er im weiteren Sinne materiell und ideell selbst gehört; vor allem weil Sprache von der Gesellschaft, in der jeder Wissenschaftler agiert, und von deren Geschichte geprägt ist³. Das bedeutet, das eigene Wissen, die eigenen Assoziationen, die Bilder im Kopf sind nicht so, daß wir z. B. „deutsch“ als eindimensionales Adjektiv ähnlich einer physikalischen Eigenschaft (weiß) verwenden können. Ob man will oder nicht, jeder projiziert eigenes auf das Erkenntnisobjekt, auf ein Eigenschaftswort wie „deutsch“. Da eigene Vorstellungen, von dem was „eigentlich deutsch“ ist, stets vorhanden sind, halte ich es für unumgänglich zu fragen, was meine ich, wenn ich „deutsch“ sage, und dies dem Gesprächspartner zumindest andeutungsweise offenzulegen. Anders als durch diese Reflexion ist das Dilemma nationaler Zuordnungen nicht handhabbar, da es grundlegend nicht lösbar ist.

Nationale Kategorien sind aber nicht nur relativ, ihre gefährliche Potenz liegt vielmehr darin, daß sie fast regelmäßig für angebliche Kausalschlüsse verwendet werden – Kausalketten, die fast immer jeglicher Grundlage entbehren. Was folgt daraus, wenn ich weiß, daß jemand deutsch ist, sich so bezeichnet oder so bezeichnet wird? Je nach gewählter Definition oder Betrachtungsebene, daß er eine deutsche Staatsangehörigkeit hat, daß er die deutsche Sprache beherrscht, daß er sie als Kind in der Familie erlernte, daß er sich für einen Deutschen hält oder daß er von anderen einem deutschen Volk zugerechnet wird. Mehr nicht und auf keinen Fall alles zusammen! Sonst kommt es beabsichtigt oder unbewußt zu Folgerungen der Art: weil Person A deutsch ist, ist sie gut, tüchtig, aggressiv, schon immer so, schon seit Generationen so etc. Noch absurder wird es, wenn diese angeblichen Schlüsse umgedreht werden: Weil die Person A so und so war oder das und jenes tat, muß er deutsch oder gerade nicht deutsch gewesen sein. Eine Methode, die von nationalen Geschichtswissenschaften um so lieber angewendet wird, je weiter sie in vornationale Epochen vordringt, aus denen logischerweise gar keine Selbstaussagen vorliegen können.

Es ist daher notwendig, in einem solch sensiblen Gebiet vorsichtige Distanz zu wahren. So hilfreich die Gruppenbildung und Abgrenzung mittels einer nationalen Kategorie ist, so sehr die Differenz des Nationalen zu einer anderen Gruppe erklärende Qualität haben kann, so leicht entsteht aus der Abgrenzung eine erkenntnishindernde und folgenreiche Ausgrenzung. Ob der einzelne sich für einen Deutschen erklärte

³ Dazu der Beitrag von Peter Heumos in dieser Konferenz und Luhmann, Niklas: Die Wissenschaft der Gesellschaft. Frankfurt/M. 1990, sowie andere wissenschaftstheoretische Arbeiten Luhmanns.

oder erklärt oder gar von anderen erklärt wird, kann nicht nur von verschiedenen historischen Bedingungen, sondern auch von kurzfristig wechselnden Umständen abhängen, mag sogar von Launen bedingt werden. Und daß in Lebensgefahr, aber auch unter anderen Pressionen oder gar für geringe Vorteile der einzelne die Nationalität der Situation entsprechend wechselnd anzugeben bereit ist, kann als ebenso verständliche wie häufige Erscheinung konstatiert werden. Dazugehören wollen heißt aber nicht automatisch dazu gezählt werden, woraus die schwierige Beurteilung von Konversionen und Assimilationsprozessen erwächst. Die übliche Vorgehensweise bei nationalen Auseinandersetzungen, einzelne Personen und ganze Gruppen national zu vereinnahmen oder auszugrenzen, sollte von wissenschaftlicher Seite nicht übernommen werden, sondern distanziert und kritisch betrachtet werden. Der deutsche Antisemitismus gegenüber deutschnationalen Juden ist nur ein Beispiel für solch eine widersprüchliche und widersinnige Praxis.

Zu diesem Problemkreis gehört die verführerische Gefahr der Verabsolutierung von Kategorien. Schließlich ist ja auch an einem weißen Pferd nicht alles weiß. Ob jedoch ein Individuum mit seinem Einverständnis oder gegen seinen Willen einer Nationalität zugeordnet wird, konnte und kann für diesen Menschen tödlich sein. Das 20. Jahrhundert mit den nationalsozialistischen Judenverfolgungen und den momentanen Kämpfen in Bosnien-Herzegowina, um nur zwei naheliegende Beispiele zu nennen, weist genügend solcher Fälle auf.

Allein daraus entsteht eine Pflicht für den Historiker, nationale Zuordnung nicht leichtfertig und stets reflektiert zu verwenden.

Ich möchte somit noch über die These von Rudolf Jaworski hinausgehen, der schon den Begriff „unsere Geschichte“ für äußerst problematisch und im Rahmen der Geschichtswissenschaft für nicht praktikabel erklärte, und möchte zusammenfassend betonen: Formulierungen wie „deutsch“, „tschechisch“ etc. sind äußerst vage und aussageschwach, sind in der Geschichtswissenschaft nur mit großer Vorsicht zu gebrauchen. Da eine oberflächliche Begrifflichkeit bei nationalen Kategorien grundsätzlich unvermeidlich ist, sollte besonders Wertungen und unreflektierte Assoziationen vermieden werden, sollten Relativität und die Grenzen der Komparation stets zum Ausdruck gebracht werden. Die Begriffe „deutsche Geschichte“ oder „tschechische Geschichte“ scheinen mir nicht nur äußerst problematisch und politisch leichter instrumentierbar zu sein als andere, sondern in wissenschaftlicher Hinsicht für die meisten Betrachtungsebenen aussagelos und entbehrlich⁴. Der Historiker kann eine „nationale“ Zuordnung treffen und verwenden, wenn dies zur Vereinfachung der Kommunikation nötig ist, ansonsten sollte er sich auf die Quellen beziehen und deutlich machen, daß er die Sprache der Quellen benutzt. Aber selbst da, wo die

⁴ Anders als es eine neue Mode in Deutschland vermuten läßt – die publizistisch erfolgreich „deutsch“ sehr undifferenziert benutzt, so die Publikationsreihe „Deutsche Geschichte im Osten Europas“ oder die für Sommer 1994 geplante Ausstellung „Deutsche im Osten“ etc. –, gehört z. B. die Geschichte der Tschechen und anderer Völker der Habsburgermonarchie zur „deutschen“ Geschichte des Jahres 1848 ebenso wie die der Juden, Hugenotten, Roma und Sinti bzw. heute der in Deutschland lebenden Türken und Kurden zweifelsfrei Teil einer „deutschen Geschichte“ sind.

Quellen den Begriff „deutsch“ (tschechisch, französisch, polnisch, österreichisch ...) aufweisen, darf dies nicht als Indiz für das Vorhandensein dessen genommen werden, was der Historiker glaubt, daß es deutsch (tschechisch, französisch, polnisch, österreichisch ...) sei.

Um zum Ausgangspunkt zurückzukommen: „Sind oder waren die böhmischen Deutschen Deutsche?“ Dazu läßt sich feststellen:

Erstens ist es angebracht, die ursprünglich gestellte Frage „Waren die böhmischen Deutschen Deutsche?“ ins Präsens zu übertragen, um das Problem und seinen Bedeutungswandel mit analytischer Distanz erfassen zu können und nicht einer vorgeblich objektiven historischen Deskription zu verfallen.

Zweitens läßt sich die Frage der Gruppe provokatorischer Tautologien zurechnen, auf die es prinzipiell keine Antwort geben kann.

Drittens sollte jeder Historiker, der als Wissenschaftler grundsätzlich zur Suche nach Antworten verpflichtet ist, auf eine derart allgemein gestellte Frage redlicherweise nicht antworten.

Dies gilt auch für mich: Da ich weder weiß, um welche Person(en), zu welchem Zeitpunkt und in welchem Zusammenhang es sich bei der Frage handelt, da ich weder weiß, mit welcher Absicht, mit welchem Ziel und mit welchem Vorverständnis und Hintergrund, ja in welcher Erwartung die Frage gestellt wurde, und was aus einer Antwort gefolgert werden soll, ist es mir nicht möglich, eine Antwort zu geben – gerade aufgrund der unabweisbaren Relevanz und geschichtlichen Wirksamkeit nationaler Kategorien in der europäischen Geschichte der letzten 200 Jahre. Im einzelnen gäbe es für die Geschichte der böhmischen Länder mehr als tausend verschiedene Antworten, auf die einzugehen aber die Zeit fehlt und hier kein Anlaß besteht.

Diskussionsbeitrag von Detlef Brandes, Düsseldorf

Ich werde nur zu einem Teil der „Fragezeichen zur letzten Phase des tschechisch-deutschen Zusammenlebens in den böhmischen Ländern“ Stellung nehmen, nämlich zu einigen Aussagen über das Münchener Abkommen, zur Rolle der Sudetendeutschen als Opfer oder Täter und schließlich zur Vertreibung und Zwangsaussiedlung.

Münchener Abkommen

Beim sog. 5. Plan, den Jaromír Nečas nach Paris brachte, handelt es sich um Beneš verzweifelter Versuch, einen für die ČSR gerade noch vertretbaren Kompromiß zu finden. Er besteht aus drei Elementen:

1. Gebiete, die vor den tschechoslowakischen Grenzbefestigungen lagen, mit knapp 1 Mio. Sudetendeutscher könnten an Deutschland abgetreten werden;
2. zusätzlich müsse das Deutsche Reich rund 1 Mio. Sudetendeutscher aufnehmen; diese sollten also ausgesiedelt werden;
3. die restlichen 1–1,2 Mio. Sudetendeutscher könnten in der ČSR bleiben, vor allem Demokraten, Sozialisten und Juden. Dieses Drittel entspricht dem Anteil der Wähler, die sich 1935 für die demokratischen Parteien entschieden hatten.

Mit der Behauptung, mit dem Münchener Abkommen hätten die Großmächte auf „die bekannte Absicht des Präsidenten Edvard Beneš reagiert, territorialen Ansprüchen seitens Deutschlands zu entsprechen“, verkürzt die sudetendeutsche Geschichtsschreibung den 5. Plan auf das Element der Abtretung. Andererseits macht die national-tschechische Historiographie einen Fehler, wenn sie die Aussiedlungspläne erst als tschechische Reaktion auf die Errichtung des Protektorats Böhmen und Mähren und die deutschen Kriegsverbrechen beschreibt. Beneš jedenfalls antwortete schon auf den Abbruch der Autonomie-Verhandlungen nach der Abtretung der Sudetengebiete am 17. September 1938 mit dem Vorschlag einer Teilaussiedlung der Sudetendeutschen. Diese gehört – etwas ungenau formuliert – zur tschechischen Alternative zu „München“. Die Erfahrungen der Kriegszeit waren es schließlich, die ihre Verschärfung und Verwirklichung ermöglichten.

Zur Rolle der Sudetendeutschen als Opfer oder Täter in den Jahren 1938–1945

1. Eine Minderheit der Sudetendeutschen, v. a. Sozialdemokraten und Kommunisten, war zur Verteidigung der demokratischen Republik gegen „Hitler und Henlein“ bereit. Nach dem Verrat Frankreichs und Großbritanniens und der Zustimmung der tschechoslowakischen Regierung zur Annexion der Sudetengebiete wurden sie zu Opfern. Ein Teil des sozialdemokratischen und kommunistischen Funktionärskorps floh ins Landesinnere und später ins Ausland. Viele Flüchtlinge wurden aber von den tschechoslowakischen Organen wieder zurückgeschickt und von der Gestapo verhaftet. Im Laufe der siebenjährigen Besatzung der abgetretenen Grenzgebiete kamen andere Opfer hinzu, vor allem katholische Geistliche.

2. Nur ein Drittel der deutschsprachigen Bevölkerung der böhmischen Länder stimmte im Mai 1935 für die traditionellen demokratischen Parteien, zwei Drittel dagegen für die Sudetendeutsche Partei. Besser als die aktivistischen Interessenparteien könne eine nationale Sammlungsbewegung, glaubten sie, nationale und wirtschaftliche Zugeständnisse erzwingen. Die SdP verlor jedoch auch dann keine Wähler, als sich die Arbeitslosigkeit verringerte, die Partei sich öffentlich zur „deutschen Weltanschauung“ bekannte und ihre Führung sich insgeheim verpflichtet hatte, der tschechoslowakischen Regierung unerfüllbare nationale Forderungen zu stellen. Bei den Kommunalwahlen im Mai 1938 erhielt sie sogar rund 90 % der deutschen Stimmen. Diese Wahlentscheidung war Hitlers bestes Argument für die Anschlußforderung.

3. Schon das Münchener Abkommen brachte Gebiete unter deutsche Herrschaft, in denen mehr als 700 000 Tschechen lebten. Ihnen wurde keinerlei Minderheitenschutz gewährt. Etwa ein Drittel von ihnen floh, da sie politische Verfolgung, wirtschaftlichen Boykott, Verlust des Arbeitsplatzes und nationale Unterdrückung fürchteten. Die zurückgebliebenen Tschechen verloren alle kulturellen Einrichtungen bis auf die Volksschulen in überwiegend tschechischen Gemeinden. Alle tschechischen Vereine mit Ausnahme der freiwilligen Feuerwehr wurden aufgelöst. Alle Behörden amtierten ausschließlich in deutscher Sprache. Bis Mitte 1943 wurden 1500 Restgüter und „Kolonistenhöfe“ der Bodenreform von 1920 eingezogen und an Deutsche vergeben. Zu Unrecht behaupten sudetendeutsche Autoren, der Reichsgau Sudetenland sei von Reichsdeutschen verwaltet worden: Auf den wichtigsten Posten der Gauverwaltung und der Partei saßen Sudetendeutsche. Partei- und staatliche Dienststellen des Sudetenlands setzten sich für eine „Abschiebung“ von Tschechen aus ihrem Gau ins Protektorat ein. Es waren der Reichsminister des Innern und der Reichsprotektor, die solchen Plänen einen Riegel vorschoben, um eine Beunruhigung der tschechischen Bevölkerung im Protektorat zu vermeiden. Nur im ersten Monat von Heydrichs Herrschaft im Protektorat gelang es den Troppauer Behörden, 7000 tschechische Arbeiter mit ihren Familien aus ihrem Regierungsbezirk auszusiedeln. Auch gab es im Sudetenland keinen „volksdeutschen Selbstschutz“ wie in den „eingegliederten Gebieten“ Polens, der unter der Führung reichsdeutscher SS-Offiziere zwischen 20 000 und 30 000 Polen, besonders in Westpreußen, ermordet hat.

4. Im Protektorat spielte Karl Hermann Frank, der ehemalige Stellvertreter Henleins, als Staatssekretär und höherer SS- und Parteiführer, später als Staatsminister eine entscheidende Rolle. Seinen Einfluß machte er bis zum Dezember 1941 im Sinne einer Verschärfung der Tschechenpolitik, nach den ersten deutschen Niederlagen vor Moskau und dem Kriegseintritt der USA, für kriegswirtschaftlich begründete Zugeständnisse an die tschechische Bevölkerung geltend. Denn die NS-Politik gegenüber Polen, Serben, Russen und Ukrainern hatte inzwischen so starken Widerstand provoziert, daß die wirtschaftliche Ausbeutung der eroberten Länder gefährdet war. Auf gezielten Terror gegen die Widerstandsbewegung und zur Einschüchterung der gesamten Bevölkerung verzichtete er auch damals nicht, wie nicht nur Lidice zeigt. In den Augen der tschechischen Bevölkerung wurde der Sudetendeutsche Frank zum Symbol des verhaßten Besatzungsregimes.

Welchen Anteil Sudetendeutsche an der Protektoratsverwaltung hatten, ist bisher noch nicht systematisch untersucht worden. Jedenfalls wiesen der Reichsprotektor von Neurath und der Staatssekretär im Innenministerium Wilhelm Stuckart Franks Ansinnen zurück, die Behörde des Reichsprotektors weitgehend mit Sudetendeutschen zu besetzen, und entschieden, „daß das Gerippe des Protektorats [sic] unbedingt aus Beamten des Altreichs bestehen müsse“. Deshalb kamen alle Abteilungsleiter in der Behörde des Reichsprotektors und 24 der 35 Oberlandräte aus dem Altreich, 4 aus Österreich und nur 7 aus den Sudetengebieten. Die ernannten deutschen Bürgermeister und Bezirkshauptleute, deren Zahl unter Heydrich wuchs, stammten dagegen zumeist aus den Reihen der Sudetendeutschen. Deutsche aus dem Altreich besetzten auch die Führungspositionen in der Sicherheitspolizei und im Sicherheitsdienst. Das Gros ihrer „ehrenamtlichen Mitarbeiter“ fanden diese jedoch in sprachkundigen Sudetendeutschen, darunter auch unter den Studenten und Dozenten der Prager Deutschen Universität. Der Sicherheitsdienst klagte schon im Sommer 1940 über die „Verbeamtung der deutschen Bevölkerung“.

Vertreibung und Aussiedlung

Für die Entscheidung zur Zwangsaussiedlung der Sudetendeutschen spielte deren angebliche „Kollektivschuld“ eine geringere Rolle als vielfach behauptet. Der Vorwurf der „Schuld“ wurde in drei Zusammenhängen erhoben:

Erstens wollte Beneš Wanzel Jaksch, dem emigrierten Führer der sudetendeutschen Sozialdemokratie, die Zustimmung zur Aussiedlung der „schuldigen“ Sudetendeutschen, nämlich von 6–700 000 „Nazis“, der „gesamten Bourgeoisie, der pangermanischen Intelligenz und der dem Faschismus verfallenen Arbeiterschaft“, also $\frac{1}{3}$ der Deutschen Böhmens und Mährens, abringen. In Jaksch sah er damals den künftigen Führer der demokratischen und staatsreuen Restminderheit. Das Foreign Office warnte jedoch Beneš, die Aussiedlung mit der „Schuld“ eines Teils der Sudetendeutschen zu begründen. Eden und Cadogan fürchteten, daß dieses Prinzip das eventuell wünschenswerte Ausmaß des Transfers begrenzen könnte.

Zweitens unterschied Beneš zwischen der sofortigen „Vertreibung“ von „schuldigen“ und der geordneten „Zwangsumsiedlung“ weiterer Sudetendeutscher. In einer kurzen revolutionären Phase sollten bestimmte Kategorien von „Schuldigen“ vertrieben werden, wie Angehörige der Gestapo, SS-Formationen und Polizei, aber auch Lehrer, Rechtsanwälte und wirtschaftliche Nutznießer der Okkupation, hieß es in Benešs Memorandum an Stalin. Der Transfer der übrigen Deutschen, die keinen „direkten Anteil an den Aktivitäten gegen die Tschechoslowakei“ gehabt hätten, solle gesetzlich vorbereitet und im wesentlichen innerhalb von zwei Jahren abgeschlossen werden. Auf britische Vorhaltungen hin verzichtete das tschechoslowakische Memorandum vom November 1944 schließlich auf die Unterscheidung zwischen Schuldigen, die „vertrieben“, und anderen, die „organisiert“ ausgesiedelt werden sollten.

Drittens schrieb Beneš, daß die deutschen „Kolonisten“ in Ost- und Südosteuropa sich zu einer „Fünften Kolonne“ und zu einer Bedrohung für die betroffenen Staaten entwickelt hätten. Indem sie Henlein wählten, hätten sich zwei Drittel der Sudetendeutschen „schuldig“ gemacht, verschärfte Ripka im Herbst 1942. Ein Jahr darauf

bezeichnete der tschechoslowakische Dienst der BBC die Sudetendeutschen sogar als „die Hauptschuldigen dieses Krieges“. Und Ende 1944 erklärte Beneš, daß „das deutsche Volk sich wie kein anderes an der Welt schuldig“ gemacht habe und deshalb bestraft werden müsse.

In den diplomatischen Verhandlungen, die zuerst zur britischen, später amerikanischen und sowjetischen Zustimmung zur Zwangsaussiedlung führten, spielte die Frage der „Schuld“ jedoch nicht die Hauptrolle. Die Hauptargumente für die Zwangsaussiedlung waren vielmehr:

1. Der Versuch der Pariser Vorortverträge, die kleinen Siegerstaaten „Zwischen-europas“ auf Kosten Deutschlands und Rußlands, daneben auch Ungarns zu vergrößern und zugleich die Minderheiten zu schützen, sei gescheitert. Diese hätten sich als Sprengstoff innerhalb der Nachfolgestaaten erwiesen.

2. „München“, der Anschluß an Deutschland, dürfe sich nicht wiederholen. Durch die Aussiedlung werde Deutschland gehindert, „seine nationalen Minderheiten für seine pangermanistischen Ziele zu mißbrauchen“. Die Nachmünchener Grenzen machten eine Verteidigung der Republik unmöglich und zerstörten die wirtschaftliche und verkehrsmäßige Einheit der böhmischen Länder.

3. Gegen den Druck Deutschlands und in Zukunft vielleicht auch Rußlands mußten die kleineren Nationalstaaten gestärkt werden, argumentierten die britischen Experten und das Foreign Office. Bestrebungen zu einer engeren Zusammenarbeit, möglichst in Form einer Konföderation, sollten gefördert werden. Eine nördliche Konföderation aus Polen, der Tschechoslowakei und Ungarn könne ein Gegengewicht zu Deutschland nur bilden, wenn sie über Ostpreußen, ganz Oberschlesien und das Sudetenland verfüge. Restdeutschland könne die Aufnahme der betroffenen 3–7 Mio. Deutschen, über einen Zeitraum von 5–10 Jahren verteilt, verkraften.

4. Im Dezember 1943 belohnte Stalin Beneš und seine Regierung für die Bereitschaft zur außenpolitischen Anlehnung an die Sowjetunion und zur Volksfront mit den Kommunisten mit seiner Zustimmung zur Zwangsaussiedlung der Sudetendeutschen.

5. Zugeständnisse an die nationalen, besonders an die deutschen Minderheiten seien nach der Besatzungsherrschaft der Jahre 1938–1945 nicht zu verlangen. Im Gegenteil: „Where Heydrich and his like have ruled, no German life is likely to be safe after the war.“ Auf ihre zu erwartende nationale Unterdrückung würden die deutschen Minderheiten wiederum mit Irredentismus reagieren.

Für die Tschechoslowakei hatte die Potsdamer Konferenz eine geringere Bedeutung als für Polen, dessen Grenzen noch festgelegt werden mußten. Die Entscheidungen zugunsten der Wiederherstellung der Vormünchener Grenzen waren schon früher gefallen. Die Vertreibung hatte ebenfalls schon vor Potsdam begonnen. Gegen den nationalen Radikalismus, der die Mehrheit der tschechischen Bevölkerung erfaßt hatte, den Präsident, Regierung und Parteien noch angeheizt hatten und der zu zahlreichen Ausschreitungen und Opfern unter der deutschsprachigen Bevölkerung der Tschechoslowakei geführt hatte, setzte die Konferenz allerdings die Forderung nach einer „humanen und geordneten“ Durchführung des „Transfers“.

Nichts war geschehen, was die Katastrophe hätte aufhalten können: kein militärischer Staatsstreich, keine Revolution in Deutschland, auch kein überzeugender Akt des sudetendeutschen Widerstands und schließlich keine radikale Wende in der Politik der Großmächte. Dennoch war die Vertreibung und Aussiedlung von drei Millionen Menschen aus ihrer Heimat ungerecht.

Diskussionsbeitrag von Peter Heumos, München

Mythos, Aufklärung, Identität

Das Programm dieser Tagung¹ möchte die Untersuchung tschechischer und deutscher Geschichtsbilder nicht als den Versuch verstanden wissen, aus solchen Denkfiguren „objektive Wahrheiten“ herauszufiltern. Die Befürchtung, die darin mitschwingt, ist berechtigt, denn gerade Diskussionen über die verschiedenen Erscheinungsformen nationaler Selbstdarstellung verfallen mit einer gewissen Zwangsläufigkeit in eine Betrachtungsweise, die ziemlich unergiebig ist: Hier ist das Lieblingsterrain der Barden der Großaufklärung, die dem Problem mit „Ideologiekritik“, mit der Forderung nach „Entmythologisierung“ und „kritischem Rationalismus“ zu Leibe rücken, mit einer Art Dechiffrieroperation also, die von der Hoffnung lebt, durch Entlarvung und Diskreditierung offizieller Fassaden die traditionellen Wahrheitsideen freilegen zu können. Statt Ideologien als Symptom des Verlustes von glaubwürdigem Sinn aufzufassen, kommt man jedoch vermutlich weiter, wenn das Mißverhältnis zwischen Wahrheit und Ideologie nicht unzureichendem ideologischen Denken angelastet wird, sondern dem Überholtsein einer überlieferten Bestimmungsweise der Wahrheit von ontologischen Voraussetzungen her².

Was das heißt, wird deutlicher, wenn man sich vor Augen hält, in welcher Weise im Verlauf dieser Tagung mit dem Begriff des Mythos umgegangen worden ist. Wie kein zweiter von den Begriffen, die unsere Tagungsdiskussion beherrschen, scheint der des Mythos diejenigen, die ihn destruieren wollen, zu einer platten Ontologie zu ermuntern, die mit einer „zweiwertigen“ Logik arbeitet, nämlich der von Sein und Schein, von Realität und Trugbild. Natürlich beruft man sich dabei auf Max Weber und seine These vom universalgeschichtlichen Prozeß der „Weltbildrationalisierung“, der mit der Etablierung der bürgerlichen Gesellschaft in Gang gekommen sei: Die kulturelle Überlieferung im Sinne jener Interpretationen, die die Welt, Natur und Geschichte im Ganzen erfassen, zerfällt vor dem szientistischen Veto des modernen Wissenschaftssystems. Nun setzt aber die Annahme eines universalgeschichtlichen Prozesses der Weltbildrationalisierung eine ebenso universalgeschichtliche Position im Hinblick auf die Gültigkeit von Rationalitätsstandards voraus – und die gibt es ohne (europäischen) Kulturimperialismus nicht. Es ist daher kein Zufall, daß die Weber-Rezeption gerade in diesem Punkt moderater geworden ist: „Rationalisierung“ auf derjenigen Ebene, auf der sich die Menschen über Wert- und Handlungsorientierungen verständigen, könne, so heißt es neuerdings, auch „kontextgebunden“ sein³.

¹ Der vorliegende Text deckt sich nur zu einem kleinen Teil mit meiner ursprünglichen Diskussionsbemerkung zu der Prager Tagung. Die Thesen dieser Bemerkung standen – wie vor allem Winfried Eberhards Kritik klarmachte – auf wackeligen Füßen und mußten neu formuliert werden.

² Luhmann, Niklas: Wahrheit und Ideologie. Vorschläge zur Wiederaufnahme der Diskussion. In: Ders.: Soziologische Aufklärung 1. Aufsätze zur Theorie sozialer Systeme. 6. Aufl. Opladen 1991, 54–65.

³ Habermas, Jürgen: Die Einheit der Vernunft in der Vielheit ihrer Stimmen. Merkur 42/467 (1988) 1–14.

Der Hinweis auf den Kontext ist hier deshalb wichtig, weil bei der Analyse von Mythen meistens so getan wird, als handle es sich bei diesen lediglich um Denkmuster, um „Kopfprodukte“, während für den Mythos in der Tat nichts grundlegender ist als die Einheit von Kognitivem, Moralischem und sozialer Praxis⁴. Um zu zeigen, daß eine Betrachtungsweise, die mythische Vorstellungen zum „Prä-Logischen“ und einer durch Wissenschaft überholten Kindheitsstufe des Denkens (und Handelns) rechnet, nicht von vornherein die besseren Karten hat, soll im folgenden ein zugegebenermaßen ganz unbedeutendes, in der Sache aber aufschlußreiches Ereignis aus der Geschichte der böhmischen Länder des 19. Jahrhunderts von zwei ganz unterschiedlichen Seiten beleuchtet werden.

Im Frühjahr 1868 setzte in Böhmen (später auch in Mähren und Schlesien) vor allem als Reaktion auf den österreichisch-ungarischen Ausgleich von 1867 eine nationale und soziale Protestbewegung ein, die sich rasch zur Massenbewegung ausweitete und anfangs überwiegend von der tschechischen bäuerlichen Bevölkerung, dann zunehmend auch vom tschechischen städtischen Kleinbürgertum und Teilen des industriellen Proletariats getragen wurde. Die eigentümliche Aktionsform dieser Bewegung waren die nach hussitischem Vorbild benannten *tábory*, d. h. Volksversammlungen unter freiem Himmel, die an denkwürdigen Orten der hussitischen wie tschechisch-böhmischen Geschichte überhaupt stattfanden. Auf einer dieser Protestkundgebungen, die im Sommer 1869 im nordböhmischen Železný Brod (Eisenbrod) abgehalten wurde, erschien ein verummter Reiter und überbrachte die Kunde von dem unmittelbar bevorstehenden Zerfall des Habsburgerreiches, die von der Menge mit Begeisterung aufgenommen wurde⁵.

Die Geschichte der *tábor*-Bewegung hat ihren festen, durch wechselnde Paradigmen nicht erschütterten Platz in der tschechoslowakischen bzw. tschechischen Historiographie. Die marxistische Geschichtsschreibung der fünfziger Jahre sah in dieser Bewegung den endgültigen Durchbruch der Massen zur tschechischen nationalen Bewegung: Die industrielle Revolution hatte jene sozialen Klassen hervorgebracht, die von nun an im proletarischen Kampf der tschechischen Bourgeoisie ihren Führungsanspruch in der nationalen Bewegung streitig machen sollten⁶. Darstellungen aus den achtziger Jahren, die sich nicht ganz der „offiziellen“ Historiographie zurechnen lassen, heben für den Zeitraum 1860–1870 den enormen sozialen und wirtschaftlichen Modernisierungsschub der tschechischen Gesellschaft hervor; dieser erst ermöglichte die Dynamik der nationalen Bewegung jener Zeit, die trotz ihrer Berufung auf das böhmische Staatsrecht „keineswegs in die Vergangenheit gerichtet [war]“, wie uns mit Nachdruck versichert wird⁷. Die postkommunistischen Unter-

⁴ Bourdieu, Pierre: Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyllischen Gesellschaft. Frankfurt/M. 1979.

⁵ Purš, Jaroslav: *Tábory v českých zemích 1868–1871* [Die „tábory“ in den böhmischen Ländern 1868–1871]. ČSČH 6 (1958) 234–266, 446–470, 661–690, hier 249.

⁶ Ebenda 690.

⁷ Kořalka, Jiří/Crampton, R. J.: Die Tschechen. In: Die Habsburgermonarchie 1848–1918. Hrsg. von Adam Wandruszka und Peter Urbanitsch. Bd. III/1: Die Völker des Reiches. Wien 1980, 489–521, hier 504.

suchungen schließlich legen Wert auf die Feststellung, daß der Protestbewegung der *tábory* nichts von der „irischen“ (und das soll wohl auch heißen: vorindustriell-irrationalen und konservativen) Spielart des sozialen und nationalen Radikalismus anhaftete, daß sie vielmehr in demokratisch „geordneten“ Bahnen verlief und auf ein festumrissenes Ziel zusteuerte: auf die „Vollendung des Aufbaus der modernen tschechischen Nation“⁸.

Allen drei Positionen sind zwei Denkmuster gemeinsam. Erstens suggerieren sie die Vorstellung, die historische Entwicklung verlaufe unter der Prämisse eines Kontinuums der Rationalisierung der menschlichen Verhältnisse gleichsam als gerichteter Selbstaufstufungsprozeß: Der Aufstieg des Proletariats, die gesellschaftliche Modernisierung und die Nationsbildung folgen – wie die unablässigen Verweise der Autoren auf das Hintersichlassen prärationaler Lebenswelten deutlich machen – zumindest unbewußt einer teleologisch gedachten Bewegung. Zweitens tun die Autoren so, als sei die objektive Logik der Veränderungen gesellschaftlicher Makrostrukturen jener Zeit unmittelbar auf die Ebene der subjektiven Logik sozialen Handelns durchgeschlagen: Die Formierung sozialer Klassen, Industrialisierung und gesellschaftliche Demokratisierung fußten auf einem sozialen „Unterfutter“, das bereits zur Zeit der *tábory* alle Voraussetzungen mitbrachte, um den Verhaltensanforderungen dieser Prozesse gerecht zu werden.

Es ist klar, daß solche Interpretationen mit unserem verummten Reiter nichts anfangen können. Wo von ihm Notiz genommen wird⁹, erscheint er als äußerliches „folkloristisches Dekor“, dem keine Bedeutung beizumessen ist. Andererseits ist nun aber gut belegt, daß der Inhalt der Nachricht, die der verummte Reiter der Volksversammlung in Železný Brod überbrachte, durch die gesamte *tábor*-Bewegung hindurch ein keineswegs ephemeres Element der kollektiven Wahrnehmung und des kollektiven Verhaltens der Volksmassen bildete: Die Vorstellung, daß Österreich unmittelbar vor dem Zerfall stehe und sich binnen kurzem ein gewaltiger Aufstand ereignen werde, beherrschte zahlreiche Volksversammlungen jener Zeit¹⁰. Unsere kritisch-rationalen und modernisierungstheoretisch geschulten Autoren haben sich hier freilich längst hinter dem Rücken des Volkes postiert: Für einen Aufstand und das Auseinanderbrechen des Habsburgerreiches bestanden damals überhaupt keine realen Voraussetzungen, und die Rede davon sei nichts als Illusion, Fiktion, Verwirrung in unaufgeklärten Köpfen¹¹. Damit verbieten sie sich allerdings – guten Gewissens, weil im Namen handfester Empirie – endgültig den Blick darauf, daß genau an dieser Stelle, mit dem Topos des „Aufstandes“, die mythisch-magischen Denkfiguren und Weltbilder der Volkskultur einer vorindustriell-traditionalen Gesellschaft unübersehbar ins Spiel kommen.

⁸ Křen, Jan: *Konfliktní společenství. Češi a Němci 1780–1918* [Konflikt und Konsensus. Tschechen und Deutsche 1780–1918]. Praha 1990, 184–185.

⁹ Purš: *Tábory* 249.

¹⁰ Zuman, František: *Víra v rozklad Rakouska v době táborů* [Der Glaube an den Zerfall Österreichs in der Zeit der *tábory*]. Zvon 28 (1929) 408.

¹¹ Purš: *Tábory* 671–672.

Es ist oft darauf hingewiesen worden, daß die Schwierigkeit, die einzelnen Sinn-elemente vorindustrieller Volkskulturen analytisch voneinander zu trennen, in der Sache selbst begründet ist, weil ihre Denkmuster, Wahrnehmungsweisen und Welt-bilder in der Regel „unsichere Abstraktionen“ sind, eine Konsequenz der Tatsache, daß Entwicklung und inhaltliche Ausformung vormoderner Volkskulturen auf der An-wendung eines ebenso einfachen wie unbestimmten Musters beruhen: dem der Analogie¹². Daß der Topos „Aufstand“ bzw. „Zerfall Österreichs“ gerade 1868–1869 in den böhmischen Ländern in den Volksmassen so große Resonanz fand, hatte in erster Linie damit zu tun, daß eine „Analogie“ zwischen realen oder vermuteten Vorgängen außerhalb der böhmischen und den Verhältnissen in den böhmischen Ländern selbst gezogen wurde, die natürlich nicht auf dem Kalkül moderner zweckrational-strategi-scher Überlegungen beruhte: Im Jahre 1868 wurde die Bourbonen durch einen Volks-aufstand aus Spanien vertrieben, und Gerüchten zufolge, die gegen Ende der sechziger Jahre in Böhmen kursierten, standen gewaltige Aufstände in den südslawischen Gebieten des Habsburgerreiches bevor¹³, und all dies verdichtete sich zu dem Glauben, daß sich auch in Böhmen bereits die „Heere sammelten“¹⁴. Analogien in vorin-dustriellen Volkskulturen bringen das Entfernte näher, aber nicht so nah heran, daß – durch die (möglicherweise ernüchternde) genaue Kenntnis der entfernten Ereignisse – die handlungsmotivierende Kraft der Analogie verloren gehen könnte. Auf der Ebene der „Nachrichtenübermittlung“ sind daher in diesen Volkskulturen „Sperrn“ einge-baut, die dazu dienen, das mobilisierende Element des Visionären und Geheimnisvol-len zu erhalten: Dies ist die soziale Logik der Vermummung des Reiters auf dem *tábor* in Železný Brod.

Damit erfassen wir freilich nur einen Zipfel des mythisch-vorindustriellen Den-kens, das in den *tábory* präsent war. Aufschlußreich für die hier diskutierten Zusammenhänge sind u. a. auch die Rechtsvorstellungen der bäuerlich-kleinbürger-lichen Schichten, wie sie in den Volksversammlungen der sechziger Jahre zum Aus-druck kamen. Es bleibt ziemlich vordergründig, wenn man die Diskussion über die staatsrechtlichen Forderungen, die auf den *tábory* erhoben wurden, auf die Frage ein-schränkt, ob nun das böhmische Staatsrecht in die Zukunft oder in die Vergangenheit gewiesen habe¹⁵, solange dabei stillschweigend unterstellt wird, daß Recht in jener Zeit im modernen Verständnis durchweg als positiviertes und Formalrecht rezipiert wurde. Eben dies war nämlich nicht der Fall. Daß die Teilnehmer vieler Volksver-sammlungen dafür eintraten, Petitionen und Resolutionen der *tábory* nicht im konsti-tutionell geregelten Verfahren dem böhmischen Landtag, sondern dem Monarchen

¹² Bourdieu, Pierre: Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt/M. 1993. 160–161, 453–454.

¹³ Heumos, Peter: Hussitische Tradition und Volkskultur in Böhmen im 19. Jahrhundert. In: Jan Hus und die Hussiten in europäischen Aspekten. Vorträge von František Šmahel, Ferdinand Seibt, Jiří Kořalka, Peter Heumos und Michael Müller gehalten anlässlich des Kollo-quiums im Studienzentrums Karl-Marx-Haus Trier am 22. September 1986. Mit einer kom-mentierten Dokumentation von Hans Pelger im Anhang. Trier 1987, 75–91, hier: 88 (Schrif-ten aus dem Karl-Marx-Haus Tier 36).

¹⁴ Purš: Tábor 672 Anm. 262.

¹⁵ Kořalka/Crampton: Die Tschechen 504.

als dem zuständigen Adressaten der Beschwerden des Volkes zuzuleiten¹⁶, ist nicht nur ein Hinweis darauf, daß der säkulare Emanzipationsprozeß des Bürgertums von personaler, d. h. magisch-geblütsrechtlich fundierter Herrschaft im Volk zunächst keineswegs umfassend mitvollzogen wurde. Der „Kaiserglaube“, einer der sehr alten Topoi in den quasi-politischen und sozialen Weltbildern der vorindustriellen Volkskultur quer durch Europa¹⁷, läßt auch erkennen, daß Recht hier immer noch im Verständnis „vorrationaler“ Gesellschaften gedacht wurde, d. h. als eine moralisch fundierte Interaktion: Es ist die „Güte“ des Monarchen, die Recht garantiert, das zugleich immer „altes“ Recht ist, d. h. ungesetztes und ungeschriebenes, also Gewohnheitsrecht¹⁸.

Greifen wir noch ein letztes Moment heraus, nämlich den Freiheitsbegriff des Volkes in jener Zeit, der vom Freiheitsbegriff der beginnenden bürgerlichen politischen Kultur klar unterschieden ist und auf die chiliastischen Freiheitsvorstellungen in den Volksbewegungen vergangener Jahrhunderte verweist. In der Tat ist die Rezeptionsschranke gegenüber abstrakten verfassungstheoretischen Konzeptionen von Freiheit in den Volksmassen der *tábory* unschwer auszumachen: Ihr Freiheitsbegriff meint nicht, jedenfalls nicht überwiegend, die relativen, bedingten rechtlichen Freiheiten der Anfänge des konstitutionellen Zeitalters, wofür ja die sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts in den böhmischen Ländern wie in Österreich-Ungarn überhaupt stehen, nicht die in Paragraphen gefaßten Freiheiten *wozu*, sondern die unbegrenzte Freiheit *von*: Die Welt, die nach dem bevorstehenden Zerfall Österreichs entstehen sollte, konnte jedenfalls nur als radikal veränderte, mit den bestehenden gesellschaftlichen Verhältnissen nicht vermittelte „Gegenwelt“ gedacht werden. Was im späten 18. Jahrhundert der Erlösungstopos der „böhmischen Freiheit“ war, auf die die aufständischen mährischen Bauern des Jahres 1775 in den Wirtshäusern ihre Trinksprüche ausbrachten¹⁹, das ist in den späten sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts die Vision „Amerika“ unter den proletarisierten und radikalisierten städtischen Unterschichten

¹⁶ Heumos, Peter: Agrarische Interessen und nationale Politik in Böhmen 1848–1889. Sozialökonomische und organisatorische Entstehungsbedingungen der tschechischen Bauernbewegung. Wiesbaden 1979, 47 (Quellen und Studien zur Geschichte des östlichen Europa 11).

¹⁷ Vgl. beispielsweise für Vorderösterreich im 16. Jahrhundert Claudia Ulbrich: Der Charakter bäuerlichen Widerstands in vorderösterreichischen Herrschaften. In: Aufstände, Revolten, Prozesse. Beiträge zu bäuerlichen Widerstandsbewegungen im frühneuzeitlichen Europa. Hrsg. von Winfried Schulz e. Stuttgart 1983, 202 ff. (Geschichte und Gesellschaft. Bochumer Historische Studien 27). – In Böhmen erklärten die aufständischen Bauern des Jahres 1775 immer wieder, daß sie „nur Gott und dem Kaiser zu gehorchen hätten“ und in ihrem Kampf gegen die Feudalherren alle Instanzen überspringen und sich „direkt an den Kaiser wenden“ würden. Vgl. Prameny k nevolnickému povstání v Čechách a na Moravě v roce 1775 [Quellen zum Aufstand der leibeigenen Bauern in Böhmen und Mähren im Jahr 1775]. Hrsg. von Jaroslav Toege l, Josef Petr á ň u. a. Praha 1975, Dokument Nr. 89 und 1504.

¹⁸ Neben der bäuerlichen Bevölkerung galten Rechtsvorstellungen dieser Art vor allem für breite Schichten der Handwerksgesellen. Vgl. Heumos, Peter: Bruderlade und proletarischer Tabor. Soziale Bedingungen von Organisations- und Aktionsformen tschechischer Kleinwerbe-Arbeiten in Böhmen 1850–1870. VSWG 69 (1982) 339–372.

¹⁹ Prameny k nevolnickému povstání 1775, Dokument Nr. 548.

in Böhmen²⁰: das Synonym für eine glückliche Welt mit entschieden weniger Plackerei und erheblich besserem Lohn. Offensichtlich besaß die vorindustrielle Welt aufgrund ihrer Erfahrung des nahezu völligen Ausgeliefertseins an die Natur und unter den Bedingungen einer stationären Ökonomie mit ihren eher zyklischen als linear-offenen Welt- und Zeitvorstellungen²¹ keine Möglichkeit, gesellschaftliche Veränderungen anders zu denken als durch den plötzlichen Umschlag in eine gänzlich neue Qualität, von der man sich überhaupt kein Bild machen konnte: In „revolutionärer“ Stimmung sangen die Volksmassen auf den böhmischen *tábory* die Marseillaise, aber auch die Hymne des russischen Zarenreiches²².

Die Destruierung mythischen Denkens durch teleologisch-kritisch-aufklärerische Geschichtstheorien – sie mögen, wie an unseren Beispielen angedeutet, dem Olymp der klassenlosen Gesellschaft, der vollrationalisierten Industriegesellschaft oder der modernen Nationsbildung zustreben – könnte sich darauf berufen, daß der historiographische Nachvollzug subjektiver sozialer Logik am Ende dazu führt, daß man erneut in historistische Erklärungsfallen tappt²³. Auf der anderen Seite wird eine Geschichtsschreibung, die mythisches Denken – wie gezeigt – nur eliminiert und verdrängt, aber nicht begrifflich erfassen und verarbeiten kann (auch wenn es an Rezepten hierfür vorerst noch mangelt), ihres überschwänglichen Erkenntnisanspruches nicht froh werden: Die vielen alten Götter, die sie entzaubert, wegrationalisiert und qua aufklärerischer Vernunft zur Strecke gebracht zu haben glaubt, entsteigen in Gestalt unpersönlicher Mächte ihren Gräbern, um abermals Gewalt über unsere Lebensverhältnisse und nicht zuletzt auch über die Kategorien der Wissenschaft zu gewinnen, wie es Max Weber – in einer gewissen Distanz zu seinem eigenen Werk – gesehen hat.

Ist es also nicht an der Zeit, die Fixsterne der primären Aufklärung – sie heißen Individuum, Identität, Wahrheit, Wirklichkeit, Ratio, Wissenschaft, Technik etc. – vom Himmel zu holen und ein paar Nummern kleiner zu machen? Seit zwei Tagen reden wir auf dieser tschechisch-deutschen Tagung über tschechische und deutsche Geschichtsbilder, und ich bin ganz sicher, daß diese Veranstaltung als ein weiterer Beitrag zum „Dialog“ über die nationalen Grenzen hinweg in die Annalen eingehen wird. Ist sie wirklich ein Dialog? Seit zwei Tagen kreist unsere Diskussion geradezu obsessiv um Probleme der Identität, und das heißt auch – welche gelehrte Definition wir für diesen Begriff immer bereithalten mögen – um Ab- und Ausgrenzung, um die Aufrechterhaltung des Großfassaden-Ich, um den biographischen Käfig der Exklusivität. Wie wäre es, wenn wir es statt mit Identität einmal mit der Neugier auf das Anderssein des anderen versuchen würden, mit dem skeptisch-ironischen Revidieren von Selbstbildern, mit der Offenheit für Gegenteiliges, für Unvermutetes, Unverein-

²⁰ Heumos: Bruderlade und proletarischer Tabor 372.

²¹ Polanyi, Karl/Arensberg, Conrad M./Pearson, Harry W. (Hrsg.): Trade and Market in the Early Empires. Economies in History and Theory. 2. Aufl. New York 1965.

²² Heumos: Bruderlade und proletarischer Tabor 372.

²³ Groh, Dieter: Kollektives Verhalten vom 17. bis ins 20. Jahrhundert: Wandel der Phänomene, Wandel der Wahrnehmung oder überhaupt kein Wandel? In: Ders.: Anthropologische Dimensionen der Geschichte. Frankfurt/M. 1992, 237–266.

bares? Den Barden der Großaufklärung, von denen ich eingangs gesprochen habe, ist entgegenzuhalten, daß auch ihr Begriffsapparat möglicherweise historisch relativ ist. Jene Art von „ratio“, an der sie – wie gezeigt – die Mythen vergangener Zeitalter genüßlich aufzuspießen pflegen, lebt zwar von der Evidenz der Grundkategorien der modernen Industriegesellschaft, die lokales Geschichtsbewußtsein, subjektive soziale Logik und kulturelle Sonderentwicklungen in einem global vereinheitlichenden Informationszusammenhang mediatisiert. Aber es ist ja keine Neuigkeit – und insofern bin ich dem Verdacht enthoben, hier in dunkles Geraune über das kommende Endzeitalter verfallen zu wollen –, daß die lineare Steigerung der Rationalisierung, die die moderne Industriegesellschaft verlangt, insofern fragwürdig wird, als die Bestands-
grenzen des modernen industriegesellschaftlichen Systems allmählich in Sicht kommen. Was dann bleibt, ist eine „Rationalitätsreform“ – auch für die kategoriale Ausstattung der Geschichtswissenschaft.

Diskussionsbeitrag von Václav Kural, Prag

Die Thesen und Antithesen zur vierten Diskussionsrunde (siehe „Thesen“) sind anders formuliert und zahlreicher als die übrigen. Auf alle eine Antwort zu suchen würde fast bedeuten, wie vor Gericht auszusagen: Die erste Frage – ja, die zweite – nein usw. So eine Antwort ist aber nicht möglich, und deshalb beschränke ich mich nur auf einige Fragen.

Vor allem: Der vorliegende Fragenkatalog ist in seiner Gesamtheit anregend, sind aber einige Formulierungen nicht ein wenig suggestiv? (z. B. 2b, 5b) Und fehlt ihnen nicht etwas? Ich glaube ja, es fehlt sogar die zentrale Frage: Warum kam es eigentlich zur letzten Phase des tschechisch-deutschen Zusammenlebens in den böhmischen Ländern (wie der Titel unseres Panels lautet), und warum nahm sie einen so katastrophalen Verlauf? Mußte es vielleicht dazu kommen, weil die ČSR den Sudetendeutschen deren nationales Leben unmöglich machte? Oder konnten sie sich in ihrer nationalen Gestalt erhalten und weiterentwickeln? Und noch dazu: War ihre Stellung in der von ihnen verurteilten ČSR besser oder schlechter als dann im erträumten Großdeutschen Reich? Darüber aber später.

Nun eine weitere Bemerkung: Ich denke, daß im Widerspruch zu allen übrigen Diskussionsrunden, die gegen eine nationale Begrenztheit der Geschichtsschreibung gerichtet sind, die Fragen im vierten Panel eben nur oder fast ausschließlich durch nationale Aspekte der tschechisch-deutschen Beziehung bestimmt werden. Es fehlt in ihnen der Gegensatz des Kampfes zwischen Demokratie und Hitlers Totalitarismus als Faktor, der dem nationalen Faktor gleichwertig ist, es fehlt in ihnen der Gegensatz zwischen dem Leben in Kriegs- und dem in Friedenszeiten, dessen menschliche und soziale Dimensionen und die wechselseitigen Zusammenhänge zwischen diesen drei Faktoren. Alle waren aber wirksam, und unsere Diskussion sollte sie einschließen.

Im weiteren Text möchte ich mich schon frei und direkt zu einigen uns gestellten Fragen äußern.

Zunächst zur ersten Frage: Der Zerfall Österreich-Ungarns brachte Ostmitteleuropa neben verschiedenen Vorteilen (Schutz und Heranreifen der Nationen in „ihren“ Staaten u. ä.) auch ernstzunehmende Nachteile, und ich denke, daß diese sogar überwogen. Ostmitteleuropa wurde mehr als zuvor Objekt der Rivalität zweier benachbarter Riesen, woran nicht einmal die veränderten Zeitumstände etwas zu ändern vermochten; das Objekt einer Rivalität, über die schon Palacký und Šmeral Befürchtungen äußerten. So wurde es die Hauptbeute und das Hauptobjekt der Imperien Hitlers und Stalins. Das ist ein Memento, durch das die Vergangenheit auch zur Gegenwart spricht, die sich der Vergangenheit gegenüber nicht so schwerhörig benehmen sollte, wie dies oft bei uns geschieht. Diese Problematik hat auch viele Teilaspekte von besonderer Wichtigkeit, wie z. B. die Zerschlagung eines großen Wirtschaftsraumes und die Umkehr der historischen Tendenz zur Schaffung großer übernationaler Einheiten. Dies erkannte bei uns bereits Palacký und wird ja auch in der Gegenwart so sehr aktualisiert. Die Tschechen, respektive die tschechische Politik, hatten an den durch den Zerfall Ostmitteleuropas entstandenen Problemen sicherlich ihren Anteil. Jedoch beruht die Hauptursache dieses Zerfalls nicht auf subjektiven Entscheidungen, sondern eher darauf, daß diese Entwicklung ein Teil des allgemeinen

auf nationale und staatliche Emanzipation zielenden historischen Trends war, der gegen eine modernere, ökonomisch und rational bedingte Integrationstendenz wirkte und bis jetzt noch wirkt. Letztere ist zwar wirksam und perspektivenreicher, dennoch kommt sie mit ihrer Rivalin irgendwie nicht zurecht: So zerfielen das Osmanische Reich, Österreich-Ungarn, das britische, französische und weitere Kolonialimperien, es zerfielen die Sowjetunion und ihr Satellitensystem, bevor sie überhaupt zu ihrer vollen Reife gelangen konnten, es scheiterte auch der Versuch einer nationalsozialistischen Integration Europas, Jugoslawien zerfiel, ja sogar die kleine „Integration“, wie es die Tschechoslowakei war. Das ist aber noch nicht genug. Durch Probleme der Desintegration wird Indien erschüttert, Kanada, Belgien und vielleicht noch einige weitere Staaten sind bedroht; darüber, was aus Afrika und China wird, können wir bis jetzt nur Spekulationen anstellen – sicher aber nicht ohne Befürchtungen.

Obwohl heute schon rationale Überlegungen siegen sollten, drohen Prozesse der Desintegration gerade in unserer Zeit ungeheure Schäden anzurichten, wenn sie zu Gliedern einer unheilvollen Kette werden und dazu noch solche Phänomene wie z. B. die Massenvernichtungswaffen und die Ideologie des islamischen Fundamentalismus hinzutreten. Gegenüber der Tendenz zur Desintegration dürfen wir nicht unvorsichtig und unkritisch sein – weder heute oder gerade besonders heute, noch „damals“.

Der Zerfall Österreich-Ungarns und die Entstehung der Tschechoslowakei (um zum unmittelbaren Thema zurückzukehren) sind Teil einer Serie historischer Entwicklung, die zur mitteleuropäischen, respektive auch europäischen Desintegration, und zwar auch mit den dazugehörigen negativen Begleiterscheinungen, geführt hat. Das ist eine objektive Tatsache, die wir wohl heute eingestehen müssen. Geht es aber nur darum, daß der tschechischen Politik, personifiziert durch Masaryk, eine Art nationalistische „Fehlkonstruktion“ eingefallen ist? Das wäre ein großer Irrtum und würde eine Vereinfachung bedeuten.

Die, die das behaupten, verstehen nicht oder wollen nicht zugeben, daß der große geschichtliche „Zug“ zu den Nationalstaaten als Gipfel der nationalen Bewegung im gegebenen Stadium eine große geschichtsmächtige Kraft war, die zur Historie, aber auch zur Politik der damaligen Zeit organisch dazu gehörte und, ob es uns nun gefällt oder nicht, ihre Berechtigung und Tauglichkeit bewies, und zwar durch eine große Serie nationaler Emanzipationen, durch den Zerfall anorganischer, ja Unterdrückerstaaten und damit durch die Restrukturierung der europäischen Landkarte (und nicht nur dieser).

Selbstverständlich hängt es vom subjektiven Faktor ab, davon, wie eine bestimmte Politik diese Tendenz begreift, wie sie damit umgeht und ob sie sie verwirklicht. Aber hier darf man nicht nur die beschränkte Sicht des Nationalismus „desintegrierter“ Völker kritisieren, sondern auch die der großen Nationen, die über übernationale Konglomerate herrschen. Eben von deren Fehlern, von dem Unverständnis, welch großes Gewicht und welche Bedeutung die Emanzipationsprozesse der „kleinen“ haben, hängt in der Regel der Sieg der „Kleinen“ und der Zerfall all jener großen Komplexe ab, die wir hier angesprochen haben.

Sicherlich muß ich nicht erklären, daß dies auch der Fall des tschechischen „Ausmarschs“ aus dem Habsburger Reich war, eines Ausmarschs, der erfolgte, nachdem aus einer Reihe von Ursachen, (von denen wir hier wenigstens die Unfähigkeit

Österreich-Ungarns zur Föderalisierung und im Gegenzug die große Fähigkeit, die Konflagration des Ersten Weltkriegs zu entfachen) die Tschechen aus der uralten Monarchie buchstäblich ausgestoßen waren. Bei den Slowaken kommt noch eine direkte Bemühung hinzu, sich vor dem drohenden Untergang ihres Volkes zu retten.

Auf Grund der angedeuteten objektiven und subjektiven Ursachen setzte also die tschechische Politik in der als Kriegsfolge sich ergebenden Situation die Entstehung der Tschechoslowakischen Republik durch. Ich will hier nicht ihren demokratischen Charakter verteidigen; damit würden wir, so denke ich, Eulen nach Athen tragen. Es war bestimmt keine vollkommene Demokratie (welche ist schon vollkommen?), aber sie war eine Demokratie auf ansehnlichem Niveau, die sich in der ČSR auch noch dann hielt, als in allen mitteleuropäischen Staaten und vor allem in Deutschland totalitäre und autoritäre Regime gesiegt hatten.

Ihre Achillesferse war wahrlich das Nationalitätenproblem, nämlich der ungelöste Widerspruch zwischen dem Nationalstaat, „amtlich“ zum kämpferischen Flügel des tschechischen Nationalismus erklärt, und dem faktischen Nationalitätenstaat. Übergehen wir den Umstand (sonst allerdings nicht zu übersehen), daß in direkter Nachbarschaft ein schlimmerer Nationalismus als der tschechische herrschte, der sogar die Gestalt eines „Zucht-Nationalismus“ annahm, wie ihn F. X. Šalda nannte. Kommen wir statt dessen zur Frage zurück, die, wie ich eingangs schon gesagt habe, im Titel unseres Panels fehlt, d. h., ob bei dem Stand der Dinge, wie sie in der Tschechoslowakei vorherrschten, sich die Sudetendeutschen national erhalten und entwickeln konnten oder nicht, oder ob sie gezwungen waren, ihren Ausweg in der Sezession und im Anschluß an die Hitlerdiktatur zu suchen.

Das erste Argument, das bei der Begründung jener zweiten Variante eine Rolle spielte und spielt, ist die Frage der Selbstbestimmung. Die Selbstbestimmung eines Volkes stößt natürlich auf die Selbstbestimmung eines anderen Volkes. Ich denke nicht, daß, wenn hinsichtlich der Erfahrungen und Ergebnisse des Ersten Weltkriegs die Selbstbestimmung der sudetendeutschen „Volksgruppe“ so, wie sie sich ihre politischen Repräsentanten vorstellten, nicht möglich war, jede andere Lösung eine „Fehlkonstruktion“, eine unannehmbare Unterdrückung, eine Herausforderung zur Zerstörung der ČSR im Rahmen des Kampfes für die Revision des „Versailler Diktats“ war. Es bestehen doch nicht nur maximalistische Lösungen, sondern im Rahmen eines Kompromisses auch annehmbare, besonders, wenn es nicht gerade um das Volk, sondern um eine Minderheit geht. Die Stellung der Sudetendeutschen in der ČSR war zwar nicht ideal, aber erträglich. Außerdem kam es während der 20 Jahre und trotz verschiedener Fehler auf beiden Seiten allmählich zu einer tschechisch-deutschen Annäherung, für die der Erfolg aktivistischer Parteien in drei Wahlen und der Aufstieg deutscher Minister in die Prager Regierung bezeichnend waren. Diese Entwicklung ließ wenigstens einen Teil der tschechischen Politiker, besonders der jüngeren, die Möglichkeit einer deutschen Autonomie – kulturell, schulisch, ja vielleicht auch territorial oder personal – in Betracht ziehen. Hätte es den Versuch der Sezession in den Jahren 1918–19 und den anfangs energischen Lodgmann-Negativismus nicht gegeben, die beide dem intransigenten tschechischen Nationalismus (Kramář, Štříbrný) in die Hände arbeiteten und im tschechischen Bewußtsein die Spur einer dauernden Angst davor zurückließen, daß die sudetendeutsche Autonomie nur eine versteckte Vor-

bereitung eines weiteren Abtrennungsversuchs sei, dann hätte der Fortschritt bei der gegenseitigen Annäherung möglicherweise größer ausfallen können. Er hätte wenigstens Umfang, Leichtigkeit und Geschwindigkeit des Übergangs der Sudetendeutschen zu Henlein und Hitler erschweren können.

Im großen und ganzen war aber der Trend der tschechisch-deutschen Beziehung in den zwanziger Jahren positiv, und trotz häufigen Schlagabtausches im Parlament und überflüssiger „Nadelstiche“ spiegelte er die Tatsache wider, daß die Stellung der Sudetendeutschen und Karpatendeutschen in der ČSR, wenn auch nicht ideal, so doch anständig, demokratisch und für sie annehmbar war. Sie hatten gleiches Staatsbürgerrecht einschließlich des geheimen, gleichen und direkten Wahlrechts, ergänzt durch das gesetzliche Verbot der Entnationalisierung und eine gerechte Vertretung im Parlament (sogar ein bißchen besser als „unter Österreichs Zeiten“); sie entgingen den drastischen Folgen der deutschen Nachkriegskrise und der katastrophalen Inflation und hatten ihren Anteil an der hohen tschechoslowakischen Konjunktur in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre; sie hatten ein Schulwesen, das mit dem Niveau des Schulwesens „des tschechoslowakischen Staatsvolks“ vergleichbar war und ihnen die Bildung der jungen Generation in der Nationalsprache zusicherte, und sie verfügten über ein weitgespanntes Netz kultureller Einrichtungen; als einzige der mitteleuropäischen Minderheiten nahm ihre Zahl ständig zu. Dies war keine ideale Stellung: es fehlten kollektive Minderheitenrechte, die Bodenreform verlief zu Ungunsten der deutschen Landwirte, die Deutschen waren im staatlichen Beamtenapparat unterrepräsentiert, es herrschte auch Not usw. Im großen und ganzen konnten sie aber als Volksgruppe existieren, sich entwickeln und sich schließlich zu einer Konzeption ihrer historischen Berufung als Bindeglied zwischen slawischer und germanischer Welt durcharbeiten, wobei die Hoffnungen auf die Überwindung ihrer schwachen Stellung und die Durchsetzung als „zweites Staatsvolk“ wuchsen. Wir werden in Mitteleuropa (von Deutschland ganz zu schweigen) nur schwer eine nationale Minderheit finden, deren Stellung besser war als die Stellung der Sudetendeutschen in der ČSR.

Erst die große Wirtschaftskrise der dreißiger Jahre verschlechterte ihre Situation zusehends – einerseits durch ihre sozialen Folgen, für Deutsche aus Böhmen und Mähren viel rauer als für die Tschechen, andererseits durch ihren Einfluß auf die rasche Entwicklung der Begeisterung für Hitlerdeutschland einschließlich der Entscheidung, das Leben in der ČSR gegen ein Leben in einem großdeutschen und am „Zucht-Nationalismus“ orientierten Reich Hitlers einzutauschen. Und hier entsteht die Frage, die in dem uns vorliegenden Verzeichnis fehlt, die ich aber für wesentlich halte: War diese gesamte geschichtliche Transaktion notwendig und für die Sudetendeutschen selbst besser oder schlechter?

Wenn wir diese Frage bloß aus nationaler Sicht beleuchten, war dies für sie sicherlich ein Sieg (wenn auch durch die Einschränkung der Stammeseigentümlichkeit und die Umwandlung des Sudetengaus in einen Mustergau des Reichs abgeschwächt). Man darf aber nicht übersehen, was oft der Fall ist, daß dieser nationale Sieg auch Niederlagen enthielt: Die Sudetendeutschen tauschten ihr Leben in einem demokratischen (wenn auch „tschechischen“) Staat gegen ein Leben in einer totalitären Despotie ein, was sich an ihnen in Kürze schlimm, ja teilweise blutig rächen sollte. Die Hitler-Diktatur trieb sie von einem zwar schwierigen, aber doch friedlichen Leben in ein

Leben im Krieg. Das führte zu tiefgehenden Veränderungen ihrer existenziellen, alltäglichen Bedingungen. Der Krieg trieb Hunderttausende von Sudetendeutschen, wohl gemerkt aus den besten Jahrgängen, in die Schlachtfelder der westlichen und östlichen Kriegsschauplätze, wo ca. 200 000 fielen, weitere Hunderttausende verwundet wurden und weiteres Kriegsleid erlebten. Der moderne totale Krieg drang aber auch in Gestalt von Versorgungsschwierigkeiten, Fliegerangriffen, Gefangenen, Konzentrationslagern usw. direkt in sudetendeutsches Gebiet vor. Außerdem riefen der Krieg, die Okkupation und der Anteil der sudetendeutschen Repräsentation daran einen ungeheuren Haß der Tschechen hervor, die in den *henleinovci* (Henleins Gefolgsleuten) – ob Recht oder Unrecht – die ursprüngliche Quelle ihres eigenen Leids und ihrer Unterdrückung sahen, ein Haß, der sich schließlich in radikaler Form in Vertreibung und Aussiedlung entlud.

Welchen Sinn hatte es also für die Sudetendeutschen, daß sie sich durch ihre politischen Vertreter zum Tausch eines Lebens in der ČSR mit dem Leben in Hitlers Großdeutschland bewegen ließen? Und daß sie zur definitiven Festigung der Macht Hitlers über die gesamte deutsche Gesellschaft und zu „seinem“ Krieg so bedeutende Beiträge leisteten? Konnten sie ihrer Selbstbestimmung keine mildere Gestalt verleihen und sollte dies die heutige sudetendeutsche politische Führungsspitze nicht überdenken?

Zum fünften Punkt (siehe „Thesen“) möchte ich mich nur kurz äußern: Keine der beiden Thesen bezieht sich auf das ganze Problem, und zwar weder in Version A noch B.

Zu A: Mir ist unbekannt, daß bei uns Historiker die These vertreten, daß „die Abschiebung“ einfach das Produkt der Potsdamer Konferenz gewesen sei. Diese Behauptung wurde in einem Artikel des Rudé právo aufgestellt, wo geschrieben stand, daß die ČSR eigentlich die „Abschiebung“ durchführen mußte, weil dies Potsdam so beschlossen hätte. Alle tschechoslowakischen, respektive tschechischen Historiker erkennen aber vielleicht, daß die tschechische Politik während des Krieges und der Okkupation diesen Akt, die „Abschiebung“, aktiv durchsetzte, so daß die Großmächte sie akzeptierten, und daß die Tschechoslowakei sie mit deren Zustimmung dann auch durchführte. Das ist im großen und ganzen klar.

Interessanter wäre es zu fragen, ob die Exilregierung die Zustimmung der Alliierten gegen deren Willen erzwang. Heute, besonders nach den Forschungen von Detlef Brandes, können wir davon ausgehen, daß dies keineswegs der Fall war. Im Fall der USA und UdSSR kam Beneš mit dieser Initiative, und Roosevelt und Stalin stimmten nach kurzem Zögern zu, denn auch nach ihrer Meinung war es nötig, eine der Ursachen zu beseitigen, die Hitlerdeutschland die Entfesselung der Aggression und des Krieges ermöglichten. Stalin begriff später, daß sich ihm damit auch ein geeignetes Instrument bot, durch das er die mitteleuropäischen Länder, vor allem Polen und die Tschechoslowakei, an die Sowjetunion binden konnte und kalkulierte das mit ein.

Bei Großbritannien liegt der Fall anders; zur Idee des Transfers hatte es eine positive Einstellung. Sowohl Brandes als auch Hans Lemberg wiesen z. B. auf der Konferenz der tschechoslowakisch-deutschen Historikerkommission im Oktober 1992 darauf hin, daß sich diese ihre Haltung aus Erwägungen über die Nachkriegsordnung Mitteleuropas ergab. Die Briten gingen von der Vorstellung aus, daß dort – nach dem Scheitern des Versailler Systems – ein größeres föderales Gebilde entstehen solle, vor allem

eine polnisch-tschechische Föderation, die von allen inneren Schwierigkeiten befreit werden müsse, wenn sie dem erwarteten Druck der UdSSR und Deutschlands standhalten solle. Eine der Hauptschwierigkeiten in der Zwischenkriegszeit stellte die Gegenwart und Aktivität umfangreicher Minderheiten, namentlich der deutschen, dar. Deswegen hielten es die britischen Experten für nötig, die mitteleuropäische Föderation von diesen Minderheiten zu befreien, und zwar auf dem Wege umfangreicher Bevölkerungsverschiebungen, ob nun in der Gestalt einer „Abschiebung“ oder eines Gebiets- oder Menschenaustauschs. Auch wenn die britischen Projekte nicht so maximalistisch wie das Projekt der tschechoslowakischen Exilregierung in den Jahren 1943–44 waren (und besonders nicht so, wie die Aussiedlung nach dem Krieg wirklich durchgeführt wurde), so gingen sie doch in die gleiche Richtung. Zu einer gewissen Zurückhaltung führten erst Befürchtungen der alliierten Experten hinsichtlich der Überfüllung des durch den Krieg zerstörten Deutschlands durch Aussiedler, und vielleicht auch schon Überlegungen über die Probleme der Nachkriegspolitik.

Deswegen bekam Beneš zu seiner Beunruhigung die alliierte Zustimmung zur Aussiedlung der Sudetendeutschen nicht schon bei Kriegsende, sondern mußte bis zum Potsdamer Abkommen warten. Diese Unsicherheit führte ihn und die tschechische Nachkriegsverwaltung (besonders aber die Radikalen) zur Schaffung vollendeter Tatsachen in Gestalt „wilder Abschiebungen“ (expulsions), ohne auf eine internationale Entscheidung zu warten. Den Alliierten ging es allerdings bei ihrer zögernden Haltung nicht einmal um die Zustimmung zur Abschiebung (Transfer) als solche, sondern darum, daß sie erst nach ihrer Entscheidung und auf dieser Grundlage erfolgte, keineswegs aber auf eigene Verantwortung Prags – was Beneš als erfahrener Politiker auch als Notwendigkeit verstand. Die Abschiebung mußte das Placet des internationalen, durch die Entscheidung der Sieger geschaffenen Rechts erhalten.

Zu B: Schon diese kurze Skizze der Rolle der Alliierten weist auf die Schwäche dieser These hin: die Einschränkung der gesamten Sache auf die Frage der „Kollektivschuld“.

Eine so verstandene Begründung spielte in den tschechischen Abschiebungsprojekten wirklich eine große Rolle, in den Verlautbarungen in der Heimat (ÚVOD) und im Exil (Beneš, Ripka u. a.) könnten wir dafür genügend Argumente finden. Z. B. heißt es im Programm des ÚVOD: „... Hitlers Herrschaft haben die Deutschen selbst verschuldet und eingeführt. Die unentbehrliche internationale Gerechtigkeit darf nicht gebremst werden. Das Volk als Ganzes trägt die Verantwortung, eingeschlossen sind auch persönlich unschuldige, aber vom Ganzen nicht unterscheidbare Menschen.“ (Za svobodu! Do nové ČSR. Praha 1945, 76).

Über den Unterschied zwischen den Begriffen „Verantwortung“ und „Schuld“ läßt sich streiten. In Polemiken gegen die „Kollektivschuld“ sollte uns nicht entgehen, daß jedes Volk eine geschichtliche, moralische und politische Verantwortung für seine Regierung hat. Man kann nicht alle Verantwortung einer kleinen Gruppe von Regierenden zuschieben – weder im tschechischen Fall die Verantwortung für das kommunistische System noch im deutschen Fall für das Regime Hitlers, respektive (bei den Sudetendeutschen) Henleins. Auf der anderen Seite darf man diese Verantwortung nicht bis zur „Schuld“ führen, die durch die rechtliche Verfolgung des nicht

engagierten, persönlich unschuldigen Individuums geahndet wird. Der ÚVOD aber hat in der zitierten Stellungnahme dies offenbar vor Augen – die „Kollektivschuld“ und die Strafe. Dieses Moment spielte also seine negative historische Rolle, andererseits kann man sich von der Verantwortung nicht reinwaschen, und zwar weder auf der einen noch auf der anderen Seite. Dabei darf man nicht die Tatsache übersehen, daß seit langer Zeit nicht mehr Vergeltung für Schuld so umfassend und integral verstanden wurde wie im Endstadium von Krieg und Okkupation, wo ihre Extensität mehr und mehr von nationalsozialistischen Verbrechen beeinflußt wurde, die nicht nur bei uns, sondern auch in der politischen und öffentlichen Weltmeinung mit den „deutschen“ Verbrechen assoziiert wurden. Die Rücksicht auf den Antifaschismus eines Teils der Deutschen wurde zwar nicht gänzlich ausgelöscht, Schritt für Schritt jedoch durch antideutsche Einstellungen (aus dem erwähnten Grund) überdeckt und reduziert. Dieses Problem würde aber nicht nur ein eigenständiges Referat erfordern und dies nicht nur einen halben Tag bei einer Konferenz.

Der Begriff „Kollektivschuld“ spielte also ungefähr eine solche Rolle bei der Entscheidung über die Aussiedlung der Deutschen aus Böhmen und Mähren (und nicht nur aus diesen Ländern), war aber nicht der einzige Grund dafür. Bei den Tschechen spielten auch ernsthafte Bedenken hinsichtlich der Möglichkeiten tschechischer Selbstbestimmung, ja der Erhaltung von Volk und Staat, die – seinerzeit, aber die Frage der Erhaltung des Staates hat auch heute einen aktuellen Aspekt – mit der sudetendeutschen Selbstbestimmung zwangsweise kollidierte und diese sogar ausschloß, eine wichtige Rolle. Und nicht nur bei den Tschechen, sondern auch bei den Großmächten und weiteren mitteleuropäischen und nichtmitteleuropäischen Völkern spielten die Bedenken hinsichtlich der Beseitigung potentieller Ursachen mitteleuropäischer Instabilität eine vorrangige Rolle; Ursachen, deren Gewicht soeben dadurch erwiesen worden war, daß sie Hitler bei der Eskalierung „seines“ Krieges dienlich gewesen waren. Das stereotype Festhalten an einer Ursache für die Aussiedlung der Sudetendeutschen und das Übergehen eines ganzen Ursachenkomplexes entspricht also nicht der historischen Realität und bleibt ein Fehler – ob er nun von einem Politiker oder einem Historiker begangen wird.

Diskussionsbeitrag von Hans Henning Hahn, Oldenburg

Geschichte, Identität, Recht – eine antagonistische Struktur?

Der Titel unserer Diskussionsrunde „Das Erbe der multikulturellen Gesellschaft und die deutsch-tschechische Nachbarschaft“ fragt weder nach der Geschichte als dem Geschehen noch nach Geschichte als der Kunde vom Geschehenen, sondern danach, welche Rolle bestimmte Geschichtsbilder oder ein bestimmtes Geschichtsbewußtsein in der heutigen Gesellschaft zu spielen vermag und in welchem Maß diese Form von Nachleben der Vergangenheit eine beziehungsgeschichtliche Relevanz hat, d. h. bedeutsam ist für die Beziehungen zwischen zwei Völkern. Man könnte es sich dabei relativ einfach machen und eine simple logische Kette knüpfen:

Geschichte als Geschichtsbewußtsein hat eine Identität stiftende bzw. Identität erhaltende Funktion. Die soziale Gruppe bzw. Nation betrachtet aus diesem Grunde die „Geschichte“ als ihr „Eigentum“, als „ihre Vergangenheit“, denn von diesem Eigentum – so glaubt sie – hängen ihre Identität und damit ihre Existenz ab. Daraus glaubt sie, „Rechte“ ableiten zu können: die Vergangenheit als „Eigentum“ schafft Recht und gibt somit Rechte. Recht aber hat immer eine ordnungstiftende Funktion, denn ohne Recht ist keine Ordnung denkbar.

Daraus ergibt sich für jegliche Beziehungsgeschichte eine von Grund auf antagonistische Struktur. In den Beziehungen zwischen zwei benachbarten Völkern stehen sich zwei nicht nur unterschiedliche, sondern meist entgegengesetzte und einander ausschließende Bilder der Vergangenheit gegenüber (obwohl es sich materiell oft um die gleiche Vergangenheit handelt), zwei nicht koexistenzfähige Geschichtsbilder, die zwei entgegengesetzten Identitäten entsprechen und auf zwei entgegengesetzte und ebensowenig koexistenzfähige Ordnungsvorstellungen hinauslaufen.

Das Ergebnis ist die klassische *Konfliktsituation*, und es wird wohl niemand bestreiten, daß sich in den nationalen „Beziehungskisten“ Europas der letzten 150 Jahre dafür zahlreiche Beispiele finden lassen.

Würden wir dies als europäisches *Fatum* akzeptieren und uns damit begnügen, dann wären wir wirklich in einer *fatalen*, nämlich ausweglosen Situation, intellektuell, mental und politisch. Um die antagonistische Grundstruktur zu überwinden bzw. eine vernünftige Alternative zu entwickeln, ist es notwendig, über den Zusammenhang von Identität und Geschichte einerseits und Recht und Geschichte andererseits nachzudenken. Gleichzeitig ist damit die Frage von Kontinuität und Tradition gestellt.

Identität und Geschichte

Identitätsfindung ist sowohl individuell als auch kollektiv das wichtigste Element der Selbst-Plazierung des Menschen in einer als unübersichtlich empfundenen Welt. Der Mensch ist ein soziales Wesen, das in sozialen Gruppen lebt, und er hat dementsprechend das Bedürfnis, zu wissen, welche die eigene Gruppe ist und wie diese sich von anderen unterscheidet. Kollektive Identitätsbildung geschieht durch einen Prozeß der Abgrenzung, und zwar in der Weise, daß Unterschiede wahrgenommen und

für wesentlich erachtet werden. Bei diesen Unterschieden handelt es sich nicht um „objektive“ Wirklichkeit, sondern um Wahrnehmung, um Perzeption. Identitätsbildung besteht also immer in einem imaginären Grenzziehungsprozeß, der sich langsam vollziehen oder heftig und gewaltsam vor sich gehen kann. Soziale Gruppen, d. h. auch Völker sind demnach nicht durch „objektive“ Merkmale gekennzeichnet, sondern durch das Identitätsbewußtsein ihrer Mitglieder und eventuell erst sekundär durch „objektivierbare“ Merkmale, d. h. ihnen zugesprochene Kennzeichen, die diese Identität ausmachen und zu denen meist auch ein gemeinsames Geschichtsbild gehört.

Jedoch – die volle Komplexität menschlicher Identitäts- und Gesellschaftsbildung wird durch das bisher Gesagte nur sehr unvollkommen erfaßt. Menschen haben Herkunft, Geschlecht, Religion, weltanschauliche oder politische Überzeugungen, Vorlieben, Fähigkeiten, Beruf, soziale Zugehörigkeiten usw. All dies macht nicht nur ihre individuelle Identität aus, die in stärkerem oder schwächerem Maße bewußt ist, sondern all dies sind auch (zumindest potentielle) Faktoren für kollektive Identitäten. Das heißt: Jeder Mensch gehört verschiedenen Gruppen gleichzeitig an, wobei eben die Kategorien der Gruppenbildung unterschiedlich sind. Für die Zugehörigkeit zu manchen Gruppen hat er offensichtlich eine Wahlmöglichkeit (d. h., solche Gruppen definieren sich über gemeinsames Interesse, Konsensfindung und Kommunikation), bei anderen Gruppen wird eine freie Option meist verneint. Etwas grob formuliert: Der Mensch ist kein Herdenvieh, der nur einer Herde angehört, sondern er hat im Normalfall das Bedürfnis, mehreren Herden gleichzeitig anzugehören. Diese Koexistenz verschiedener Identitäten macht menschliche Gesellschaft zu einem derart komplexen Gebilde, daß es eben – trotz mancher politischer Ideologien – nur in sehr begrenztem Maße steuerbar ist. Darüber hinaus gibt es noch eine Identität als Mensch schlechthin, die auf ein Gemeinschaftsbewußtsein aller Menschen hinzielt, z. B. gegenüber anderen Lebewesen, oder die wir heute sublimiert als universale menschliche Werte bezeichnen und als Menschenrechte formulieren oder wenn wir angesichts einer drohenden ökologischen Katastrophe von einer gesamt menschlichen Verantwortung für unseren Erdball sprechen.

In jedem Menschen koexistieren also immer eine ganze Reihe von Identitäten. Konkret existieren in menschlichen Gesellschaften bestimmte Hierarchien solcher Identitäten. Wie diese Hierarchien aussehen, ist in den einzelnen historischen Epochen höchst unterschiedlich, ebenso der Grad der Koexistenzfähigkeit. Erst im Laufe des 19. und im 20. Jahrhundert wurde die Nation immer stärker die bestimmende soziale Großgruppe, die Vorrang vor anderen sozialen Gruppenzugehörigkeiten beanspruchte und Dominanz, wenn nicht gar Ausschließlichkeit forderte in bezug auf das Identitätsbewußtsein und das Loyalitätsempfinden ihrer Mitglieder. Dieser Prozeß der „Nationalisierung“ des individuellen und kollektiven Bewußtseins war möglich durch die Fiktion, daß die Nation, das Volk etwas „Natürliches“ sei, etwas von der Natur quasi vorgegebenes, dementsprechend gebe es unwandelbare Nationalcharaktere etc. Vollkommene Identifizierung mit der Nation heiße praktisch mit der Natur in Einklang zu leben.

Mit dem Hinweis auf die Vielzahl kollektiver Identitäten und auf die Historizität diesbezüglicher Hierarchien wird der Verpflichtungscharakter einer kollektiven

Identität zwar nicht aufgehoben, aber doch relativiert. Nichtsdestoweniger bleibt kollektives Identitätsbewußtsein der wichtigste Faktor menschlicher Gesellschaftsbildung.

Die Rolle der Geschichte für kollektive Identitätsbildung und Identitätserhalt steht wohl außer Frage. Das gilt vor allem für nationale Identität. Unter den zahlreichen Faktoren, die eine Nation konstituieren, spielt die Vorstellung einer gemeinsam erlebten Vergangenheit eine hervorragende Rolle – genauer: Das Bild der Geschichte hat einen starken Einfluß auf das Nationalbewußtsein, auf das Bewußtsein nationaler Zusammengehörigkeit, Kontinuität und Solidarität. Schon die Ursprungsmythen der Völker seit dem Altertum geben beredtes Zeugnis von der herausragenden Rolle der Geschichte für die nationale Identität. Es ist wohl kein Zufall, daß mit der Intensivierung nationsbildender Prozesse seit dem Ende des 18. Jahrhunderts in Europa gleichzeitig auch ein neues Verständnis von Geschichte bzw. genauer von der Rolle und Bedeutung der Geschichte und ihrer tragenden Kräfte einherging. Wenn auch seitdem die unaufhebbare Spannung zwischen Universalgeschichte und Nationalgeschichte nie beseitigt worden ist, wird doch im allgemeinen Verständnis der Auffassung, daß die Völker die tragenden Kräfte, die „Agenten“ der Geschichte seien, meist der Vorzug gegeben. Trotz vieler gegenläufiger Trends in der modernen Geschichtswissenschaft wird bis heute vor allem von tschechischer Geschichte, deutscher Geschichte, englischer Geschichte, französischer Geschichte usw. gesprochen. Die Rolle historischer Mythen bzw. der eigenartigen nationalen Umdeutungen der mittelalterlichen Geschichte im 19. Jahrhundert bis hin zu Quellenfälschungen mit dem Ziel der Produzierung einer bestimmten nationalen Vergangenheit, die Rolle all solcher bewußten oder unbewußten, beabsichtigten oder unbeabsichtigten Manipulationen von Geschichte in der Geschichte der europäischen Nationalbewegungen und deren nationaler Ideologien des 19. und 20. Jahrhunderts ist allzu bekannt. Das Bild der Geschichte hat in nationalen Gesellschaften meist eine gleichzeitig integrierende und ausgrenzende Funktion.

Jedoch – Geschichtsbewußtsein ist, wenn es nicht in stereotype Geschichtsbilder gerinnen soll, keineswegs unveränderlich, sondern im Gegenteil ständigem Wandel unterworfen. Nach einem Diktum von Goethe sollte jede Generation die Universalgeschichte (und damit auch die nationale Geschichte) neu schreiben, und normalerweise tut sie es auch. In jeder Gesellschaft werden nach neuen Erfahrungen die Geschichtsbücher neu geschrieben. Dabei ist zu betonen, daß damit einhergehende Traditionsbrüche keineswegs Kontinuitätsbrüche bedeuten. Denn um bestimmte historische Traditionen bzw. traditionelle Geschichtsdeutungen zu hinterfragen oder gar umzustürzen, muß man das Prinzip historischer Kontinuität anerkennen. Diese Feststellung ist wichtig für die Frage, welche Folgen der ständige Wandel des Geschichtsbewußtseins für das kollektive Identitätsbewußtsein hat. Jede neue historische Erfahrung hat nämlich nicht nur einen Wandel des Geschichtsbewußtseins zur Folge, sondern die veränderte Interpretation der Geschichte erfordert auch eine Veränderung des materiellen Identitätsbewußtseins, ohne die Identität selbst vollkommen in Frage zu stellen. Auch hier bedeutet Traditionsbruch nicht einen Verlust an Kontinuität. Vielmehr ist eine mehr oder weniger partielle Neuformulierung der Identitätsinhalte gefordert. Das bedeutet konkret sowohl für Deutschland als auch

für Böhmen: wenn ich mich bewußt in die *Kontinuität* einer multikulturellen bzw. multi-ethnischen Vergangenheit stelle, dann bedeutet das einen Bruch mit der rein nationalen *Tradition*, die ich dabei kritisch hinterfragen muß. Damit leugne ich weder die historische Existenz der Nation, noch verharmlose ich vergangene Konflikte, aber ich setze die Akzente anders, weil ich die Bedürfnisse meiner Gesellschaft nach inhaltlicher Ausformulierung ihrer Identität anders definiere als zuvor. Dabei geht es keineswegs um die Wiederherstellung von etwas Vergangenen – denn das wäre sinnlos: Die Unmöglichkeit wirklicher Restauration darf als erwiesen gelten, denn soziale Veränderungen lassen sich nicht rückgängig machen –, sondern es geht um das Identitätsbewußtsein der Gesellschaft, in der ich lebe, ein Identitätsbewußtsein, das nur im offenen gesellschaftlichen Diskurs entstehen und sich verändern kann und das dementsprechend nicht dem autoritativen Diktum einer Institution, einer Gruppe oder einer Partei unterliegen darf.

Geschichte und Recht

Wie steht es nun mit dem Zusammenhang von Geschichte und Recht?

Geschichte ist das Bild, das sich die Menschen von dem Geschehenen, von der Vergangenheit machen, sowie die gedankliche Durchdringung dieses Bildes; dazu hat die europäisch-amerikanische Kultur, basierend auf antiken Vorläufern, ein wissenschaftliches Instrumentarium entwickelt. Es kann kein „objektives“, sondern lediglich ein intersubjektives und nach gewissen, von der Mehrzahl der Wissenschaftler anerkanntes Kriterien überprüfbares Wissen von Geschichte geben.

Recht bedeutet den Versuch, gesellschaftliches Leben (im weitesten Sinne) in Regeln zu fassen, wobei ein Regelverstoß im Normalfall sanktioniert, d. h. bestraft wird. In der europäischen Rechtsgeschichte gibt es, neben der religiösen Setzung des Rechts durch Gott, zwei Ansätze der Legitimation von Recht, und diese beiden Ansätze stehen in einer spezifischen Relation zur Geschichte:

1. die Verbindlichkeit des „alten Rechts“, d. h., je älter ein Recht ist, um so „besser“, heiliger ist es; altes Recht bricht neues Recht – daher begegnet uns bis zur frühen Neuzeit und gelegentlich auch noch später die Berufung auf uralte Rechte; „neues Recht“ wird nicht selten damit legitimiert, daß es angeblich „älter“ sei;

2. seit der Aufklärung bricht „neues Recht“ altes Recht; dem neuen, von Menschen bzw. Herrschern, Staaten, Regierungen, Parlamenten gesetzten Recht wird ein höherer Rang zugesprochen als althergebrachtem Recht. Mit einem neuen Menschenbild, mit der Säkularisierung und mit neuen Ordnungsvorstellungen von Gesellschaft kam auch eine neue Legitimation von Recht. Kennzeichnend für diesen fundamentalen Wandel im Rechtsverständnis war ebenfalls, daß gleichzeitig die Vorstellung von Naturrecht und ungeschriebenen Menschenrechten immer mehr an Boden gewonnen hat, d. h. die Vorstellung, daß ein in der menschlichen Natur immanentes Recht existiert, wobei es der Idee nach Aufgabe der Gesetzgebung ist, Naturrecht zu verwirklichen, das aber ein unerreichtes Ideal bleibt.

Daraus ergibt sich, daß Geschichte sich nicht mehr zur Legitimation von Recht eignet; insofern ist der Begriff „historische Rechte“ ein Anachronismus. Aus der

Geschichte (als dem Bild und der Kunde vom Geschehenen) kann sich per definitionem gar kein Recht ergeben. Geschichte kann höchstens benutzt bzw. instrumentalisiert werden, um Ansprüche, konkrete Interessen zu begründen. Es ist immer für eine politische Kultur höchst gefährlich, Interessen für Recht auszugeben und dazu die Geschichte zu mißbrauchen; dies führt zu einer unangebrachten Vermischung der Begriffe. Geschichte ist weder dazu da, Interessen zu vertreten noch Rechtsfragen zu klären.

Jedes Recht zielt auf die Stiftung von Ordnung innerhalb einer Gemeinschaft von Menschen hin. Hier kommt auch dem Recht eine kollektive identitätstiftende Funktion zu. Es kann aber nicht der Idee des Rechts entsprechen, daß es eine Vielzahl einander ausschließender Ordnungen schafft. Deshalb zielt die Vorstellung von Naturrecht nicht auf die Schaffung einer Ordnung, sondern auf die Herstellung von Ordnung schlechthin. Sie ist unbedingt verbunden mit der Forderung nach der Verwirklichung von Menschenrechten als dem Recht jedes Menschen, in Würde zu leben und zu sterben, und das meint auch: seine Identität selbst zu bestimmen, sie zu bewahren oder auch zu verändern. Das heißt: Der einzelne Mensch hat zwar ein Recht auf seine wie immer definierte kollektive Identität, aber dies ist ein Recht des Einzelnen, nicht des Kollektivs; die Vorstellung von Natur- und Menschenrecht schließt Begriffe wie „Kollektivrecht“ oder „Kollektivschuld“, und damit auch jegliche kollektive Bestrafung aus. (Das bedeutet mit anderen Worten: Das Naturrecht geht eben davon aus, daß das Volk bzw. die Nation keineswegs etwas „Natürliches“ sei, sondern ein Produkt bewußten menschlichen Handelns, ein Zusammenschluß von Individuen durch einen Gesellschaftsvertrag.)

Geschichte als „Erbe“, nicht als „Eigentum“

Die oft zu vernehmende Behauptung, dies sei die tschechische Sicht der Geschichte, das die deutsche Sicht der Geschichte und jenes wiederum die polnische, französische oder costaricanische Sicht, jede dieser nationalen Sichtweisen sei im Grunde richtig und man müsse das eben notgedrungen nebeneinander stehenlassen, geht von der Vorstellung aus, es sei für eine wissenschaftliche Geschichtsbetrachtung legitim, danach zu fragen, ob dies oder das „meiner Nation“, „uns“ genutzt hat, in „unserem“ Interesse war oder ist. Der Historiker habe sich danach mit einem wie immer zu definierenden damaligen Interesse seiner Nation zu identifizieren und daraus die wenn nicht alleinige, so doch maßgebende Richtschnur seiner Interpretation zu machen. Abgesehen von der Fragwürdigkeit solcher Begriffe wie „wir“ oder „uns“, haben wir es hier im Grunde mit einer ungeheuerlichen Instrumentalisierung von Geschichtswissenschaft im Dienste konkreter politischer Interessen zu tun.

Die „Besetzung“ des Bildes von der Vergangenheit ist von jeher ein Herrschaftsinstrument. Solange man Identität als etwas vollkommen Unveränderbares definiert, als das „Wesen“ einer Nation oder einer Kultur, und nicht als etwas, was einem ständigen Prozeß der Veränderung unterliegt, daß es das Ergebnis eines ständigen gesellschaftlichen Diskurses ist, solange wird man auch die Vergangenheit als „Eigentum“ beanspruchen. Jedoch – Geschichte ist nicht etwas Feststehendes, ist nicht unveränderlich, und deshalb kann sie auch nicht ein „Eigentum“ sein, das man

geschenkt erhält oder dessen man beraubt wird. Geschichte als „Eigentum“ bedeutet letztendlich, daß aus der „Geschichte“ eine Ware wird, die man veräußern kann oder nicht, die man rauben oder schenken kann. Es kann nicht die Aufgabe einer selbstbewußten Geschichtswissenschaft sein, diesen Warencharakter der Geschichte zu erhalten.

Vielmehr ist Geschichte als ein gemeinsames Erbe zu betrachten, an dem im Prinzip alle Menschen teilhaben. Über Kenntnis oder Erkenntnis dieses Erbes kann gestritten werden, und man kann über Bedeutung und Gewicht jeweiliger Teilbereiche höchst unterschiedlicher Ansicht sein, aber das betrifft nicht die grundsätzliche Gemeinsamkeit des Erbes. Nur auf diesem Weg kann die eingangs genannte antagonistische Grundstruktur, die aus den Beziehungen zweier Völker grundsätzlich einen Konflikt zweier einander ausschließender Ordnungen macht, überwunden werden.

In einem solchen Verständnis von Geschichte (und nationaler Identität) ist es allerdings unmöglich, daß Historiker Fragen nach dem „Sinn der eigenen Nationalgeschichte“ oder gar nach dem „Wesen der Nation“ beantworten, ja daß darüber ein stabiler Konsens innerhalb einer Gesellschaft hergestellt werden kann. Weder ist es die Aufgabe der Geschichtswissenschaft, sich vorwiegend daran zu orientieren, welche Interpretation der Geschichte in einer Gesellschaft Akzeptanz findet und konsensfähig ist, noch hat sie die Fähigkeit, diesen Konsens überhaupt herzustellen. Jede sich als demokratisch verstehende Gesellschaft braucht eine öffentliche Diskussion über die Geschichte und ihre Rolle in der Gegenwart, sie muß die Vergangenheit in einem ständigen Diskurs verarbeiten und damit mental bewältigen. Was die Deutschen und die Tschechen angeht, so weisen sie diesbezüglich in den vergangenen 49 Jahren eine erstaunliche Gemeinsamkeit auf: bei beiden Völkern ist die wenn nicht vorherrschende, so doch sehr starke Tendenz festzustellen, beim Umgang mit der Vergangenheit entweder in sentimentales Selbstmitleid zu verfallen oder alles, was bestimmten nationalen Mythen nicht entspricht, möglichst „unter den Teppich zu kehren“. Das gilt auch und vor allem für die Sudetendeutschen. Diese Gemeinsamkeit – vielleicht auch ein „gemeinschaftliches Erbe“ der multikulturellen Vergangenheit – und die Wege zu einer adäquaten Überwindung muß ein wichtiges Thema eines echten deutsch-tschechischen Dialogs sein. Ich sehe es als das Verdienst dieser gemeinsamen deutsch-tschechischen Tagung und ihres Konzepts an, hier einen ersten wichtigen Schritt getan zu haben.

Diskussionsbeitrag von Petr Pithart, Prag

Die Wandlungen der tschechischen Identität und „unsere Geschichte“

Einige Tage vor dem letzten 28. Oktober als Staatsfeiertag der Tschechoslowakei, also im Herbst 1992, wurden in das Ballhaus der Prager Burg einige tschechische Gelehrte eingeladen – die Auswahl war anscheinend mehr oder weniger zufällig –, um zu benennen, was bald Wirklichkeit werden sollte, denn die Zeit des Staatszerfalls war so zuverlässig, wie das Ende der Sommerzeit geplant. Der tschechische Staat war kurz vor seinem Entstehen, aber das, was bei jenem naßkalten Wetter vorherrschte, war Verlegenheit. Die Elternschaft war umstritten. Das Bürgerliche Institut, ein Ableger der konservativ-liberalen Partei ODA, rief damals, unter Beteiligung des Staatspräsidenten, zur Debatte über die Idee der tschechischen Staatlichkeit auf.

Der Abschlußbericht der Historikersektion (außer ihnen zerbrachen sich auch noch Philosophen, Theologen, Rechtsgelehrte und Männer aus der politischen Praxis den Kopf) präsentierte jedoch keine Idee: „Der tschechische Staat entsteht eigentlich ungewollt, vor allem deswegen, weil er das Recht des slowakischen Staats auf Selbstbestimmung anerkennt. Wenn seine Entstehung nicht von Triumph begleitet wird, fragen wir uns, ob das nicht eigentlich seine große Chance ist.“ Die Idee, der Sinn, die Aufgabe, die Sendung – nichts entstammte aus der traditionellen Ausstattung der tschechischen Identität.

Die damalige Erklärung des Grundes für die Entstehung eines tschechischen Staates, jenes geradezu großzügige Schaffen eines Raumes für den Emanzipationsbedarf der Slowaken, wird als die Staatsidee wahrscheinlich vielmehr nicht bestehen, aber deshalb habe ich den ersten Satz des Berichts nicht zitiert. Vielmehr deshalb, damit wir überlegen, ob es sich um einen Auftrag zur Nüchternheit oder um die Pathetisierung einer Leere handelt.

Es scheint in der Tat, daß wenigstens für einige Zeit die Zeit der Fragen aufhörte, wie z. B. – unter vielen anderen – die Frage Schauers, Masaryks „Tschechische Frage“ und zuletzt Patočkas Frage „Was sind die Tschechen?“. Der Philosoph Karel Kosík versuchte 1968 erneut zu begreifen, in welchem Sinn die tschechische Frage eine Weltfrage darstellt, aber unmittelbar darauf fügte er kurz hinzu, daß ihre praktische Überprüfung eine slowakische Frage ist. Er hatte recht, die slowakische Frage war unsere letzte Frage – auf die wir leider so antworteten, wie wir es eben vermochten. Und so haben wir überhaupt mit Fragen aufgehört, und damit legten wir auch gleichzeitig einen bestimmten Typ tschechischer, mitteleuropäischer Identität ab.

Vorgestern sagte der Soziologe, Kollege Musil: „Die Tschechen haben keine Probleme mit sich selbst.“ Irgendein anderer drückte dasselbe folgendermaßen aus: „Die tschechische Identität ist zweifelsfrei.“ Ich weiß aber nicht, in welchem Sinne die Identität in Mitteleuropa zweifelsfrei sein kann. Ich weiß nämlich nicht, ob es sich nicht um einen Widerspruch handelt. Die Identität, wie hier einmal erwähnt wurde, setzt einen Konfliktkontakt, Konfliktkontakte voraus, ist also immer auch eine Abgrenzung gegen andere. Die Identität wird oft mit irgendeiner zeitlichen Not verbunden – mit Unsicherheit oder wenigstens mit einem Mangel an Sicherheit, und so ein Mangel ist gleichzeitig auch mit Zweifel verbunden. Die tschechische Identität war durchweg

eine Frage nach der Identität, war Artikulation dessen, daß Identität nicht immer eine selbstverständliche Tatsache ist, war eine Furcht um die Identität. Sie war eine Frage und in diesem Sinne in der Regel auch ein Anspruch und eine Herausforderung. Wir Tschechen sind aber heute im gewissen Sinne *beati possidentes* – wir sind endlich allein in den großen Zimmern historischer Grenzen, und die, die wir auf Grund natürlichen Rechts vor einem dreiviertel Jahrhundert zu Hilfe riefen, d. h., um mehr zu sein, die sind von uns endlich gegangen, mit ihren Wirren und ihrer wirtschaftlichen Rückständigkeit.

Im Ballhaus sagte Jan Křen auch: „Der neue tschechische Staat wird ein Nationalstaat sein.“ Bezeichnenderweise rief dies im ersten Augenblick nahezu Entrüstung, ja Proteste hervor, als ob er ein ordinäres Wort ausgesprochen hätte, obwohl er nur die evidente Wirklichkeit benannte, die aber kaum jemand zugeben wollte. Paradoerweise haben wir nämlich durch die Bemühung, zunächst eine kleine „Schweiz“ zu werden, dann durch den Tschechoslowakismus als Konzept der politischen Nation und schließlich in den letzten Jahren durch Bevorzugung des bürgerlichen Prinzips gegen den zurückgebliebenen slowakischen Patriotismus überraschenderweise genau das Gegenteil erreicht – als ob wir in einem äußerst anstrengenden Marsch zum Nordpol schließlich am Südpol angekommen wären. Wir werden also nie mehr die Schweiz sein. Ich gebe Ihnen zu bedenken, daß wir offensichtlich auch nie mehr eine politische Nation sein werden – diese Chance blieb für unsere zurückgebliebenen patriotischen Brüder-Nationalisten im Osten dagegen paradoxerweise offen. Sie haben dort nämlich ihre Ungarn, vor ihnen steht die Herausforderung. Und ich erlaube mir zu behaupten, daß wir also nicht einmal das Ziel des bürgerlichen Prinzips als ersehnte Basis einer humanen Gesellschaftsorganisation, eines Staates erreicht haben. Bestenfalls haben wir dies versäumt.

Kollege Macura sagte vorgestern, daß wir zwar zu einem auf dem bürgerlichen Prinzip gegründeten Staat gereift sind, aber daß uns dies nichts kostete. Ich gehe weiter und sage, daß das Erreichen eines Konsens über das bürgerliche Prinzip nicht kostenlos sein kann – wenn es nichts kostete, dann haben wir offensichtlich etwas anderes erreicht, dann besteht aber die Frage, worum wir uns in Wirklichkeit bemüht haben, ob wir uns nicht etwas eingeredet haben, wenn wir von der Schweiz sprachen, über die politische Auffassung des tschechoslowakischen Volkes und vor kurzem über das bürgerliche Prinzip. Deswegen kam offenbar diese überraschte, verlegene Reaktion auf Křens Bemerkung.

Das bürgerliche und das nationale Prinzip als zwei mögliche Prinzipien, auf denen die Gründung eines Staates möglich ist, sind nämlich keine gleichrangigen Prinzipien, es sind keine zwei Möglichkeiten, die nebeneinander bestehen, sondern zwei Stufen in hierarchischer Beziehung. Das bürgerliche Prinzip bedeutet positive Überwindung, ein Miteinbeziehen und keinesfalls eine Absage an das nationale Prinzip, es ist zivilisiert durch kulturelle Anstrengung, nämlich Konsens über einen gemeinsam gefundenen gemeinsamen Nenner. Aber wir Tschechen haben nichts überwunden, es kostete uns nichts; kurz gesagt, am Ende unseres paradoxen Weges zum bürgerlichen Prinzip, zur politischen Volks-Identität erwartete uns der Nationalstaat, ethnisch gesäubert wie sonst kaum einer in Europa.

Wie haben wir dieses Ziel nur erreicht, zu dem wir uns durch unser besseres „Wir“

nie bekannt haben? Da ist zwar noch eine Frage, aber sie ist, wie ich befürchte, nur mehr in die Vergangenheit gerichtet. Durch den Zerfall der österreichisch-ungarischen Monarchie hat sich die Zahl unserer Nachbarn in dem Haus, das wir bewohnen, zum ersten Mal radikal verringert. Und vom Jahr 1938 an sind wir dann allmählich – unter verschiedensten miteinander nicht vergleichbaren Umständen – um alle Mitbewohner im Staatshaus Tschechoslowakei gekommen: zunächst um die Juden, dann um die Ruthenen, um die Deutschen und schließlich um die Slowaken und mit ihnen um die Ungarn. Zum ersten Mal in acht Jahrhunderten sind wir im Staatshaus, das wir bewohnen, egal wie sich seine Form und innere Organisation geändert hat, allein. Mit jedem Krieg in diesem Jahrhundert, von denen der dritte glücklicherweise nur ein kalter war, schoben wir uns immer ein Stück näher in Richtung auf ethnische Homogenität. Schieben ist das richtige Wort: Es ermöglicht, sowohl aktive als auch passive Bewegung einzuschließen. Ich sage dies nicht deswegen, um irgendwie den Richter zu spielen. Aber ich muß mich leider fragen, was dies für ein bürgerliches Prinzip ist, das keine Überwindung von nationalem Partikularismus darstellt, sondern Ergebnis einer Grenzverschiebung oder sogar Übersiedlung einer Bevölkerung, kurz ethnischen Säuberung ist.

Kollege Kárník zog gestern in Zweifel, ob Großbritannien eine politische Nation sei, wenn sich zur britischen Identität nur eine Minderheit von Engländern, Schotten und Walisern bekennt? Ich denke, daß eben das eine politische Nation ist, was verschiedene Völker oder ihre Teile zusammenhält, wenn sie freilich durch die Anziehungskraft politischer Institutionen zusammengehalten werden, z. B. der Verfassung, ob nun niedergeschrieben oder nicht, der Rechtsordnung und überhaupt der Rechtsherrschaft, *rule of law*. Die Schotten bekennen sich mehr zu ihrem Schottentum als zur britischen Nationalität, die Waliser zu ihrer walisischen Herkunft, nur bei den Engländern steht es etwa bei 50 %, aber das Land hält immer noch zusammen. Dies ist ein politisches Volk, keineswegs aber das heutige „Tschechien“.

Die tschechische Identität mußte sich im Laufe dieser Verschiebungen zur ethnischen Homogenität umwandeln. Die Historiker im Ballhaus mußten wahrhaftig feststellen, daß sie keine Stimmen, keine Aufforderungen hören. Zum Glück widerstanden sie allen Versuchungen und behielten einen nüchternen Verstand. Aus Not gehörte es sich allerdings, in dieser schweren Stunde, Tugend zu machen: Also sprachen sie über die große Chance, die darauf beruht, daß wir mit beiden Beinen auf dem Boden stehen und uns zu nichts zwingen lassen.

Ich denke aber, daß sie weder die Stimmen noch die Fragen gehört haben, die jene Tradition hervorrufen könnten, mit der wir gewohnt waren, zu leben. Sie hörten keine Fragen, jedoch die tschechische Identität war bis jetzt eben mit Fragen verbunden: Die tschechische Hymne beginnt mit einer Frage, und die großen Tschechen dienten ihrem Volke dadurch, daß sie rechtzeitig nach wichtigen Dingen fragen konnten, ob nun ihre Fragen diesem Volk gefielen oder nicht. Das Fragen hing eben damit zusammen, daß wir in unserem Haus nicht allein wohnten, daß wir auch die anderen sahen, daß wir sahen, wie sie uns sehen, und die Empfänglichsten unter uns sahen auch noch, wie wir ihre Sicht betrachteten. Wir lebten kurzum in einem Spiegelsaal – dieser Saal hieß Mitteleuropa. Der Spiegelsaal war gleichzeitig ein ebenso gefährlicher wie auch reicher Raum – oft war es dort voll von Scherben von den Spiegeln, die von

Menschen zerschlagen wurden, und oft floß bei diesem Zerschlagen auch Blut, aber niemals fehlten dort originelle Ideen, die Ideale und unwiederbringliche Weltansichten inspirierten, weil dort eben die Vielfalt, die Quelle des Reichtums, herrschte. Das Land der Spiegel, Mitteleuropa, war dazu noch vor gewisser Zeit eben das Stück Erde, wo sich bei weitem keine Mehrheit ihrer Majorität sicher war – alle nahmen da so ein bißchen die Stellung einer Minderheit ein, und das ist nicht nur ziemlich riskant, sondern gleichzeitig auch sehr inspirierend.

Die tschechische Identität war eine Problematisierung, Artikulation einer nicht vorhandenen Selbstverständlichkeit nationalen Daseins. Eine selbstverständliche Identität ist in Böhmen im besseren Falle ein Paradox, im schlimmeren ein Widerspruch, ja sogar Unsinn.

Heute sind wir also in unserem Haus allein. Eine Handvoll Deutsche und Polen ist noch übrig, die Roma werden allgemein weder als Nation noch als Nationalität betrachtet – eher als eine Art durch soziale Pathologie, respektive Kriminalität definierbare Gruppe. Mit den Nachbarn haben wir heute – übrigens ähnlich wie in der Zwischenkriegszeit – bestenfalls kühle Beziehungen. In letzter Zeit benutzt die tschechische Politik, wie es scheint, Polen und die Slowakei hauptsächlich dazu, um an deren Schwierigkeiten uns und der Welt zu beweisen, wie gut wir Tschechen sind. Am meisten aber verblüfft, daß ein ethnisch reines Tschechien nicht einmal unsere Landsleute in der Welt annimmt – Exulanten und Emigranten, Tschechen aus der Ukraine oder Kasachstan, Tschechen, die der Zerfall der Staates in der Slowakei überrascht hat. Ich spreche lieber gar nicht von Ausländern oder sogar von Ausländern anderer Rasse. Ich kann das nicht einmal betiteln – Nationalismus ist es ja nicht, der würde nach Kasachstan einen Kreuzzug schicken, um die Unsrigen dort zu befreien.

Die Thesen zur 5. Diskussion dieses Symposiums bieten – nach Jaroslav Stránecký – zwei Grundtypen von Zusammengehörigkeit, von Identitäten an: die Identifikation im Gegensatz zu anderen und die Identifikation des Willens zur Kommunikation als Mittel zur Überwindung eines Gegensatzes innerhalb der Gemeinschaft. Der zweite Typ von Zusammengehörigkeit wird als historisch noch nicht erfüllte Chance beschrieben, aber wo ist es notwendig, daß Gegensätze durch den Willen zur Kommunikation überwunden werden? Der Bruch mit den Slowaken war eben nicht nur ein Bruch mit den Slowaken, sondern auch mit der Aufgabe und der Gelegenheit, nicht allein in der Abgeschlossenheit und Selbstgenügsamkeit zu leben, sondern in der Offenheit und mit dem Willen zur Kommunikation. Kollege Hojda sagte, daß es heute möglich ist, auch den geringsten historischen Unsinn, die geringste zweifelhafte Tradition, das Symbol abzustauben, und siehe, man nimmt sich dessen sogar ein bißchen an, ein bißchen wieder nicht, und hauptsächlich regt dies niemanden allzusehr auf, niemandem macht es was aus. Das Urteil über das Barock, vor kurzem noch ein *casus belli*, ist angeblich unausgewogen – und ich denke, daß es lange so bleiben wird.

Mit dem Verlust jener Identität, die beunruhigenden, manchmal anspruchsvollen Fragen entsprang, ist die tschechische Ernsthaftigkeit in bezug auf Geschichte verlorengegangen. Jene abgestaubten Stereotypen sind heute eher so etwas wie ein privates Vergnügen, ein Hobby, weil sie keinen rasonierenden kulturellen, geistigen Raum zur Verfügung haben, wo sie in einem Echo widerhallen und zurückkehren würden – hier verstärkt, da übermoduliert, dort mit einer dissonanten Begleitung. Wir sind wie

in einer gut ausgepolsterten Schallkabine. In dieser nicht rasonierenden, weil homogenen und von der Umwelt sich isolierenden tschechischen Welt fehlt, wie es scheint, das Bedürfnis nach großen Bildern der Vergangenheit, das Bedürfnis großer Erzählungen, wie diese Bilder von der Theorie der Postmoderne bezeichnet werden.

Große Bilder nehme ich in der tschechischen Welt eben nur mehr dort wahr, wo alte oder erwachende neue Befürchtungen, Ängste anklingen, und zwar im Verhältnis zu den Deutschen. Ein Mangel an Selbstbewußtsein, der uns wie eine irrationale Komponente der heutigen slowakischen Seele, nämlich sozusagen ein Minderwertigkeitskomplex, bei politischen Verhandlungen so gestört hat, die dann niemals ganz sachlich verlaufen konnten, stellt gleichzeitig unser Problem in unserem Verhältnis zu den Deutschen, obwohl dies kaum einer zugibt, dar. Große Bilder sind da eher Alpträume und stellen ergiebige Nahrung für politische Demagogie dar. Ich sehe nur eine Abhilfe, aber ich befürchte, daß meine Ansicht bei weitem nicht allgemein geteilt wird.

Für eine der herrlichsten Episoden unserer Geschichte halte ich Masaryks Kampf gegen den vorgetäuschten oder aufrichtigen Glauben an die Echtheit der „Handschriften“. Masaryks Haltung hat mich als Tschechen immer mit Selbstvertrauen und Selbstbewußtsein erfüllt. Der Mut und die Bereitschaft, auch über weniger glänzende Seiten unserer Geschichte zu sprechen, und auf der anderen Seite freilich der Mut, der Wille und die Bereitschaft, solchen Reden zu lauschen, das sind für mich die stärksten Quellen des Selbstbewußtseins. Wo dies alles fehlt, dort wächst die Angst, die große Augen hat.

Wie verstehe ich den Begriff – die Herausforderung „unserer Geschichte“? Die Geschichte ist die unsere in dem Sinne, daß wir uns zu ihr bekennen in ihrer Gesamtheit, daß wir sie oder Teile von ihr nicht ablehnen. In dieser Annahme einer Verantwortung auch dafür, was ohne unser persönliches Dazutun geschah, für die Sünden und Irrtümer auch unserer Väter und Großväter, sehe ich die Berechtigung des Adjektivs „unsere“ beim Substantiv „Geschichte“. In noch höherem Sinne wird es möglich sein, „unsere“ dann zu sagen, wenn diese Einstellung in unseren beiden Ländern überwiegt. Dies betrifft freilich weit mehr „uns als einzelne“ als „uns im Sinne von Volk“. Die Politiker müssen wohl umsichtig das berücksichtigen, wie weit der andere mit einer solchen Verantwortungsübernahme fortgeschritten ist. Das ist glücklicherweise das, was wir außer acht lassen können, ja sogar müssen. Wenn wir uns danach richten würden, wie weit der andere in der Erkenntnis der eigenen Verantwortung und seiner eventuellen Schuld gekommen ist, dann wird es kein „Unser“ geben.

Diskussionsbeitrag von Otfrid Pustejovsky, Waakirchen

Der Ausgangspunkt dieser Tagung und damit der Thesen wird – wie so oft in den vergangenen 50 Jahren – auf das räumliche, politische und physische Zusammenleben von Deutschen und Tschechen innerhalb der Landesgrenzen der böhmischen Länder reduziert.

Es wäre aber angemessen, die Gesamtpolitik unter a) weltpolitischen und b) strukturell-gesellschaftlichen Vorzeichen einzuordnen, damit der Gefahr einer einengenden Betrachtungsweise begegnet werden kann.

- 1) Das tschechisch-deutsche Zusammenleben in den böhmischen Ländern (warum wird eigentlich die Slowakei weitgehend ausgeklammert, da sie doch 70 Jahre lang dem einheitlichen Staatsverband angehörte?) gehört keineswegs der Vergangenheit an; dies belegen einerseits die Zahlen der Volkszählung in der ČSFR von 1991 sowie andererseits die neuen Formen der Zusammenschlüsse von Deutschen in der heutigen Tschechischen Republik.

Ein kritisch-rationaler Diskurs über Vergangenheit und mögliche Zukunftsperspektiven hat deutscherseits, allerdings von der Wissenschaft vielfach unbeachtet oder sogar mißachtet, bereits seit dem Ende der fünfziger Jahre stattgefunden.

Die tschechische Reflexion stand hingegen bis zum 12. KPTsch-Kongreß im Dezember 1962 unter Moskauer Prämissen, im Exil weitgehend unter nationalistischen Vorzeichen; tschechisches Nachdenken löste sich dann, personell sehr unterschiedlich, allmählich aus den parteikonformen Denkvorgaben, um seit 1969/70 wiederum unter massiven „Normalisierungsdruck“ Breschnewscher Politiknormen zu geraten, während gleichzeitig eine „parallele Gesellschaft“ (Havel) neue Ansätze erkennen ließ, deren Zwischenergebnis in der seit 1990 immer breiter geführten Diskussion zu sehen ist.

Die im Thesenpapier der Tagung angebotenen drei Aspekte sind daher nicht neu, auch nicht originär, weil

- a) jede Zeit – für sich betrachtet – „modern“ oder „reaktionär“ sein kann;
- b) die Einbeziehung von neuen Wissenschaftserkenntnissen in breitere Diskussionsformen nicht nur ein Problem der Rezeptionsfähigkeit ist, sondern sehr oft auch eine Sache der Wissenschaft selbst, welche nur zu oft sozusagen „für sich und an die eigene Adresse“ gearbeitet hat und publiziert (als Gegenbeispiel: Timothy Garton Ash);
- c) Geschichts-„Bilder“ wohl in nachfolgender „Reihe“ entwickelt und tradiert werden: Familie – Schule – Öffentlichkeit; der Begriff „Massenmedien“ muß sehr differenziert werden, weil die Wirkungen etwa des Radios vor 1930, nach 1933 und heute unvergleichlich sind, ebenso die Rolle des Fernsehens seit ca. 1960, schließlich die durch technische Mittel erfolgte „Vernetzung“ der Weltpresse seit den achtziger Jahren (siehe: Radio Liberty – RFE für den gesamten früheren Warschauer Pakt sowie CNN);
- d) emotionalisierte Vergangenheitsrezeptionen und personalisierte Identifikationsmuster – zumeist unbeschadet der kritisch dargelegten bzw. analysierten Wirk-

lichkeit – die eigentlichen Strukturelemente „gesellschaftlichen“ Bewußtseins und entsprechenden Verhaltens bilden.

- 2) Die deutsch-tschechische Vergangenheit war und ist daher sowohl wissenschaftskritisch als auch multiplikatorisch aufzuarbeiten. Das in den Einleitungsthesen aufgefächerte Beziehungsfeld ist insofern einengend, möglicherweise sogar unrichtig, weil es den Wissenschaftler dem politischen und somit öffentlichen „Reibungsfeld“ entziehen möchte.

Alle Überlegungen bezüglich deutsch-tschechischer Vergangenheit müssen grenzübergreifend und multiplikatorisch angelegt sein, um Forschungsergebnisse vermittelbar zu machen und somit politikbezogen zu werden (deutsch ist daher nicht gleichbedeutend mit sudetendeutsch, „sudetendeutsch nach 1946“ wiederum ist nicht identisch mit Deutschen in der Tschechoslowakei vor 1938, Tschechen gegenüber Deutschen vor 1918 ist nicht identisch mit „Tschechoslowaken“ gegenüber Deutschen in der ersten Tschechoslowakei, und Tschechen nach 1991 gegenüber Deutschen ist nicht identisch mit Tschechen vor diesem Datum).

- 3) Eine Diskussion kontroverser Thematik kann und darf als Ziel nicht nur den Austausch von Statements haben, um eigene Standpunkt zu artikulieren und andere anzuhören, sondern die intellektuelle Bereitschaft, neue Erkenntnisse durchaus „bildhaft“ oder politisch umzusetzen; Beispiel: frühere Festschreibungen oder Beschreibungen von Person, Amt und Bedeutung Karls IV. und heutige Erkenntnisse (Seibt) – Person und Rolle von Masaryk in der Betrachtung bis 1938, 1948–89 und heute?
- 4) Es wird wohl darauf zu verweisen sein, daß jede Generation – somit auch in Böhmen und Mähren – um ein neues oder zumindest revidiertes Geschichtsbild ringt; erst die Kontinental-Ideologien des Faschismus – Nationalsozialismus und Marxismus-Leninismus haben grundsätzlich Primitiv-Schemata oktroyiert (Brandl, Palacký – Goll, Pekař, Šusta, Krofta – Graus, Macek – Staněk, Radvanovský).

Grundsätzlich ist auch hier zu bemerken:

- a) Böhmische Geschichte als Gesamtkomplex kann sinnvoll nur im Kontext der Geschichte Europas diskutiert werden;
- b) die „Ethnifizierung“ von Geschichte und Politik seit dem 19. Jahrhundert ist in der erlebten Zeit des 20. Jahrhunderts durch den Ersten Weltkrieg, die sogenannte Zwischenkriegszeit und die Jahrzehnte danach nicht abgeschlossen worden; die Unterdrückung einer rationalen Diskussion und eines in ihrem Gefolge notwendigen politischen Umsetzungsprozesses wurde durch unterschiedliche Diktaturen von Spanien (Katalanen) bis UdSSR systematisiert – wie derzeit noch bemerkbar – und in der Folge in den Bereich des Irrationalen verschoben (siehe Programmschrift von Wladimir Schirinowsky bzw. das ehemalige Jugoslawien).

*Zur Diskussionsrunde „Unsere Geschichte“:
Nationale Geschichte als historische Fiktion?*

Anstelle des vorgeschlagenen Ausgangspunktes der Geschichtswissenschaften sollte die politische Geschichte selbst dienen: Hierbei wäre zu diskutieren, inwiefern Aufklärung und Französische Revolution und in ihrem Gefolge die sogenannten Nationalbewegungen nicht allein die Emanzipation des Individuums, ferner Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit gebracht haben, sondern durch die Ent-Metaphysierung die „Suche“ nach neuen (Ersatz-) Identifikationen förderten.

In diesem Zusammenhang ist erwägenswert, was der mexikanische Schriftsteller und Politiker Gonzales Coso an Überlegungen eingebracht hat:

Es findet eine Umwandlung statt, eine neue Verdichtung der Machtbeziehungen, die das politische Universum modifiziert hat. Die Ausübung der Staatsraison wird dadurch einer neuen Instanz übertragen, bei der die Zustimmung zum Maß für die Effizienz der Intentionen und Normen wird.

Wir entfernen uns von den Systemen, die im Zeitalter der Aufklärung gepriesen wurden, vom Wohlfahrtsstaat und dem Rechtsstaat, denn Akzeptanz wird in immer geringerem Maß und für immer kürzere Zeitspannen verlangt, so daß heute die Formel einer beschränkten Zustimmung und schwachen Herrschaft gilt.

Alle, die Politik ausüben wollen, müßten ihre Aufgabe neuen Werten unterstellen, Werten wie: Geld, Toleranz, Versöhnungsgabe und die Fähigkeit, neue soziale Konstanten zu schaffen. Verhaltensweisen, die heute irrational, formlos und sinnentleert wirken, müßte ein dauerhafter Charakter verliehen werden. Es müßte eine „Normalität“ wieder eingeführt werden, aus der eine neue „Normative“ extrahiert werden könnte, ein Justizsystem, das diese sozialen Bewegungen einzudämmen in der Lage wäre¹.

In diesem Sinne hat es auch der Historiker nie mit einem festgefügt „Kanon der historischen Fakten“ zu tun, sondern immer nur mit den rekonstruierbaren, überblickbaren, wiederbelebten, zufälligen oder ausgewählten Fakten historischer Prozesse, die so vielfältig sind wie jedes einzelne Leben.

Insofern ist jegliches historische Erfassungs- und Darstellungsbemühen nur eine Annäherung – beispielsweise in bezug auf die Geschichte der böhmischen Länder abhängig vom Sprachzugang, aber heute auch von der persönlichen geistigen und politischen Position!

Es darf auch nicht übersehen werden, daß selbst der Historiker keine größere „Erinnerung“ hat als der nicht ausgebildete „Laie“, daß er immer auch nur ein Konstrukt vorlegt, das aufgrund des ausgewählten Materials, der Gängigkeit der Sprache, der Propagierung durch entsprechende Mittel (heute Medien), der vorherrschenden Akzeptanz Wirkung erzeugt, ein „Bild“ schafft, „Identifizierung“ stiftet. Es kann daher durchaus auch danach gefragt werden, worin und warum gegenwärtig „Geschichtsrömane“ oder „Narrative History“ solche Wirkungen zeigen – hingegen die sogenannte seriöse Geschichtswissenschaft wenig oder gar keine Außenwirkung erzeugt.

In diesem Zusammenhang erscheint es fraglich, neue Stereotypen einzuführen, etwa eine „tschechische Gesellschaft“ oder „Zirkel der Sudetendeutschen“ – denn Er-

¹ Süddeutsche Zeitung – Beilage „Welt-Mächte“ vom 22.2.1994.

fahrung, Beobachtung und (historische) Analyse zeigen, daß tradierte Begrifflichkeit unzureichend ist, ja daß versucht werden muß, neue Sprach- und Ausdrucksformen zu finden; als einfaches Beispiel etwa anstelle Deutsche, Tschechen und Juden in Prag Formulierungen wie Einwohnerschaft von Prag 1930, 1989, Bewohner von Kaaden katholischer, evangelischer, jüdischer Religionszugehörigkeit oder unselbständige Arbeiter deutscher Sprache bei Škoda ...

Die Diskussion könnte aber auch sozusagen von „oben herab“ durchgeführt werden, das heißt von der vergleichenden Materialsammlung und – Definition dessen, was denn „Nationalstaat“ und damit „nationale Geschichte“ sei.

Dazu könnte die zwar vereinfachte, aber auf eine breitere Verständnisebene hin angelegte Definition des Kölner Osteuropahistorikers Kappeler dienlich, wenn nicht gar hier besonders hilfreich sein:

Der Nationalstaat ist ein historisch junges Phänomen und universalgeschichtlich eine Ausnahme. Die Regel waren Vielvölkerreiche und sind es, wenn man über Europa hinausblickt, noch in der Welt von heute. Im Nationalstaat verwirklicht sich die moderne Nation, die entstanden ist im Gefolge der Französischen Revolution und der wirtschaftlichen, sozialen, politischen und kulturellen Modernisierung der europäischen Gesellschaften. Die moderne Nation ist primär eine politische Willensgemeinschaft, die alle sozialen Schichten einer Gesellschaft umfaßt (oder zu umfassen sucht). Sie wird zum obersten Souverän und zum wichtigsten Objekt von Identität und Loyalität².

Aus dem eben Gesagten ergäbe sich aber auch die weitere Überlegung, inwiefern die Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft mit gleichen oder wenigstens ähnlichen ethischen, rechtlichen und gesellschaftlichen Normen ein „Wir“-Gefühl erzeugt, demnach bei einem Wechsel ein Verlust eintritt (z. B. selbst im Falle der ehemaligen DDR, seit 1. 1. 1991 in beschleunigtem Tempo zwischen Tschechen und Slowaken).

Es gibt daher im eigentlichen Sinne keine „nationale Geschichte“, es sei denn als beliebige Manipuliermasse für eine bestimmte Staats- oder Machtraison, als quasi-einheitsstiftendes weltimmanentes Erlösungsmodell. Selbst gemeinsam erlittenes Gruppenschicksal (Verfolgung, KZ, Gefangenschaft, Ausweisung, GULAG) ist letzten Endes nur die Summe solcher unüberblickbarer und nicht erfaßbarer Einzelschicksale.

Wer und zu welchem Zweck stiftet daher „unsere“ Geschichte? Sind es die Herrschenden, die Unterdrückten? Ist es eine Elite, welche zum eigenen Selbstverständnis der „Wir“-Resonanz bedarf (z. B. Jungtschechen, Alldeutsche, die *Devětsil*- oder DAV-Generation; aber auch „bosnische Serben“)?

Zur Diskussionsrunde Die Geschichte der böhmischen Länder und die Geschichte des tschechischen Volkes: Eine Geschichte oder zwei?

Eine Perspektivverengung auf eine bestimmte Epoche oder historische Persönlichkeiten sollte nicht stattfinden; die in den Thesen erfolgte Festlegung der Ausgangsposition „Palacký“ ist bereits eine Perspektivverengung, weil die Auseinandersetzung mit Person, Werk und Konstituierung eines Geschichtsbildes nur noch akademischen Wert hat.

² Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 2. 3. 1994, 12.

Hingegen sind die heute in der ČR virulenten Vorstellungen wesentlich „jünger“ (wenngleich in bezug auf mögliche „Erlebnis-Generationen“ ebenso ambivalent):

- 1) Masaryk – Beneš – demokratischer Staat;
- 2) Faschismus (eigentlich präziser: Nationalsozialismus) – Kommunismus – pluralistische Unsicherheit;
- 3) Tschechen = Demokraten – „andere“ (Deutsche, Slowaken, Zigeuner, Visegrad-Staaten) = Anti- oder Quasi-Demokraten.

Die in der Öffentlichkeit geführten Diskussion scheinen immer wieder oder von neuem diese Punkte zu umfassen.

In diesem Zusammenhang sei daran erinnert, daß Josef Polišenský bereits 1945 eine lange Reihe von „Gravamina“ (allerdings an die Adresse „der Deutschen“) zusammengestellt hat.

Es ist ferner auch zu diskutieren, inwiefern Macht, Zwänge, Freiheit mit ihren entsprechenden Auswirkungen konstituierende Elemente waren und sind, beispielsweise sogenannte „Umvolkungen“, Immigration aus Böhmen nach Preußen im 17. und 18. Jahrhundert, Deutsche in der ČSR und ČSSR nach 1946/1960 sowie in der ČSFR und ČR 1989/1992. Welche Rolle war und ist der Sprache zuzumessen? Ist diese so relevant (wie allgemein bewertet), daß die „Muttersprache“ in Gegensatz zu „Vaterland“ gebracht werden könnte (Gegenbeispiel: parallele Mehrsprachigkeit im Libanon, teilweise in der Schweiz). So könnte hier auch der von der Geschichtswissenschaft bis heute weitgehend unbeachteten Belletristik und Kinderbuchliteratur in bezug auf deren relativierende „Maßstäbe“ Aufmerksamkeit geschenkt werden: beispielsweise Otfried Preußlers „Die Flucht nach Ägypten“, Götz Fehrs „Fernkurs in Böhmisches“, Peter Lotars „Eine Krähe war mit mir“, Oskar Kreibichs „Auferstehung auf Böhmisches“ – u. a. (Peter Härtling, Gudrun Pausewang, Anneliese Schwarz, Josef Holub).

Weiterhin: Bestimmte „Mentalitäten“ in der heutigen ČR sind weniger dem als Motiv beliebten, aber dennoch überbewerteten „Häusler-Milieu“ entsprungen als vielmehr der durch das kommunistische Regime erzwungenen Provinzialität von Denken, Leben und Handeln – parallel zu vergleichbaren Staaten des ehemaligen Warschauer Paktes. Ist es aber nicht gerade diese erzwungenermaßen nach innen gewandte Provinzialität, welche plötzlich aufbrechen, umschlagen, ja in neue Formen kollektiver „Abnormitäten“ implodieren kann (Bosnien, Turk-Bulgaren)?

Zur Diskussionsrunde Waren die böhmischen Deutschen Deutsche?

Die Fragestellung ist falsch. Die in den Thesen vorgeschlagene Diskussionsrichtung stellt im Grunde nur eine Fortführung gängiger Schablonen dar, weil sie nicht die zahlreichen Versuche impliziert, den unhistorischen Kern gerade dieses Denkansatzes zu verlassen – wie dies beispielsweise seit dem Ende der vierziger Jahre in der jüngeren Generation der aus Böhmen, Mähren und der Slowakei vertriebenen Deutschen der Fall war und sich in einer geradezu unübersehbaren Flut von Beiträgen niedergeschlagen hat; vergleiche z. B. dazu die Zeitschrift „Der neue Ackermann“, darin u. a.

Beiträge von Leonhard Reinisch (später Redakteur im Sonderprogramm des Bayerischen Rundfunks, Herausgeber von u. a. Leszek Kolakowski), Eugen Lemberg, Ferdinand Seibt, Tino Haibach, Hermann Ebert, Walter Rzepka.

Die in den Thesen zitierten lexikalischen Beiträge sind nur Varianten des überkommenen Schemas, auch im Brockhaus; sie zeigen die Notwendigkeit einer Revision der Grundvorstellungen.

Der Ansatz hat wohl eher bei der Frage zu erfolgen, inwiefern die Schaffung eines Staates erst „deutsche Nation“ konstituiert und außerhalb dieses Staates wohnende Gruppen per se diskriminiert hat oder zum funktionalen Prinzip der Mehrheits-, Minderheits-Bildung herabwertete. Insofern sind „Sudetendeutsche“ keine Identitätsgruppe *sui generis*, vielmehr der Versuch, fehlende Staatszugehörigkeit durch eine besondere Form einer Abgrenzungsideologie einer Gruppe gegenüber einer anderen Gruppe zu kompensieren. Dies ist eine Erscheinung, welche nach der Vertreibung der Deutschen aus der Tschechoslowakei bis zur Irrationalität eskalierte; der Widerspruch zwischen gefordertem und verabsolutiertem „Heimatrecht“ auf die „alte Heimat“ führte bis in die jüngste Zeit zu einem prinzipiell unüberwindbaren Loyalitätskonflikt in bezug auf die Stellung als vollberechtigte und beheimatete Staatsbürger der alten und seit 1990 neuen Bundesrepublik Deutschland: Bleiberecht als deutsche Staatsbürger und Rückkehrrecht in die Tschechoslowakei stehen – siehe dazu die „sudetendeutsche“ Argumentation von Walter Becher – aber dann in einem unlöslichen Widerspruch zueinander und zeigen somit auch ein gebrochenes Staatsverständnis, welches wiederum in Abrede gestellt wird.

Es wird hier wohl der Gedanke von Lepsius über das Verhältnis von ethnischer Kultur- und Staatsbürgerschaft zu diskutieren sein: am Beispiel der in verschiedenen Landschaften, Städten, Gruppierungen, sozialen Schichten, Vereinen, Parteien usw. zu unterschiedlichen historischen Zeiten überlieferten Selbstbezeichnung(en), ferner transgentale und translaterale Beziehungen – im Gegensatz zu geographischen und politischen Simplifizierungen nach 1935, insbesondere aber nach 1946 und wiederum verschärft seit 1990.

Es wird auch zu diskutieren sein, inwiefern Terminologien wie z. B. *Civilisation française*, *British Commonwealth*, deutsche Kultur(nation) – aber auch Sowjetmensch, sowjetisches Volk (*sovetskij narod*), *český lid* usw. unzutreffende, unscharfe, verfälschende Ab- oder Ausgrenzungen mit gleichzeitigem Vorranganspruch darstellen, aus denen sich dann weitere Führungsansprüche oder politische Interpretationsvarianten ergeben oder ableiten lassen:

1813/14 „Deutsche Befreiungskriege“

1866 „Deutscher Bruderkrieg“ (vgl. Berta von Suttner)

1938 „Sudetenland“ – Teil des „Großdeutschen Reiches“

1954 „Schirmherrschaft“ des Freistaates Bayern über die „Sudetendeutschen“ (mit der Begründung eines „4. Stammes“)

usw.

So ist schließlich auch ein ausgesprochen desintegratives Geschichtsbild feststellbar, welches einerseits unkritisch ein einheitliches „deutsches Volk“ (zu dem man

gehört) epochenübergreifend postuliert, andererseits die Erfahrungen einer Generation aber gerade gegenüber diesem „Volk“ als Abgrenzung einführt; einerseits wird die deutsche Sprache – Hochsprache? – als Identifikationsmerkmal genannt, andererseits wiederum die Kultur (aber welche im besonderen?) und schließlich eine gemeinsame Staatlichkeit.

Wie sind in so einem Beziehungsgeflecht Rheinländer, Tiroler, Ostpreußen, Wolhyniendeutsche, Rußlanddeutsche, Schlesier, Zipserdeutsche, Banater Schwaben, Siebenbürger Sachsen, Egerländer, Vogtländer, Iglauer usw. „zusammenzubringen“? Die ideologisierten Antworten sind u. a. bei Bodenreuth, Pleyer, Karlheinz Strobel („Die Flamänder von Prag“) nachzulesen.

In knapp 100 Jahren eines Übergangsjahrhunderts zwischen ca. 1840 und 1940 wurden davorliegende 900 bis 1000 Jahre „national“ umfunktioniert – so wird aus der Not oder dem Anreiz der mittelalterlichen West-Ost-Siedlungsbewegung eine „deutsche Großtat“, aus den Folgen des Dreißigjährigen Drei-Epochen-Krieges dann folgerichtig ein „tschechisches Dunkel“, aus den Kriegsgewinnlern und Bodenspekulanten desselben Dreißigjährigen Krieges ein neuer „deutscher“ oder „tschechischer“ Adel usw. Das Gesamtgebiet der Kultur wird „national“ besetzt: das tschechische „Nationaltheater“ in Prag mit Libuše oder ein bayerisches „Nationaltheater“ mit Richard Wagners pseudohistorischer Germanenheldenverehrung und pompöser Musik – es ist der gleiche Wert verschiedener Medaillen.

Welche Vorstellungen haben wir Heutigen – und ich schließe die Historiker ausdrücklich mit ein – wirklich von einer Bevölkerung, die noch zu Beginn dieses Jahrhunderts vielerorts in ein bis zwei Räumen arbeiten und wohnen mußte, ohne fließendes Wasser, mit Petroleumlampe, immobil, ohne soziales Sicherungsnetz, nur von den Erträgen karglichen Bodens oder miserabel entlohnter Handarbeit lebend, nur mäßig alphabetisiert, weitgehend ohne Bücher und weitgehend auch ohne Zeitung, meistens nur im Dialekt sprechend, fern von den Zentren und Subzentren politischer Entscheidungen, geistig vielfach abhängig von den Vorgaben der Sonntagspredigten oder engagierter Lehrer, vielfach immer noch abergläubisch, von starren Verhaltenscodices geprägt – welche Vorstellung also haben wir von diesem das Gros der Bevölkerung Böhmens, Mährens und Schlesiens bestimmenden Bevölkerung?

Insofern ist also der Grundthese einer „Ausformung zweier nationaler Gesellschaften“ zu widersprechen; sie stellt eine Rückprojektion dar und führt in der Diskussion wohl wiederum in eine argumentative Sackgasse.

Zur Diskussionsrunde Fragezeichen zur letzten Phase des tschechisch-deutschen Zusammenlebens in den böhmischen Ländern

In diesem Bereich werden etliche antithetische „Fragezeichen“ aufgeführt; sie stellen bekannte Klischees dar, klammern jedoch andere wiederum aus, so daß auf diese Weise eine erhebliche Einengung des Betrachtungsfeldes erfolgt.

Ergänzend soll daher auf folgende Problembereiche verwiesen werden:

1. Die Interpretation des Jahres 1918 aus den Erfahrungen der kommunistischen Herrschaft seit 1948 tschechischerseits bzw. der Vertreibung von 1946 deutscher-

seits ist eine eher geschichtsverdrängende Politisierung der jüngeren Zeitgeschichte als ihre Analyse.

2. Die Fixierung der Tschechoslowakei als „demokratischer Staat“ unter Zugrundelegung der Annahme, das Verfassungsanspruch und Verfassungswirklichkeit deckungsgleich gewesen, andere Staaten der mitteleuropäischen Region jedoch „schlechtere“ Staaten waren, bedingt als Folge eine formalistische Institutionendiskussion (vergleichbar manchen Argumentationsketten in der Beurteilung der Nachfolgestaaten der UdSSR).
3. Die Verabsolutierung des „Münchener Abkommens“ reduziert langdauernde historische Prozesse zu unbegründbaren Zwangsläufigkeiten – diese Argumentation relativiert sich aber beispielsweise angesichts der gegenwärtigen EU-, NATO- und UNO-Politik gegenüber Ex-Jugoslawien und Bosnien, aber auch in Somalia, im Sudan und jüngst in der Diskussion des israelisch-palästinischen Abkommen-Pokers.
4. Sudetendeutsche und Tschechen waren 1938 oder 1945/46 genauso Steine in einem politischen Machtspiel nach dem Muster der Machtpolitik und Machtdiplomatie des 19. Jahrhunderts, vergleichbar heute z.B. Armenien, Aserbeidschan, aber auch den Tschetschenen und Inguschen in Rußland, den Kurden im Nahen Osten usw. Hier geht es wohl um die weit entscheidendere Frage, wie eine „nationale“ und „internationale“ Staatsdiplomatie (der Widerspruch in der Terminologie scheint kaum aufzufallen) mit den technischen Mitteln des ausgehenden 20. Jahrhunderts, aber manchen Denkschemata des 19. Jahrhunderts, Probleme lösen möchte, die prinzipiell eine „neue Welt“ indizieren – etwa das Postulat des Völkerrechts, welches de facto jeweils das Recht der Regierenden ist, das Postulat verabsolutierter Staatsgrenzen, sogenannter „Nichteinmischungsrechte“ usw.

Auch der „Abschub“ = Vertreibung, Aussiedlung ist nur *ein Teil* eines globalen Staats- und Wertewandels und einer neuen Staatsethik der Problemlösung durch Beseitigung von Störfaktoren nicht im Sinne verhandelbaren Ausgleichs, vielmehr durch Eliminierung einzelner und ganzer Bevölkerungsteile (ob in Indien und Pakistan 1947, in Mitteleuropa 1946 oder in Kaschmir 1992/93 und in Afrika 1993/94 ist letzten Endes „egal“).

Zur Diskussionsrunde Das Erbe der multikulturellen Gesellschaft und die deutsch-tschechische Nachbarschaft

Diskussionsansatz und vorgeschlagener Weg führen in manche Stereotypen der bundesdeutschen Diskussion der neunziger Jahre, welche aber wiederum ihre Spuren in den sechziger Jahren hat (vgl. Rudi Dutschke, Cohn-Bendit, Joschka Fischer, aber auch Milan Horáček usw.). Es wäre sowohl einer fachwissenschaftlichen als auch einer breiteren Diskussion abträglich, bestimmte Modetermini einzuführen und auf die Geschichte der böhmischen Länder auszudehnen. Im einzelnen ist folgendes zu bemerken:

1. „Mythologien“ setzen im allgemeinen ein vorindustrielles Gesellschaftsgefüge und methaphysische oder para-methaphysische Denkmuster voraus. Weder auf Hitler

noch auf Stalin, weder auf Marx noch auf das sogenannte theokratische Regime im Iran, viel weniger noch auf die Urgeschichte oder die Führungsgeschichte ist der Begriffe anwendbar (slawische Urzeit, Siegfried-Nibelungen-Syndrom, „Daker“-Syndrom Ceausescu, Amselfeld-Komplex der Serben usw.).

Statt dessen ist der Begriff Ideologie weiter zu differenzieren in bezug auf seine Funktion als Ersatz-Religion und kollektivstiftendes Identifikationsmuster. Eine „kollektive Identitätssuche“ gibt es nicht, wohl aber die Summe individueller Verhaltensweisen, welche erst später oder unter bestimmten Bedingungen als „collectivum“ erscheinen (ein Hungernder, ein Verschleppter, erfährt seinen Hunger/seine Verschleppung zunächst ganz allein und für sich selbst, Tausende in einem Lager Hungernde oder Verschleppte werden erst durch die Betrachtung oder das Empfinden dieser großen Zahl zum „Hungernden-Kollektiv“ oder zum „Verschleppten-Kollektiv“ – zunächst wohl für sich in der Gemeinsamkeit des Erleidenden und dann erst von „außen“ als signifikante Übereinstimmung).

2. Altes Recht und neues Recht, Naturrecht, göttliches Recht, individuelle und kollektive Rechte, Bürgerliches Recht, Staatsrecht, Völkerrecht usw.: Es erscheint notwendig und dringend geboten, diesen gesamten Komplex in seiner historischen Entwicklung ganz neu zu untersuchen und somit auch die Relevanz in der Diskussion der Geschichte der böhmischen Länder neu zu überdenken.

Was heißt denn eigentlich „Böhmisches Staatsrecht“ im 19. und 20. Jahrhundert? Gibt es einen „naturrechtlichen“ Anspruch auf „Heimat“? (Welche denn? Geburtsort, Schulort, wechselnde Arbeitsorte, „zweiter Wohnsitz“?) Ist „Recht“ die Funktion der Durchsetzung jeweiligen Mehrheits- oder Siegerwillens (z. B. ČSR 1918 bis 1920 – dagegen Saar-Abstimmung 1955)?

Ist Recht identisch mit mehrheitlicher Auffassungsübereinstimmung oder manipulierbaren Mehrheiten (z. B. Iran nach dem Sturz des Schah-Regimes; in der ČSR Verurteilung und Hinrichtung von Regime-Gegnern 1951 bis 1953 durch Abstimmungsmechanismen in Betrieben und auf Versammlungen, vergleiche dazu die Pressediskussionen nach dem 12. Parteikongreß der KPTsch zwischen Dezember 1962 und Ende 1963; Inszenierungen von „Volkszorn“ z. B. im Jahre 1938 gegen jüdische Mitbürger im Deutschen Reich)?

Ist Recht, was Präsident Beneš 1945 „dekretiert“ hat?

3. Eine „volkserzieherische“ Aufgabe eines die Vergangenheit aufarbeitenden Diskurses als Zielvorgabe ist deswegen abzulehnen, weil somit die Argumentation einen finalen, jedoch nicht diskursiven Charakter erhält. Nicht das Ziel des „Aufbaus einer demokratischen Gesellschaft“ ist maßgebend, sondern die Frage, welche Elemente im Laufe der Geschichte entweder in Richtung totalitärer Herrschaft, zur Demokratie oder sonstwohin geführt haben bzw. führen oder leiten können. Insofern ist es daher von Interesse, welche Besonderheiten im Vergleich zu anderen Staaten oder Regionen feststellbar sind, ferner ihre Parallelitäten, Retardierungen oder beschleunigendere Elemente (Hus – Luther; Comenius – moderne gewaltfreie Pädagogik; Tarifverträge in Böhmen aus den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts – sächsische Tarifvereinbarungen vom Beginn dieses Jahrhunderts; anti-

römische Protesthaltungen – Schönerer-Bewegung; Tschechoslowakismus – sudetendeutsche „Anschluß“-Bestrebungen; usw.).

Pointiert könnte z. B. auch so gefragt werden: Wer war der Zukunft und ihren Problemen mehr zugewandt, der „deutsche“ Sozialrevolutionär Kudlich oder der „tschechische“ Vergangenheitsbewahrer Palacký? Wer war „demokratischer“, der „Tscheche“ Masaryk oder der „Deutsche“ („Österreicher“?) Karl Renner? Waren die „Sudetendeutschen“ bis zum Oktober 1918 „Österreicher“ und kurz darauf etwa „Deutsche“?

Diese Fragestellung kann selbstverständlich weiter variiert werden, etwa in bezug auf politische Grundauffassungen eines Hans Schütz, Wenzel Jaksch, Father Reichenberger, Walter Becher, Franz Neubauer – oder Petr Pithart, Lev Prchala, Jiří Dienstbier, Václav Havel und Václav Klaus.

4. Schließlich erscheint es auch als dringende Aufgabe, möglichst alle im breiten gesellschaftlichen Bewußtsein vorhandenen Stereotypen näher zu untersuchen, z. B. böhmische Dörfer, tschechische Hausmeister-Mentalität, Švejkismus, sudetendeutsche Identität, Sudetendeutschtum, Masaryk = Befreiungspräsident, Selbstbestimmungsrecht = Münchner Abkommen, Faschismus = Nationalsozialismus = sudetendeutsche Partei = 5. Kolonne gegen die Tschechoslowakei, Revanchisten usw.
5. „Geschichte“ kann daher von niemandem oder aber von jedem als „Besitz“ eingefordert werden: je nach Generation, Lebensumständen, Lebensalter, Erlebnishorizont. „Geschichte“ ist in diesem Sinne nicht der Nachvollzug eines Einmal- und nicht-anders-Gewesenen, sondern die in der Gegenwart erwünschte und in die Zukunft hineinprojizierte Wunsch- oder Idealvorstellung.

Doch: Jedes Haus ist das Werk unterschiedlicher Berufe und Fähigkeiten in aufeinanderfolgenden, durch den Zweck des Hausbaus bestimmten Zeitabläufen, auch von unterschiedlicher Qualität usw.; es ist weder ein Haus des Malers, des Zimmermanns, des Kanalbauers ...

Ist den die Prager Teynkirche etwa deutsch, die Alt-Neu-Synagoge „typisch“ jüdisch? Ist denn vielleicht St. Niklas auf der Prager Kleinseite inmitten Böhmens eine „bayerische“ Kirche, der Marktplatz von Iglau wegen seiner Größe vielleicht „großdeutsch“? Ist der „Tatra“ der Vorkriegszeit mehr oder geringer „tschechisch“ als das Modell der sechziger und siebziger Jahre? Ist die Funktion von Prof. Hahn als VW-Chef von der Tatsache ableitbar, daß er aus Böhmen stammt? Die Philosophie Patočkas deswegen besonders ethisch-relevant, weil er als Tscheche in Prag wirkte, und ist Edmund Husserl ein „deutscher“ Philosoph, weil er sich aus Mähren nach München begab? Gehört Masaryk den Tschechen, den Slowaken oder den Tschechoslowaken, gehört die Philosophie eines Václav Havel den Tschechen, ist die Theologie eines Professors Zvěřina tschechisch (und warum hat ihm dann eine deutsche Theologische Fakultät den Ehrendoktor verliehen)? So könnte man diese Fragestellung weiterleiten, bis sie sich selbst ad absurdum führt.

Es ist allmählich an der Zeit, daß nach den grundlegenden und in ihren Folgeerscheinungen sich erst in Umrissen abzeichnenden Veränderungen nach 1989/90 erkannt und herausgearbeitet wird, daß das Zeitalter des „Nationalismus“ und

letzten Endes damit auch des „Nationalstaates“ mit all ihren Erscheinungsinhalten und -formen eine relativ kurze Übergangserscheinung der europäischen Geschichte waren bzw. sind – entgegen manchen immer noch postulierten Forderungen oder gegenwärtigen politischen Restitutionsversuchen. Sie stellen daher keineswegs eine Konstituante für langfristige historische Entwicklung dar. Die Betrachtung und Bewertung der Gesamtgeschichte der böhmischen Länder (und der Slowakei) sollte sich nicht von den Erscheinungsformen dieser kurzen Periode bestimmen lassen, sondern von den großen Linien der Gesamtheit-Geschichte in der „Mitte“ des Kontinents.

Diskussionsbeitrag von Jiří Pešek, Prag

Es gehört zu den natürlichen menschlichen Unsitten, daß der Mensch aus seinem Bewußtsein mit Genuß alles Unangenehme und Anspruchsvolle eliminiert, und wenn er nicht muß, dann bekennt er sich auch nicht dazu. Nehmen wir dann die meisten Synthesen z. B. der böhmischen Geschichte (ob Landesgeschichte oder Geschichte der tschechischen Nation), finden wir dort überwiegend eine Zusammenstellung aller Aktiva, respektive jener Passiva, die unsere Vorfahren eigentlich nicht selbst verschuldet haben, sondern die als Folge verschiedener „objektiver“ Unglücksfälle und fremder Bosheiten entstanden. Sollen wir aber dies als „unsere Geschichte“ bezeichnen?

Das österreichische Bürgerliche Gesetzbuch aus der Zeit des heute verlorenen tschechisch-deutschen Zusammenlebens gestand bei Verhandlungen über Verlassenschaften (so wie die meisten alten und späteren, republikanischen Kodifikationen) potentiellen Erben das Recht zu, das Erbe nicht annehmen zu müssen, wenn es verschuldet war oder als rechtlich gefährlich empfunden wurde. Verweigerte aber jemand ein solches Erbe, verlor er darauf – und zwar als unteilbaren Komplex – sein Recht. Er verlor also z. B. auch das Recht auf Eintritt ins Vaterhaus, verlor den offiziellen Anspruch, auch nur das Hochzeitsfoto seiner Eltern mitzunehmen.

Der Begriff „unsere Geschichte“ hat nur Sinn als Bekenntnis zu den Passiva, zu Fehlern und Komplikationen „unserer“ nationalen, staatsbürgerlichen oder territorialen tschechischen Vergangenheit, sowie als der Mut, sich mit der Gesamtheit der Aktiva und Passiva von Taten und Schicksalen vorangegangener Generationen auseinanderzusetzen. Die Geschichte (um so die weniger wissenschaftlich erarbeitete Geschichte) ist kaum die einzige identitäts- und wertbildende Basis des Verständnisses und der aktiven Gestaltung der Gegenwart, und dies gilt für „uns“, die tschechischen Einwohner der ČR, wie für unsere, u. a. deutsche, Mitbewohner dieses Teils von Europa. Die historische Erfahrung und die Erarbeitung von Geschichte, die Bewältigung der Vergangenheit darf aber beim Prozeß der Ausübung von „Herrschaft über all unsere Dinge“ weder übersehen noch vernachlässigt werden. Soll also die Geschichte ein Bestandteil der Bildung einer aktuellen Identität, Grundlage des menschlichen Selbstverständnisses und des Rechts auf Verweilen im eigenen Haus sein, so muß die Geschichte dieses Landes und seiner Bewohner durch eine republikanische Geschichtsschreibung auch konsequent als „unsere Geschichte“ aufgefaßt werden. Ohne ein solches Bekenntnis zur Bereitschaft, sich auch mit den Passiva der Vergangenheit „unserer“ aktuellen Gesellschaft auseinanderzusetzen, verliert die Geschichte der böhmischen Länder in den böhmischen Ländern eine ihrer wesentlichen Dimensionen und Bedeutungen.

Hans Henning Hahn brachte hier vor, daß die Geschichte, wenn sie als „unsere“ begriffen werde, eine Art Ware werden könne und – in der Substanz instrumentalisiert – nach momentanen Bedürfnissen auch verkauft werden könne. Mein Einwand lautet: Versucht, eure Schuld zu verkaufen. Ein Käufer ist nicht leicht zu finden. Das Bekenntnis zu den Passiva „unserer“ Geschichte ist eher eine Investition, ein Schritt, unternommen mit dem Bewußtsein der Risiken, die auf dem Markt der geschichtlichen Passiva üblich sind. Dieser Schritt schiebt uns, aktuelle Bürger und Einwohner der böhmischen Länder, einerseits in eine anständige europäische Gesell-

schaft derer, die die nicht bezahlten Verbindlichkeiten „ihrer Firmen“ solid anerkennen, andererseits ermöglicht eine solche Einstellung in der allgemeinen europäischen Konkurrenz die Beurteilung des realen Ausmaßes und des Wertes unserer Schulden, der geschichtlichen Passiva, der Fehler oder Verbrechen uns vorausgehender Generationen.

Möglicherweise zeigt sich in der Optik des umfangreichen europäischen Klubs geschichtlicher Schuldner, daß einige Schlüsselfehlritte der Vergangenheit kein gewaltiges, außergewöhnliches und unverständliches Stolpern „unserer“ ansonsten geregelten Geschichte sind, sondern integrale Bestandteile europäischer Katastrophen, die in einem eng tschechischen oder tschechisch-deutschen Ausmaß weder lösbar noch – seinerzeit – begreifbar waren. Möglicherweise begreifen wir erst als Schuldner besser andere Schuldner. Möglicherweise öffnet uns das Bekenntnis zu „unseren“ geschichtlichen Passiva eine Reihe unbekannter und wesentlicher Blickwinkel auf die Geschichte dieses Landes und seiner Bewohner. Bis jetzt ist das Bürgen für die historischen Fehlritte der Gesellschaft, mit der wir uns gegenwärtig identifizieren, eine wenig übliche Einstellung (oder wird nur verbal proklamiert), und zwar sowohl in der nationalen tschechischen als auch in der sudetendeutschen Geschichtsschreibung. Werke dieser Qualität allerdings existieren bereits.

Geschichte ist prinzipiell nicht nur eine „reine“ objektive Wissenschaft. Es ist ihr Fluch und gleichzeitig ihr Reiz, daß bei jedem Begreifen größerer historischer Komplexe und Problemkreise die rein kognitive Ebene notwendigerweise überschritten wird. Das Endprodukt der Arbeit des Historikers ist die Synthese objektiver wissenschaftlicher Analysen und Wertungen, die immer eine bestimmte Dosis auch außerwissenschaftlicher Erfahrung, Emotionen, freilich auch Bemühungen enthält, die Partialität der gewonnenen Informationen durch literarische, also ästhetische Darstellung zu verdecken. Wie hier Jan Křen anmerkte, schreibt der Historiker auch mit dem Herzen (mit allen Konsequenzen einer solchen Praxis und mit allen Folgen des Versuchs der Absenz einer solchen Einstellung). Der Geschichtsschreiber ist immer die interessierte Seite, und deswegen wird sich die Geschichte Böhmens, in Böhmen geschrieben, auch notwendigerweise von der böhmischen Geschichte unterscheiden, die in Deutschland, Israel oder vielleicht in Mexiko geschrieben wird.

Jedes tatsächlich „objektive“ geschichtliche Werk wäre im Grunde uninteressant. Lassen wir kleine Material- oder Lokalstudien und teilweise die Geschichte der Technik, eventuell allumfassende enzyklopädische Überblicke beiseite, so begegnen wir dieser Einstellung am ehesten noch in einigen Bereichen der sozialen und wirtschaftlichen Geschichte. Bei thematisch komplexen Studien, besonders wenn sie von aufregenden Zeiten und menschlich drastischen Ereignissen handeln, ist aber eine solche Haltung im besten Falle eine Pose, eventuell ein Ausdruck von Oberflächlichkeit. Der Historiker ist ein aktiver, konsequent sachkritisch zu Ende denkender Teilnehmer am Geschehen, das er wiedergibt. Die Produktion von Mitarbeitern des Collegium Carolinum liefert darüber besonders in den letzten Jahrzehnten eine Reihe von herrlichen Beispielen. Darum war sie auch in der kommunistischen Tschechoslowakei verboten, respektive wurde offiziell ignoriert, darum greifen sie auch einige, der sudetendeutschen Landsmannschaft nahe extremistische Kreise an oder nehmen sie nicht zu Kenntnis.

Es bleibt also im Gegenteil der Geschichte der böhmischen Länder und ihrer Einwohner zu wünschen, daß eine tschechisch-deutsche oder noch besser breitere internationale Gemeinschaft von Historikern und Rezipienten gebildet wird, die diese Geschichte als „unsere Geschichte“ auffassen und sich zur Notwendigkeit einer Auseinandersetzung mit ihren so oder anders unangenehmen Kapiteln bekennen. „Unsere Geschichte“ ist die Geschichte der Anteilnahme an geschichtlichen Problemen. Eine andere als „unsere“ gemeinsame Geschichte hat für Tschechen und Deutsche wohl keinen Sinn. Wir hätten es dann nämlich geradezu mit einem Pingpong von Fragen zu tun, die „unsere“ Eitelkeit nicht verkraften könnte. Aber davon haben wir schon genug gehabt.

Diskussionsbeitrag von Hanna Burger, Wien

Als Historikerin, die sich mit der Geschichte der Habsburgermonarchie – und hier besonders mit den Sprachen- und Nationalitätenkonflikten des späten 19. Jahrhunderts befaßt –, würde ich das Problem „*unsere* Geschichte“, d.h. das Problem des Konstrukts einer nationalen Geschichte, gern im Kontext der europäischen Integration diskutieren.

Tschechien wie Österreich sind grundsätzlich gewillt, dem „Neuen Europa“ – das seit dem Inkrafttreten des Maastricht-Vertrages konkrete Gestalt angenommen hat – beizutreten. Sieht man von den politischen, ökonomischen und ökologischen Problemen einmal ab, die beide Staaten im Falle eines Beitritts (in unterschiedlichem Ausmaß) zu bewältigen hätten, so könnte man sich die Frage stellen, welche historischen Erfahrungen Länder wie Österreich und Tschechien (beides historisch relativ junge Staaten) in das transnationale, nichthomogene, pluriethnische, vielsprachige – ich sage es mit aller Vorsicht – „staatsähnliche“ Gebilde Europäische Union mitbringen. Würden diese historischen Erfahrungen den Integrationsprozeß eher erleichtern oder erschweren?

Ich möchte an dieser Stelle an eine bestimmte Zeit erinnern, in der die heutige Republik Österreich und die heutige Republik Tschechien in einem gemeinsamen Staatsverband lebten. Ich spreche nicht allgemein von der Zeit des „Heiligen Römischen Reiches“ bzw. der des Habsburgerreiches, sondern spezifisch von der sogenannten „Verfassungszeit“, der Zeit nach dem „Ausgleich“ bis zum Ende des Ersten Weltkrieges 1867–1918. Damals hieß dieser Staat (Kritiker sprachen von einem staatsähnlichen Gebilde) Österreich-Ungarn bzw. jener Teilstaat, dem unsere beiden Beitrittswerber angehörten, „Die im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder“. In diesen „im Reichsrathe vertretenen Königreichen und Ländern“ (an Spott über den umständlichen Namen hat es bei den Zeitgenossen wahrlich nicht gefehlt) gab es amtlich weder „Deutsche“ noch „Tschechen“, sondern nur österreichische Staatsbürger deutscher bzw. tschechischer (und vieler anderer) Umgangssprachen. Es gab in der Sprache der auch damals vielgescholtenen Bürokratie auch keine tschechischen und deutschen Schulen, sondern nur allgemeine Volksschulen mit tschechischer, deutscher, italienischer, polnischer, ruthenischer, rumänischer, slowenischer, serbokroatischer oder „gemischter“ Unterrichtssprache, und es gab eine Verfassung, die keiner Nationalität und keiner Sprache einen gesetzlichen Vorrang (als Staats-, Amts- oder Unterrichtssprache) einräumte.

Über diese altösterreichische „*political correctness*“ ist viel gespottet worden; dem nationalen Zeitgeist entsprach sie längst nicht mehr. Ein Staat ohne Namen und ohne Sprache schien vor dem Ideal des einheitlichen, homogenen, verfaßten Nationalstaats zum Untergang verurteilt.

Die im Anschluß an Herder, Humboldt und Fichte entwickelte Vorstellung von Nation als „*Sprachnation*“, die im Gegensatz zu früheren Auffassungen, die eher auf Territorialität, Religion oder Herrschaftsform basierten, die *eine* Sprache zum Kriterium ihrer Bestimmung erhob, hatte für die Habsburgermonarchie (und in besonderem Maße für die böhmischen Länder) fatale Konsequenzen. Die böhmischen Länder verfügten über eine jahrhundertealte Tradition der Mehrsprachigkeit. Doch der seit

dem Vormärz erschallende Ruf nach einem *Recht* auf den Gebrauch der Muttersprache führte Ende des 19. Jahrhunderts geradezu zur *Pflicht*, sich ausschließlich dieser zu bedienen und – schlimmer noch – zu einem *Verdacht* gegen die *Fremdsprachen*. Die Sprache des anderen wurde zunehmend zur Sprache des Feindes.

Betrachtet man z. B. die pädagogische Literatur des 19. Jahrhunderts, so ist zu konstatieren, daß hier ein wahrer Prozeß gegen „Mehr- und Vielsprecherei“ geführt wurde, in der man – vor der jetzt geschichtsmächtig werdenden Folie der „Sprachnation“ – ein Zeichen der Dekadenz und eine Bedrohung des noch sehr filigranen Konstrukts der „nationalen Identität“ erblickte.

Konsequenterweise wurde in den böhmischen Ländern das Erlernen der zweiten Landessprache nicht mehr (in der Tradition eines Jan Amos Komenský oder eines Bernard Bolzano) als eine selbstverständliche Verpflichtung, zumindest für die Gebildeten, erachtet, sondern zunehmend als Zwang empfunden. Das drückt sich u. a. aus im sogenannten „Sprachenzwangsverbot“ (Absatz 3 des Artikel 19 der Verfassung von 1867), der bestimmte, daß in gemischtsprachigen Kronländern die Unterrichtsanstalten derart eingerichtet zu sein hätten, „daß ohne Anwendung eines Zwanges zur Erlernung der zweiten Landessprache“ jeder Volksstamm „die erforderlichen Mittel zur Ausbildung in seiner Sprache“ erhält.

Sprachenzwang hieß die neue Vokabel im Nationalitätenkonflikt, der zuletzt zu einer tiefgreifenden Entfremdung und kulturellen Desintegration der verschiedenen Sprachpopulationen in den böhmischen Ländern führte.

Der Aufbau zweier sprachlich getrennter, vollständiger nationaler Bildungspyramiden (Ernest Gellner) in den böhmischen Ländern, darüber hinaus die Einführung von „nationalen Wahlkatastern“ für die mährische Bevölkerung nach 1905, führten u. a. dazu, daß an „Nationalität“ immer mehr materielle Rechte geknüpft wurden. Um den „Besitzstand“ einer Nationalität zu wahren, wurde nun versucht, immer *deutlichere, immer sicherere, immer wissenschaftlichere Kriterien zur Bestimmung und Identifizierung von „Nationalität“ zu finden*. Die Möglichkeit bzw. Unmöglichkeit ihrer Feststellung wurde in der späten Habsburgermonarchie zum Gegenstand einer öffentlichen Debatte. Gefordert wurde jetzt: das *nationale Subjekt*.

Dieses „*nationale Subjekt*“ – das in Wahrheit der transnationalen, mehrsprachigen Identität vieler Altösterreicher (insbesondere in den böhmischen Ländern) widersprach – machte sich daran, alte gewachsene soziale und kulturelle Bindungen zu zerstören. Übrig blieben ideologisch-affektive Komplexe, die, lange schon vor dem Ersten Weltkrieg, zur kulturellen Segregation und politischen Desintegration der Bevölkerung der böhmischen Länder führten.

Heute gilt es für beide Länder – Österreich wie Tschechien – erneut die „transnationale Herausforderung“ (Stephan Toulmin), die der Prozeß der europäischen Integration beinhaltet, anzunehmen und jeder für sich (und vielleicht auch ein Stück gemeinsam) zu bestehen.

HEIMAT UND EXIL: ZWEI JAHRESTAGUNGEN DES COLLEGIUM CAROLINUM

Die Jahrestagungen des Collegium Carolinum vom 19. bis 22. November 1992 und vom 19. bis 21. November 1993 in Bad Wiessee galten dem Thema „Heimat und Exil. Emigration und Vertreibung aus den böhmischen Ländern im 19. und 20. Jahrhundert“.

Im ersten Teil der Tagung lag der Schwerpunkt der Referate auf der begriffsgeschichtlichen Annäherung an das Thema und auf Untersuchungen, die sich mit Heimatvorstellungen und -bildern verschiedener gesellschaftlicher Gruppen und der Verarbeitung des Topos „Heimat“ in unterschiedlichen literarischen Gattungen befaßten. Die einleitenden Referate von Joachim Stark, Rudolf Jaworski und Hans Henning Hahn wiesen aus verschiedenen Perspektiven darauf hin, daß der Begriff der Heimat in der Tat lange gründlich diskreditiert gewesen sei: Da „Heimat“ die Unmittelbarkeit persönlicher Erfahrungen und Erwartungshorizonte mit dem kollektiven Selbstverständnis von Gesellschaft verbindet, war und ist das Wort gegen seine politische Vereinnahmung durch Nationalismen unterschiedlichster Schattierung nicht gefeit. Die Gleichsetzung von Heimat und Volkstum im Nationalsozialismus hat dies dann bis zu einer gegen alles Fremde gerichteten zerstörerischen Aggressivität vorangetrieben. Auf der anderen Seite – und dies zeigt die Erörterung des Heimatbegriffs in der Sozialgeschichte, der Ethnologie und der Kulturanthropologie – kann der Komplex „Heimat“ auch die kritische Reflexion auf negative Erscheinungen der gesellschaftlichen Entwicklung („Unbehaustheit“) zum Ausdruck bringen und dazu dienen, neue Chancen der Beheimatung in komplexen Gesellschaften auszuloten.

Hahns Referat, das in einem breiten, typologisierenden Überblick die historischen Entstehungsbedingungen der politischen Emigration im 19. Jahrhundert darstellte, leitete zugleich über zu jenen großen sozialen und politischen Prozessen, die im 19. Jahrhundert beginnen und im 20. Jahrhundert Dimensionen erreicht haben, die die Renaissance des Heimatbegriffs miterklären: die nach Millionen zählenden Auswanderungsbewegungen in die Neue oder Alte Welt und die massenhaften politischen Emigrationsbewegungen vor allem des Zweiten Weltkrieges. Wie sich ursprüngliche Bindungen an soziale Lebenswelten unter Anpassungsdruck und Integrationszwang in den Gastländern, in der neuen Heimat der Auswanderer und Emigranten verändern, beschrieb Ivan Dubovický für die Tschechen in Amerika und die politische Mobilisierung tschechischer und slowakischer Auswanderer im Zweiten Weltkrieg, Stanislav Brouček für die Tschechen und Slowaken in Frankreich, Peter Heumos für die Emigranten aus der Tschechoslowakei im Zweiten Weltkrieg und Nadia Valášková für die Umsiedler aus dem Gebiet um Tschernobyl in der Tschechoslowakei. Eva Schmidt-Hartmann und Milan Šmíd zeigten anhand von Briefen die Wahrnehmungsbarrieren eines tschechischen Einwanderers in Amerika.

Zum Komplex der literarischen Verarbeitung des Heimatbegriffs trug Antonín Měšťan einen Überblick über die tschechoslowakische Emigrationsliteratur nach 1948

bei. Alexander Usler untersuchte Geschichtsbilder in sudetendeutschen Heimatbüchern nach 1948, und Stefan Bauer wies in einer ebenso kritischen wie präzisen Analyse nach, daß die sudetendeutsche Trivalliteratur nach 1948 einen antimodernistisch-volkstümelnden Heimatbegriff konserviert, wie er sich in der Abwehr gegen die industriegesellschaftlichen Entwicklungsschübe des 19. Jahrhunderts herausbildete.

Die soziologischen und psychologischen Bedingungsbeziehungen langfristig nachwirkender Erinnerungen und Deutungen der Vertreibung bei Sudetendeutschen in Hessen war das Thema des Referats von Utta Müller-Handl, die Ergebnisse eines auf Interviews und Befragungen beruhenden Forschungsprojekts vorstellte.

Der zweite Teil der Tagung über „Heimat und Exil“ befaßte sich vor allem mit vier Themenkomplexen: Migration, Reemigration, Vertreibung und Integration. Das Frageinteresse richtete sich dabei nicht – wie im ersten Teil der Tagung – auf Heimatvorstellungen und -bilder, sondern auf den konkreten Verlauf sozialer Bewegungen und Prozesse, die im wesentlichen die großen Bevölkerungsbewegungen und -verschiebungen erfassen sollten, die zwischen 1938 und 1948 in den böhmischen Ländern stattgefunden haben. Nachdem Vera Mayer (Tschechen in Wien), Milan Krajčovič (Reemigration der Slowaken nach 1918) und Monika Glettler (Rückwanderung aus den USA nach Südosteuropa vor dem Ersten Weltkrieg) mit ihren Referaten die Migrationsproblematik in längerfristiger Perspektive dargestellt hatten, deckten die materialreichen Beiträge von Otto Zwettler (Migration von Tschechen und Juden in den böhmischen Ländern 1938–1948), Valerián Bystrický (Die Aussiedlung der Tschechen aus der Slowakei 1938–1939), Jaroslav Vaculík (Die Reemigration in die Tschechoslowakei 1945–1948) und Zdeněk Radvanovský (Wiederbesiedlung in den böhmischen Ländern nach 1945) einen wichtigen Teil der Bevölkerungsbewegungen ab, die seit 1938 und dem Münchener Abkommen die traditionelle Bevölkerungsstruktur der böhmischen Länder und der Slowakei tiefgreifend veränderten. Bedauerlicherweise konnte ein Referat, das am Beispiel einer westböhmischen Stadt die Vertreibung der Deutschen aus der Tschechoslowakei nach dem Zweiten Weltkrieg darstellen sollte, wegen Erkrankung des Referenten nicht vorgetragen werden.

Die Integrationsproblematik der Sudetendeutschen wie der Vertriebenen in der BRD überhaupt war das Thema zweier methodisch anregender Beiträge von Edgar Pscheidt (Zur Integration der Sudetendeutschen in Bayern) und Thomas Grosser (Integrationsrahmenbedingungen in Stadt und Land: Die Aufnahme der Flüchtlinge und Heimatvertriebenen in Württemberg-Baden nach 1945).

Abgeschlossen wurde die Tagung mit vier Referaten zur Vertreibungsproblematik. Stefan Bauer behandelte die Vertreibung der Deutschen aus Ostmitteleuropa in der deutschen Belletristik, Jaroslav Kučera beleuchtete die Diskussion über die Vertreibung in der tschechischen Publizistik, Eva Schmidt-Hartmann befaßte sich mit den von Tschechen und Sudetendeutschen über die jeweils andere Seite tradierten Stereotypen und den Blickverengungen in der Historiographie bei der Darstellung der böhmischen bzw. tschechoslowakischen Geschichte, und Ferdinand Seibt sprach über die Entwicklung des politischen Selbstverständnisses der Sudetendeutschen in der Bundesrepublik Deutschland, die durch das kollektive Erlebnis der Vertreibung, durch betont nationale Positionen, weniger durch gemeinsame historische Traditionen geprägt worden sei.

Insgesamt waren die beiden Jahrestagungen durch ein relativ hohes Maß an Übereinstimmung tschechischer, slowakischer, österreichischer und deutscher Historiker gekennzeichnet. Anregend waren beide Tagungen nicht nur aufgrund der Fülle von methodisch-konzeptionellen Ansätzen zur Bearbeitung des Themas, sondern auch dadurch, daß in der lebhaften Tagungsdiskussion auf zahlreiche Defizite der bisherigen historischen Forschung bei der Bearbeitung dieses vielschichtigen Fragenkomplexes hingewiesen wurde.

Die Referate beider Tagungen werden in einem Sammelband des Collegium Carolinum veröffentlicht werden.

München

Peter Heumos

INTERNATIONALE ZUSAMMENARBEIT IN DER OSTMITTELEUROPAFORSCHUNG

„Möglichkeiten der wissenschaftlichen Zusammenarbeit in der Ostmitteleuropaforschung zwischen Deutschland und den Ländern im östlichen Mitteleuropa“ waren Thema einer Tagung, die vom 22. bis 24. Februar 1994 gemeinsam vom Herder-Institut e. V. und vom J. G. Herder-Forschungsrat in Marburg an der Lahn veranstaltet wurde. Sie war verbunden mit der symbolischen Übergabe des Instituts vom bisherigen Träger, dem Herder-Forschungsrat, an den neuen Trägerverein. Dieser Verein („Herder-Institut e. V.“) hat korporative Mitglieder: darunter die sieben sogenannten ostdeutschen historischen Kommissionen, unter ihnen auch die HK der Sudetenländer, ferner der Herder-Forschungsrat, die Philipps-Universität Marburg, das Osteuropa-Institut München und nicht zuletzt auch das Collegium Carolinum e. V. Nach der Satzung „unterstützt“ das Institut „als wissenschaftliche Service-Einrichtung [...] die Erforschung der Länder und Völker des östlichen Mitteleuropa in europäischen Bezügen unter besonderer Berücksichtigung der Geschichte der historischen deutschen Ostgebiete und der deutschen Siedlungsgebiete in Ostmitteleuropa. Zur Wahrnehmung dieser Aufgaben betreibt das Institut auch eigene Forschung“. Finanziert wird es als eine der Institutionen der „Blauen Liste“ je zur Hälfte vom Bund und den Ländern über die Bund-Länder-Kommission für Bildungsplanung und Forschungsförderung.

Die mit der Institutsübergabe verbundene Tagung behandelte im Hinblick auf diesen für das Herder-Institut so wichtigen Augenblick mit Bedacht die Rahmenbedingungen, in denen seine Arbeit stattfindet: die gegenwärtig in neue Verhältnisse eingetretene, nach langer Behinderung aufblühende, aber doch eben auch aufgrund der historischen Belastung des gegenseitigen Verhältnisses und aktueller politischer Probleme nicht problemfreie wissenschaftliche Kooperation zwischen Deutschland und den ostmitteleuropäischen Staaten vom Baltikum über Polen bis zur Tschechischen und zur Slowakischen Republik.

Die wegen der Kürze der Zeit nur wenigen, aber inhaltsreichen Referate waren hinsichtlich ihrer Autoren und der Thematik so gewählt, daß Schnitte in unterschiedlichen Ebenen in den Gegenstand gelegt werden konnten. Zunächst sprach der Direktor des Deutschen Historischen Instituts in Warschau, Rex Rexheuser, über „Perspektiven

deutsch-polnischer Zusammenarbeit in der Geschichtswissenschaft“; Jan Křen, der an der Prager Karls-Universität soeben ein Zentrum für deutsche und österreichische Geschichte im Rahmen eines neuen Instituts für Internationale Studien aufbaut, behandelte „Probleme und Chancen der Kooperation tschechischer und deutscher Historiker“; Horst Förster, der Tübinger Geograph, wies „Möglichkeiten der Kooperation im Bereich der Regionalforschung“ unter anderem auch an den Euroregiones im deutsch-tschechisch-polnischen Bereich auf. Als Fallstudie behandelte der Historiker Hartmut Boockmann (Humboldt-Universität Berlin und Göttingen) „Die Geschichte der Universität Königsberg und die Perspektiven der Historischen Forschung in Ostmitteleuropa“. Zum Schluß fanden sich in einem Podiumsgespräch Vorsitzende von drei historischen Kommissionen zusammen, die in exemplarischer Weise schon während der kommunistischen Ära trotz größter Schwierigkeiten Wissenschaftsbeziehungen mit Historikern der Länder in Ostmitteleuropa, mit deren Geschichte sich die jeweilige Kommission beschäftigt, angebahnt und gepflegt haben: Ihre „Erfahrungen und Perspektiven“ legten dar: Udo Arnold (Ost- und Westpreußen), Stephan Dolezel (Sudetenländer) und Gert von Pistohlkors (Baltikum). Dabei wurde jeweils auch die „Großwetterlage“, in der sich Forschung über Ostmitteleuropa heute vollzieht, beleuchtet.

Die Referate und Diskussionen boten einen guten Einstieg in die neue Arbeitsphase des Herder-Instituts, das nicht nur wie bisher seine reichhaltigen Fachsammlungen über Ostmitteleuropa der Forschung zur Verfügung stellt und Editionsprojekte und andere Publikationen bearbeitet, sondern künftig auch größeren Nachdruck auf den Charakter einer Begegnungsstätte („Forum“) für die Ostmitteleuropaforschung legen wird: unter anderem mit internationalen Fachtagungen, mit der Möglichkeit zur Erteilung von Stipendien für Forschungsaufenthalte am Institut, insbesondere für Wissenschaftler aus Ostmitteleuropa, und in der Kooperation mit anderen Institutionen, die auf diesem Gebiet arbeiten.

Marburg an der Lahn

Hans Lemberg

DEUTSCH-TSCHECHISCHE/SLOWAKISCHE HISTORIKERKOMMISSION

Die von den Außenministern beider Länder 1990 eingesetzte deutsch-tschechoslowakische und seit 1993 deutsch-tschechische und deutsch-slowakische Historikerkommission hatte nach ihrer dritten Tagung vom 7.–9. Oktober 1992 im Schloß Štířín und nach einer vierten Arbeitstagung am 4./5. Oktober 1993 in Prag nun insgesamt drei Bände der jeweils diskutierten Referate vorgelegt. Der erste, herausgegeben von Hans Mommsen und Jiří Kořálka, faßt unter dem Titel „Ungleiche Nachbarn – demokratische und nationale Emanzipation bei Deutschen, Tschechen und Slowaken“ die Entwicklung von 1815–1914 zusammen. Er erschien im August 1993 im Klartext-Verlag in Essen. Der zweite Band, herausgegeben von Jörg K. Hoensch und Dušan Kováč im gleichen Verlag im Januar 1994, trägt den Titel „Das Scheitern der Verständigung. Tschechen, Deutsche und Slowaken in der Ersten Republik 1918–1938“. Ein dritter Band, herausgegeben von Detlef Brandes und Václav Kural, steht unmittelbar

vor dem Erscheinen. Er wird den Titel tragen „Der Weg in die Katastrophe: Das Ende des Zusammenlebens von Tschechen, Slowaken und Deutschen im gemeinsamen Staat 1938–1948“. Alle drei Bände sind bereits mit denselben Herausgebern und dem gleichen Text in tschechischer und slowakischer Sprache erschienen. Die Kommission setzt im Herbst 1994 ihre Arbeit mit einer Tagung in München fort. Dabei wird „das deutsch-tschechisch-slowakische Verhältnis 1948–1989“ zur Debatte stehen. Eine übernächste Tagung soll den Entwicklungen während des Ersten Weltkriegs gelten, wobei vor allem die Problematik des Selbstbestimmungsrechtes beim Untergang der österreichisch-ungarischen Monarchie und bei der Entstehung der tschechoslowakischen Republik besondere Aufmerksamkeit finden sollen.

München

Ferdinand Seibt

DEUTSCH-TSCHECHISCHE SCHULBUCHKONFERENZ

Nach einer längeren Pause wurden mit einer Sitzung vom 13.–16. März 1994 die seit 1988 bestehenden deutsch-tschechoslowakischen Schulbuchkontakte – nun im Rahmen einer deutsch-tschechischen Kommission – fortgesetzt. Die Konferenz im Georg-Eckert-Institut für internationale Schulbuchforschung in Braunschweig, organisiert von Robert Maier, stand unter dem Titel „Die deutsch-tschechischen Beziehungen in der Weimarer Republik“, deren Vielschichtigkeit und Problematik Manfred Alexander in einem öffentlichen Vortrag ausführlich darlegte.

Einführend referierten Falk Pingel (Braunschweig), Tomáš Pasák und Jaroslav Pátek (beide Prag) über Schulbuchzulassung und Entstehung von neuen Schulbüchern in der Bundesrepublik Deutschland und in der Tschechischen Republik. Von tschechischer Seite wurden seit 1990 neu herausgegebene Geschichtslehrbücher und deren Konzeptionen vorgestellt, aber auch auf noch bestehende Mängel hingewiesen sowie darauf, daß durch die Auflösung der Tschechoslowakei Ende 1992 eine neue Situation entstanden sei, die wiederum eine grundlegende Überarbeitung der Schulbücher notwendig mache.

Erstmals wurden nicht nur Historiker und (tschechische) Schulbuchautoren (Harna, Pátek), sondern auch Lehrer in die Schulbuchkonferenz einbezogen. Drei tschechische Geschichtslehrerinnen (Lenka Dvořáková, Marie Kutová und Jana Vačkářová) berichteten von Unterrichtsversuchen, bei den sie deutsche und tschechische Lehrmaterialien vergleichend berücksichtigten und die im Rahmen eines Lehrerfortbildungskurses an der Karls-Universität in Prag unter Renata Wohlgemuthová ausgewertet wurden. Dabei ergab sich, daß die Tschechoslowakei und Ostmitteleuropa für die Weimarer Zeit in den deutschen Schulbüchern nicht eigens berücksichtigt werden, ja nicht einmal die Deutschen in diesen Gebieten; daß das außerschulisch geprägte historische Vorverständnis von tschechischen Schülern über die Zeit des Nationalsozialismus auch durch einen Unterricht mit übersetzten (ausführlicheren) deutschen Unterrichtsmaterialien nicht leicht zu verändern ist; und schließlich am Beispiel der Darstellung der Sowjetunion bis 1939, daß deutsche Schulbücher stärker die Zusammenhänge, tschechischer Schulbücher mehr Daten und Fakten ver-

mitteln. Daran schloß Heidrun Dolezel (Göttingen) mit ihrer gründlichen Analyse der deutsch-tschechischen Beziehungen 1918–1938 in den neuesten tschechischen Schulbüchern an.

Die fachhistorischen Referate galten der Wahrnehmung Deutschlands und der Sudetendeutschen in der tschechoslowakischen Öffentlichkeit der Zwischenkriegszeit (Josef Harna, Prag), den Berichten der deutschen Waffenstillstandskommission über die Tschechoslowakische Republik im ersten Halbjahr 1919 (Frank Hadler, Berlin), dem deutsch-tschechischen Nationalitätenproblem im Bereich des tschechoslowakischen Bildungswesens (Andreas Reich, Heidelberg), den deutsch-tschechoslowakischen Wirtschaftsbeziehungen in den zwanziger Jahren (Jaroslav Pátek, Prag) und der deutschen Emigration in Prag in den dreißiger Jahren (Barbara Köpplová, Prag). Gerade der Beitrag über das Schulwesen verdeutlichte, welch großen Einfluß die Wertvorstellungen und (Vor)Urteile der im Bildungsbereich Tätigen auf die nationale Konfrontation hatten. Um so bedauerlicher ist es, daß gerade die deutsch-tschechische Schulbuchdiskussion nicht nur in der Öffentlichkeit beider Staaten, sondern selbst unter den Fachhistorikern zur Zeit nur eine geringe Beachtung findet.

Die nächste Schulbuchkonferenz wird sich der problematischsten Periode der deutsch-tschechischen Beziehungen, den Jahren 1938 bis 1948, widmen.

München

Robert Luft

JAN HUS ZWISCHEN ZEITEN, VÖLKERN, KONFESSIONEN

Unter dem Titel: Jan Hus zwischen Zeiten, Völkern, Konfessionen veranstaltete ein internationales Organisationskomitee unter dem Vorsitz von Karl Josef Hahn (Bilthoven/Niederlande) und mit Beteiligung des Collegium Carolinum vom 22.–26. September 1993 ein internationales Symposium. 40 Referate vereinigten die meisten Forscher, die in den letzten Jahrzehnten größere Arbeiten zum Thema vorgelegt hatten.

Das Symposium war aufgebaut nach den Themenkreisen: Die Welt vor Hus – Hussens Gedankenwelt – Hussens Nachleben. Überraschend war die große Teilnehmerzahl, die auf ihre Weise nicht nur das wissenschaftliche, sondern auch noch immer rege theologische Interesse an der Diskussion um den Lebensweg des Prager Reformators belegte. Unter 150 Teilnehmern waren Bischöfe von fünf Konfessionen vertreten. Die Vorträge sollen in der Publikationsreihe des Collegium Carolinum binnen Jahresfrist veröffentlicht werden.

München

Ferdinand Seibt

KETZER IN OSTEUROPA

Die School of Slavonic and East European Studies der University of London hatte für den 6.–10. Juli 1994 zu einer Konferenz eingeladen unter dem Titel „Heresy in Eastern Europe“. Die Tagung wurde von M. A. Branch und R. B. Pynsent von der SSEES organisiert, zusammen mit W. F. Ryan und Y. Stoyanov vom Warburg Institute.

Damit war eine trotz aller Rufe nach interdisziplinären Forschungen leider sonst noch immer seltene Verbindung zwischen literarischen und historischen Quellen gesichert. Dabei gab es zwei Schwerpunkte in den Referaten, die wohl auch im Hinblick auf eine mögliche Publikation der Ergebnisse dieser Konferenz die besondere Mitteilung verdienen: Das bosnische Bogomilentum und seine Verbindung zu den Catharern, vorgetragen namentlich von Leslie Collins, Yuri Soyakov, Malcolm Lambert, Marian Wenzel, Bernhard Hamilton und Sima Ćirković.

Der zweite Schwerpunkt lag bei den Hussiten und ihren Verbindungen zum englischen Wyclifismus, mit dem sich Anne Hudson, Ferdinand Seibt, František Šmahel, Pavel Krás, Robert Pynsent, Karel Brušák und David Short befaßten. Eine interessante Ergänzung lieferte Gábor Klaniczay mit einem Forschungsbericht über die sonst wenig beachtete mittelalterliche Häresie in Ungarn.

Beiden Problemkreisen ist eine besondere Bedeutung für die jeweilige Entwicklung eigen: Den Bogomilen sagt man eine noch immer problematische Fortwirkung in der westlichen Christenheit nach, auf die Entwicklung der Catharer bezogen; die Hussiten sind in ihrer Bedeutung für den Beginn von „Reformation“ in der westlichen Welt und als erstes Glied der Kette der europäischen Revolutionen noch nicht gehörig erkannt. Eine Mehrzahl von intensiven Textstudien sowohl zum ersten Themenkreis als auch zum Wyclifismus, zu Hus und Jakobellus wird hoffentlich der Fachliteratur nicht vorbehalten werden. Besondere Beachtung verdienen die internationalen Verbindungen, welche die Londoner SSEES mit dieser Tagung geknüpft oder vertieft hat.

München

Ferdinand Seibt

WENZEL ANTON FÜRST KAUNITZ-RIETBERG UND SEINE ZEIT

Vor 200 Jahren, am 27. Juni 1794, starb in Wien Wenzel Anton von Kaunitz-Rietberg, mit dem der Aufstieg des mährischen, in Austerlitz bei Brünn (Slavkov u Brna) beheimateten Geschlechts der Kaunitz in den Wiener Hofadel im Jahrhundert von Absolutismus und Frühaufklärung seinen Höhepunkt fand. Als Staatskanzler wurde Kaunitz, eine der zentralen Figuren in der europäischen Politik der Habsburgermonarchie in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, zum Architekten des im Siebenjährigen Krieg gegen Preußen gerichteten *Renversement des alliances*. Seit seinem Tode ist Wenzel Anton, von dem schon zu Lebzeiten als vom „großen“ Kaunitz gesprochen wurde, unter diesem Gegensatz Österreichs mit Preußen und den konsequent die Außen- von der Innenpolitik trennenden Tätigkeitsfeldern gesehen und bewertet worden. Diese zum Teil problematische Eingrenzung in Frage gestellt und gleichzeitig auf die von Kaunitz ausgehenden mannigfaltigen gesellschaftlichen und kulturellen Impulse hingewiesen zu haben, ist das erfreuliche Ergebnis einer viertägigen Zusammenkunft im süd-mährischen Brünn und in Austerlitz, die vom Historischen Museum in Austerlitz in Zusammenarbeit mit der Brünner Außenstelle des Österreichischen Ost- und Südosteuropa-Institutes in Wien anläßlich des zweihundertsten Todestages

des österreichischen Staatskanzlers veranstaltet wurde. In Austerlitz wurde darüber hinaus eine dem österreichischen Staatskanzler gewidmete Ausstellung vom Historischen Museum eröffnet, die bis zum 4. Dezember 1994 zu sehen ist.

Von den knapp 30 in deutscher, französischer und englischer Sprache vorgetragenen Referaten in den drei Sektionen „Staatskanzler und Außenpolitik“, „Reformen in der Habsburgermonarchie“ sowie „Persönlichkeit, Aufklärung und Mäzenatentum“ kann an dieser Stelle nur ein schmaler Ausschnitt geboten werden, der dem facettenreichen, allerdings die Diskussion und Aussprache vollständig ausklammernden Tagungsprogramm nur begrenzt gerecht wird. Franz A. J. Szabo (Ottawa), dessen großangelegte Kaunitzbiographie in ihrem ersten Band nunmehr vorliegt, stellte einleitend die Neuordnung der Prioritäten bei Kaunitz und dessen defensive Friedenspolitik in den Vordergrund, die vor allem auf eine Stärkung des Zentrums ausgerichtet gewesen sei. Er habe damit in hohem Maße eine „alternative Vision“ entwickelt, die auf die Schaffung einer neuen Identität der Monarchie abzielte. Szabo wandte sich gegen ältere Interpretationen, die immer wieder vom „Einstieg“ des Staatskanzlers in die Innenpolitik sprechen, nachdem dieser in der Außenpolitik – der Versuch, Schlesien zurückzugewinnen, war schließlich ebenso mißlungen wie das Bemühen, Preußen in den Rang einer Mittelmacht zurückzusetzen – gescheitert sei. Ähnlich argumentierte auch Grete Klingenstein (Graz), die sich 1972/73 mit einer Abhandlung über den jungen Kaunitz habilitierte, in ihrem Beitrag über Kaunitz und die diplomatische Revolution. Sie unterstrich die Kompetenz von Wenzel Anton, der sich Ende der vierziger Jahre geradezu eine „wirtschaftspolitische Avantgarde“ nach Wien geholt habe, in allen Bereichen der Handelspolitik. Seine Außenpolitik habe sich nicht in einem Abstraktum von Macht- und Interessenfragen, sondern stets unter Berücksichtigung der spezifisch österreichischen Lage – im Vergleich zu England etwa in der Frage der Einheit des Zollgebietes – abgespielt.

Lothar Schilling (Köln), dessen Dissertation über „Kaunitz und das Renversement des alliances. Studien zur außenpolitischen Konzeption Wenzel Antons von Kaunitz“ soeben als Band 50 der Historischen Forschungen erschienen ist, hob dagegen doch einschränkend die Grenzen rationaler, aufgeklärter Machtpolitik bei Kaunitz hervor, der in seinen Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata eine „geschlossene“ und vielfach begrenzte, der Empirie einen überaus hohen Stellenwert einräumende Vorstellungswelt besessen habe. In dieses Bild fügte sich in gewisser Weise der Beitrag von Horst Carl (Tübingen) über Kaunitz und Ostfriesland ein, der eine andere und bisher weniger erhellte Seite des aufgeklärten Reformpolitikers vorstellte. Kaunitz, der über die Reichsgrafschaft Rietberg – diese war auch Gegenstand der Beiträge von Alwin Hanschmidt (Osnabrück) und Manfred Beine (Rietberg) – zugleich Ansprüche auf ganz Ostfriesland geltend zu machen suchte, betrieb zugleich eine auf Staturerhöhung orientierte Familienpolitik im Alten Reich und blieb dabei in hohem Maße traditionellen Handlungsmustern und einem an dynastischen Personenverbänden und deren Herrschaftselementen orientierten Denken verpflichtet. Er sei damit zugleich eine der letzten Persönlichkeiten gewesen, die eine bemerkenswerte Sensibilität für das komplizierte Zusammenspiel im Alten Reich besaßen. Weitere Aspekte innerhalb der ersten Sektion betrafen die Beziehungen von Kaunitz zu den westlichen Mächten nach dem Siebenjährigen Krieg und das Ende der Ära Kaunitz in der Staats-

kanzlei, die H. M. Scott (St. Andrews) sowie Michael Hochedlinger (Wien) untersuchten, sowie die Rolle von Kaunitz in der Italienpolitik des Österreichischen Erbfolgekrieges und während seiner Zeit am französischen Hof, die Elisabeth Garms-Cornides (Graz, Rom) und Milena Lenderová (Budweis/České Budějovice) erhellten.

Die böhmisch-mährischen Wurzeln und Kontakte, die auf der Grundlage etwa der von Grete Klingenstein 1975 publizierten Studie „Der Aufstieg des Hauses Kaunitz. Studien zur Herkunft und Bildung des Staatskanzlers Wenzel Anton“ eine weitere Vertiefung verdient hätten, blieben im großen und ganzen gesehen im Hintergrund. Einzig Dušan Uhlíř (Troppau/Opava), Jan Janák (Brünn/Brno) und Bronislav Chocholáč (Brünn/Brno) informierten kurz über einzelne landesgeschichtliche Bezüge, Güterentwicklung und wirtschaftliche Erträge der Kaunitzschen Manufakturen in Mähren. Ähnliches gilt für die Beziehungen von Kaunitz zu Ungarn, die einzig von Éva Balász näher analysiert wurden. Ungleich stärker dagegen wurde das Wirken von Kaunitz seit 1742 als Gesandter in Turin sowie zwei Jahre später als Berater beim General-Gouverneur der österreichischen Niederlande in den Vordergrund gerückt. Carlo Capra (Mailand), Claudio Donati (Mailand) und Antonio Trampus (Turin) widmeten sich der österreichischen Lombardei und dem Trentino, Michéle Galand (Brüssel), Bruno Bernard (Brüssel) und Renate Zedinger (Wien) den österreichischen Niederlanden. Während Christopher Duffy (Sandhurst) in einem großen Bogen das Verhältnis von Kaunitz zur österreichischen Armee erhellte, konzentrierte sich Christine Lebeau in ihrem methodisch bemerkenswerten Vortrag auf die Personalpolitik des Staatskanzlers. Ernst Wangermann (Salzburg) rekonstruierte minutiös den Handlungsspielraum des alten Kaunitz im Krieg gegen das revolutionäre Frankreich.

Das als „Josephinismus“ benannte Reformbündel, dessen zeitgenössische Begründung und Legitimation sowie die Haltung von Kaunitz in der Frage des Verhältnisses von Staat und Kirche waren Gegenstand des Beitrags von Harm Klueting (Köln). Klueting relativierte die Einflüsse der Aufklärung – ein Interpretationsansatz, den insbesondere Franz A. J. Szabo vertrat – und betonte mit Nachdruck die Einflüsse des protestantischen Staatskirchenrechts, das Kaunitz durch Studium und persönliche Kontakte kennengelernt, studiert und geschätzt habe. Die Reduzierung der kirchlichen Gewalt auf einen engen, in der theoretischen Argumentation eigentlichen Kernbereich, die Kaunitz als wirtschaftlich vorteilhaft und politisch nützlich beurteilte, die Zurückweisung der Existenz eines privilegierten geistlichen Standes und die Unterstellung des Kirchengutes unter die Aufsicht der weltlichen Gewalt seien daher weniger mit der Aufklärung als vielmehr mit dem Protestantismus in Verbindung zu sehen.

In der dritten Sektion schließlich referierten Gerhard Croll (Salzburg) über Musiker und Musik in der Privatkorrespondenz von Kaunitz, Gudrun Busch (Mönchengladbach) über Gottfried van Swietens Berliner Briefe an Kaunitz und das Berliner Musikleben sowie Jiří Kroupa (Brünn/Brno) über Kaunitz und die bildende Kunst. Kroupa würdigte den Staatskanzler als einen der bedeutendsten Kunstmäzene seiner Zeit, der eine umfassende Kulturpolitik – auf seine Anregung hin entstand nach der Reform der Kunsterziehungsanstalten in Wien 1772 die Akademie der bildenden Künste – betrieben und überdies eigene architektonische und künstlerische Entwürfe etwa bei der im Jahre 1753 erworbenen Residenz Mariahilf, in Schönbrunn und nicht zuletzt auch in

Austerlitz umgesetzt habe. Den äußeren Abschluß und in Hinblick auf den vergleichenden, gesamtmonarchischen Zugriff auch Höhepunkt bildete der Vortrag von Robert J. W. Evans (Oxford), der über Mähren und die Kultur der Aufklärung sprach und damit Gedanken für eine fest umrissene Region konkretisierte, die er 1985 im zweiten Band des Jahrbuchs der Österreichischen Gesellschaft zur Erforschung des achtzehnten Jahrhunderts unter dem Titel „Über die Ursprünge der Aufklärung in den habsburgischen Ländern“ in breiterem Rahmen vorgelegt hat.

Berlin

Joachim Bahlcke

BÖHMISCHER LÖWE UND ÖSTERREICHISCHER ADLER

Das diesjährige interdisziplinäre Pilsener Symposium zur Kultur des 19. Jahrhunderts in Böhmen galt den tschechisch-habsburgischen Beziehungen zwischen 1848 und 1918. Das Treffen vom 10. bis 12. März 1994 wurde von der Nationalgalerie in Prag in Zusammenarbeit mit dem Österreichischen Ost- und Südosteuropa-Institut und dem Österreichischen Kulturinstitut in Prag organisiert und stand unter dem Thema „Der böhmische Löwe und der österreichische Adler“. So gelungen dieser Titel auch formuliert war, die Umsetzung im Detail wies einige Probleme auf. Immerhin stellt sich angesichts der soliden tschechischen Forschung zum 19. Jahrhundert während der letzten zehn Jahre selbst in der Tschechischen Republik nicht mehr die Frage, ob der österreichische Aar den böhmischen Leu nur als Käfigtier mißhandelte. Gerade die früheren Pilsener Tagungen trugen dazu bei, daß sich ausgehend von der Sozial- und Bildungsgeschichte eine differenziertere und von der tschechischen nationalen Entwicklung distanziertere Sichtweise der letzten Jahrzehnte der Habsburgermonarchie in den verschiedenen tschechischen Geisteswissenschaften verbreitete.

Die Tagung mit ihren knapp 30 Referenten aus der Tschechischen Republik, Österreich und den Niederlanden griff im historisch-politischen Teil die Frage von Loyalitäten, von regionalen, nationalen und zentralistischen Interessen und von Symbolen auf und leitete damit zu einem umfangreichen kulturgeschichtlichen Themenblock über. Zu diesem gehörte auch eine Podiumsdiskussion über die habsburgische staatliche Kunstförderung zwischen 1895 und 1915, der die Thesen der neuen Monographie von Jeroen van Heerde zugrunde lagen, wie auch die begleitende Ausstellung der Nationalgalerie über „Die Tschechen und die Habsburgische Monarchie in der Kunst des 19. Jahrhunderts“. Unter den Stichworten „Österreich als weitere Heimat“ und „Zentrum versus Peripherie“ wurden philosophiehistorische Aspekte, literarische Entwicklungen, Fragen der Architekturgeschichte und Stilistik sowie Musik- und Kunsttraditionen betrachtet. Genannt sei hier nur der Beitrag von Dalibor Tureček (Budweis) über einen Vergleich der Theaterkulturen in Prag und in Wien, der für Böhmen die größere Virtuosität in der Bühnentechnik, für das deutschösterreichische Theater die Entwicklung klar definierter Genres betonte. Schließlich fanden mentalitätsgeschichtliche Momente anhand des Militärwesens und aktueller Stereotypen bei Tschechen und Österreichern Beachtung.

In vielen Referaten stand die Diskussion über zwei alternative Wege im Mittelpunkt, doch wurden die jeweiligen Perspektiven von der Vorbildfunktion Wiens bzw. bewußter Opposition dagegen oder einer unabhängigen eigenen Entwicklung nicht deutlich herausgearbeitet. Die Unterscheidungen zwischen böhmisch und tschechisch, zwischen regional und großstädtisch bzw. reichspolitisch blieben oft unscharf. Auch wenn das typisch „Tschechische“ oft als charakteristischer Gegensatz zum habsburgischen oder deutschösterreichischen Wien hervortreten mag und obgleich das Deutschböhmische auf der Konferenz Berücksichtigung fand, führt diese bekannte Polarität angesichts der Geschichtstraditionen nicht zur Erkundung von wissenschaftlichem Neuland. Bei vielen der vorgestellten Fälle wäre eine genauere Differenzierung zwischen dem zeitgenössischen Verständnis, den damaligen „ideologischen“ Bekenntnissen und heutigen Erkenntnissen und Interpretationen über historische Entwicklungen und ihre Instrumentalisierung förderlich gewesen. Künftige Pilsener Tagungen sollten sich vielleicht stärker methodologischen Fragen, den historischen Paradigmenwechseln oder anderen wirklich kontroversen Themen widmen, um die gute Tradition interdisziplinärer Arbeit gewinnbringend fortzuführen.

München

Robert Luft und Michaela Marek

ZUM DEUTSCHEN VEREINSWESEN IN BÖHMEN

1848–1938

Von tschechischen Historikern wird neuerdings die Geschichte der Deutschen in den böhmischen Ländern immer intensiver erforscht. Dies gilt vor allem für das 19. und 20. Jahrhundert, die in dieser Hinsicht früher wenig Beachtung fanden. Zu einem Zentrum für die deutsche Geschichte in den böhmischen Ländern in den letzten 200 Jahren entwickelt sich offenbar das Institut für slawisch-germanische Forschungen (Ústav slovansko-germánských studií) an der Jan Evangelista Purkyně Universität in Aussig (Ústí nad Labem), wozu auch das Engagement des Aussiger Stadtarchivs beiträgt. Nachdem im Vorjahr Sachsen und Böhmen thematisiert wurden¹, fand am 14. und 15. April 1994 in Aussig das internationale Kolloquium „Deutsche Bildungs- und Wissenschaftsvereine in Böhmen 1848–1938“ statt, das von Kristina Kaiserová (Aussig) und Alena Mišková vom Archiv der Tschechischen Akademie in Prag organisiert wurde.

Parallel zur Aussiger Konferenz wurde die Ausstellung „Das deutsche Vereinswesen in Böhmen 1848–1938“ im Stadtmuseum eröffnet, die vor allem vom Stadtarchiv mit Aussiger Materialien ausgestattet wurde. Der konsequent zweisprachige Katalog enthält begleitende Aufsätze zur Vereinsproblematik in Aussig und Böhmen².

¹ Der zweisprachige Tagungsband liegt bereits vor: Čechy a Sasko v proměnách dějin/Böhmen und Sachsen im Wandel der Geschichte. Ústí n. L. 1993, 473 S. (Acta Universitatis Purkynianae. Phil. et Hist. 1, Slavogermanica II).

² Německý spolkový život v Čechách 1848–1938/Das deutsche Vereinswesen in Böhmen 1848–1938. Ausstellungskatalog Stadtmuseum Aussig. Ústí n. L. 1994, 61 S.; darin Houfek, Václav/Kaiser, Vladimír: Das Vereinsleben im Aussiger Gebiet in den Jahren 1848–1938; Hye, Hans Peter: Vereine – ein Phänomen des „langen“ 19. Jahrhunderts.

Einen Schwerpunkt des Kolloquiums bildeten die archivalische Situation und neue Fragestellungen zum deutschböhmischem Vereinswesen (Kaiserová) sowie die Erstellung neuer archivalischer Hilfsmittel per EDV (Eva Drašarová, Prag). Dazu gehörten Beiträge von Alena Mišková, Jana Mandlerová und Jindřich Schwippel (alle Prag) über die Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen, später Deutsche Akademie der Wissenschaften in Prag (1891–1945) und die königlich-böhmische Gesellschaft der Wissenschaften. Einen wenig bekannten Aspekt staatstragender deutscher Tätigkeit stellte Helmut Slapnicka (Linz) mit den „Deutschen Juristenvereinen und Juristentagen in der Tschechoslowakei“ vor. Eduard Mikušek (Leitmeritz) ging auf die Bedeutung von Leitmeritz für den „Verein für die Geschichte der Deutschen in Böhmen“ ein, Martin Dallmeier (Regensburg) berichtete über die Unterstützung böhmischer Vereine durch die Großgrundbesitzer Thurn und Taxis. Für das 19. Jahrhundert gaben einen Überblick über die deutschen Frauenvereine Pavla Horská (Prag), über die deutschböhmischen Arbeiterbildungsvereine Marlis Sewering-Wollanek (Marburg), über die deutschen Vereine Aussigs Hans-Peter Hye (Wien) und über die deutschliberale Volksbildung in Böhmen bis 1938 der Berichterstatter. Den Spezialfall des Elbevereins behandelte Fantišek Cvrk (Tetschen), während Vladimír Kaiser (Aussig) den über die Stadt hinaus wirkenden „Vereinsmeier“ Franz Umlauf (1883–1960) biographisch charakterisierte. Bedauerlicherweise fielen einige der angekündigten Referate, vor allem solche zum Deutschen Schulverein und zu Kunstvereinen, aus.

Die Tagung machte nicht nur deutlich, daß mit dem Thema des böhmischen Vereinswesens ein zentraler Bereich der gesellschaftlichen und nationalen Entwicklung erfaßt wird, sondern daß gerade hier noch zahlreiche Fragen unbeantwortet sind, wobei vor allem die neunziger Jahre des 19. Jahrhunderts mit dem starken Wachstum des Vereinswesens und mit der nationalen Separierung sowie die dreißiger Jahre des 20. Jahrhunderts bis zur Zerstörung des Vereinswesens durch die Nationalsozialisten besondere Aufmerksamkeit verdienen. Angesichts des neuen Engagements der tschechischen Seite wäre auch eine stärkere wissenschaftliche Beschäftigung mit dem böhmischen Vereinswesen von deutscher Seite wünschenswert, wozu ein Tagungsband des Collegium Carolinum schon vor Jahren einen Anstoß zu geben versuchte³.

Die Aussiger Tagungsbeiträge sollen in der Publikationsreihe „Germanoslavica“ veröffentlicht werden. Für 1995 ist eine weitere Tagung über „deutsche Geschichtsschreibung und deutsche Historiker in Böhmen“ vorgesehen.

München

Robert Luft

³ Vereinswesen und Geschichtspflege in den böhmischen Ländern. Vorträge der Tagungen des Collegium Carolinum in Bad Wiessee vom 25. bis 27. November 1983 und vom 23. bis 25. November 1984. Hrsg. von Ferdinand Seibt. München 1986, 332 S. (Bad Wiesseer Tagungen des Collegium Carolinum 13).

DER MARKT IM MITTELEUROPA DER ZWISCHENKRIEGSZEIT: DER KAPITAL-, WAREN- UND ARBEITSMARKT

Der Zerfall Österreich-Ungarns zerstörte einen der größten arbeitsteiligen Märkte und führte angesichts neuer, nationalstaatlicher Grenzen zu veränderten Rahmenbedingungen, die sowohl die Bildung kleinerer Märkte notwendig machten als auch den Kapital- und Warenverkehr erschwerten. Mit den Bedingungen und Charakteristika des Marktes im Mitteleuropa der Zwischenkriegszeit beschäftigte sich eine Tagung, die im Rahmen des Projektes „Die wirtschaftspolitische Rolle Österreichs im Mitteleuropa der Zwischenkriegszeit“ vom 16. bis 19. Mai 1994 an der Karls-Universität in Prag von den Instituten für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Karls-Universität und der Wirtschaftsuniversität Wien veranstaltet wurde.

In einem ausführlichen Eingangsreferat beschäftigte sich Bo Gustafsson (Uppsala) mit dem Markt und seinen Mechanismen in allgemeiner Form. Er definierte den Begriff Markt und untersuchte, wie Märkte funktionieren und welches die Vor- und Nachteile einer Marktwirtschaft sind. Es waren insbesondere die krisenhaften Erscheinungen, die den Markt in der Zwischenkriegszeit prägten, und dies spiegelte sich auch im zeitgenössischen ökonomischen und politischen Denken in Österreich wider, mit dem sich Alois Mosser (Wien) auseinandersetzte. Dem Staat schrieb man die Aufgabe zu, das gesellschaftliche Gleichgewicht wiederherzustellen. Die ergriffenen Maßnahmen erwiesen sich nicht selten als kontraproduktiv.

Die Diskussion über die österreichische Wirtschaftspolitik eröffnete György Köver (Budapest), der darauf hinwies, daß die Auflösung der Donaumonarchie keine wirtschaftlichen Ursachen hatte. Zdeněk Jindra (Prag) setzte sich mit dem deutschen Mitteleuropa-Konzept und dem österreichischen Anschlußbegehren auseinander. Während für Deutschland der Mitteleuropa-Gedanke überwiegend wirtschaftlich und geopolitisch motiviert war, orientierten sich die Anhänger der Mitteleuropa-Bewegung in Österreich an national- und staatspolitischen Interessen. Desirée Verdonk (Wien) stellte fest, daß auch die bekannteste österreichische Wirtschaftszeitung „Der Österreichische Volkswirt“ in den Jahren 1918/19 aus wirtschaftlichen Gründen den Anschluß an Deutschland propagierte. Ausgehend von J. A. Schumpeters Theorie der „aktiven Symbiose“, befaßte sich Peter Berger (Wien) mit der Verteilung von wirtschaftlicher und politischer Macht in der Republik Österreich. Die kleinbürgerlich-agrarischen Parteien avancierten bis zum Beginn der Weltwirtschaftskrise zur politischen Vertretung des Finanzkapitals und des Unternehmertums, die danach den Ständestaat favorisierten. Zu einem ähnlichen Befund gelangte Karl Haas (Wien) in seiner Untersuchung der industriellen Interessenpolitik. Gemeinsam mit den Banken unterstützte die Industrie den Bürgerblock. Die Forderung nach einer starken staatlichen Ordnung fand ihre Entsprechung in einer von Planwirtschaft dominierten Wirtschaftsdiktatur, wie aus dem von Gertrude Enderle-Burcel (Wien) vorgelegten Referat ersichtlich wurde. Planwirtschaft bedeutete krisenbedingten Staatsinterventionismus und hatte nichts mit sozialistischer Planwirtschaft zu tun.

Eine Übersicht über die Kapitalmärkte Mittel- und Südosteuropas legte Alice Teichova (Cambridge) vor, wobei sie darauf verwies, daß bei großer Kapitalnachfrage eine ständige Knappheit an Investitionskapital herrschte. Josef Faltus (Bratislava)

berichtete über die Entstehung des Marktes in der Slowakei, wobei er anmerkte, daß aufgrund der lang andauernden halbfeudalen Ordnung die slowakische Wirtschaft in ihrer Entwicklung rückständig war. Hans Kernbauer (Wien) analysierte die Entwicklung des österreichischen Kapitalmarktes in der Zwischenkriegszeit und kam zu dem Ergebnis, daß Österreich auf ausländisches Kapital angewiesen war. Auch in Ungarn konnte die Nachfrage nach Kapital nicht befriedigt werden, wie Ágnes Pogány (Budapest) konstatierte. Die negative Zahlungsbilanz wurde mit Hilfe ausländischer Darlehen ausgeglichen. Von großer Bedeutung für die Entwicklung des Marktes in den böhmischen Ländern war die Gründung der Prager Waren- und Effektenbörse im Jahre 1871, deren Entwicklung und Bedeutung Jiří Novotný und Jiří Šouša (Prag) nachzeichneten. Auf die Kapitalumschichtungen im Zuge der Nostrifizierung wies Vlastislav Lacina (Prag) hin. Deutsches, österreichisches und ungarisches Eigentum wurde nach dem Zerfall der Donaumonarchie in den Besitz der Mehrheitsnationalität überführt. Die nostrifizierten Gesellschaften, in denen einst das österreichische Kapital dominiert hatte, wandelte man überwiegend in multinationale Unternehmen um. Jaroslav Pátek (Prag) betonte einerseits die ökonomische Abhängigkeit der Tschechoslowakei von den wirtschaftlich stärkeren, westlichen Ländern, andererseits den Vorsprung, den das Land vor den übrigen Ländern Ostmittel- und Südosteuropas besaß. Die Ausführungen von Franjo Štiblar (Universität Ljubljana) machten deutlich, daß der Beitrag Sloweniens zum jugoslawischen Kapitalmarkt gering war.

Dieter Stiefel (Wien) setzte sich mit dem Arbeitsmarkt in Österreich auseinander und kam zu dem Ergebnis, daß der Strukturwandel nach dem Ersten Weltkrieg wirtschaftspolitisch nicht zu bewältigen war. Da sich die Regierung um einen ausgeglichenen Haushalt bemühte, waren arbeitspolitischen Maßnahmen enge Grenzen gesetzt. Auch der Arbeitsmarkt in der Tschechoslowakei litt nach Václav Průcha (Prag) unter der Strukturkrise. Alle Maßnahmen zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit in den dreißiger Jahren waren nur bedingt wirksam. Drahomír Jančík (Prag) stellte fest, daß die gegen Deutschland gerichteten Annäherungsbemühungen zwischen der Tschechoslowakei, Österreich und Ungarn aufgrund der protektionistischen Wirtschaftspolitik zum Scheitern verurteilt waren. Mit der Außenhandelspolitik der Tschechoslowakei, Österreichs und Ungarns befaßten sich auch die Referate von Zdeněk Sládek (Prag), Robert Wirtitsch (Wien) und Elisabeth Boross (Budapest). Die vom Protektionismus gekennzeichnete Wirtschaftspolitik der Nachfolgestaaten führte zu einer Desintegration Mitteleuropas. Ivan Jakubec und Eduard Kubů (Prag) thematisierten die veränderte geographische Orientierung des tschechoslowakischen Außenhandels. Die Bedeutung der Nachbarländer, insbesondere Österreichs und Ungarns, ging kontinuierlich zurück, während nach der Weltwirtschaftskrise der direkte Handel auf außer-europäischen Märkten größere Bedeutung gewann, da die Tschechoslowakei ihren Überseehandel nun verstärkt in Eigenregie abwickelte und nicht mehr über Drittländer. Zum Abschluß der Tagung referierte Margarita Dritsas (Rethymno, Kreta) über die Wirtschaftsbeziehungen Griechenlands zu Mitteleuropa, denen neben den Verbindungen zu Deutschland und Schweden besondere Bedeutung zukam.

PŘEMYSL PITTER: LEBEN UND WERK

Am 27. März 1993 veranstaltete das Pädagogische J. A. Comenius-Museum im Prager Wallenstein-Palais das erste wissenschaftliche Seminar über Přemysl Pitter, den Sozialpädagogen, Verfechter der Menschenrechte und Humanisten. Die Schirmherrschaft dieser Veranstaltung übernahm die Tschechoslowakische Gesellschaft für Wissenschaft und Kunst in den USA. Es war kein Zufall, daß Pitter nach seiner Auswanderung aus Deutschland 1962 in die Schweiz Gründer und erster Vorsitzender der Gesellschaft in diesem Land war. Das Seminar über das Werk Pitters konnte dank der engen Zusammenarbeit des Pädagogischen J. A. Comenius-Museums in Prag mit dem Verein MILIDU in Zürich durchgeführt werden.

Die Namen Pitters und seiner Mitarbeiterin Olga Fierzová sind in der tschechoslowakischen Sozialpädagogik ein Begriff, aber es muß dennoch hinzugefügt werden, daß diese Namen – bis auf kleine Ausnahmen – für Fachleute und wissenschaftlich Tätige, für die Öffentlichkeit unbekannt sind. Dies ist verständlich, denn das ehemalige totalitäre Regime wünschte es nicht, daß der Name Pitter (er emigrierte 1951 über die DDR, Ost- und Westberlin in die Bundesrepublik Deutschland, dann wirkte er zusammen mit Fierzová im Auswandererlager Valka bei Nürnberg, außerdem war er Sprecher von Radio Freies Europa in München) ausgesprochen oder daß an ihn überhaupt erinnert wurde. Nur ein enger Kreis seiner Mitarbeiter aus dem Milíč-Haus in Prag, dessen Direktor Pitter früher war, stand mit ihm illegal in Kontakt. Sein Name und die Würdigung seines Vermächtnisses erschienen jedoch in den achtziger Jahren in Samisdat-Publikationen.

Nach der Revolution von 1989 begann der Verein MILIDU in Zürich in Erwägung zu ziehen, was mit dem wertvollen Archiv Pitters, das bis zu seinem Tod von Fierzová betreut wurde, geschehen soll. 1991 beschloß der Verein MILIDU die Übergabe des Archivs an das Pädagogische J. A. Comenius-Museum in Prag, da 1981 in diesem Museum zusammen mit Mitarbeitern von Pitter eine Ausstellung über dessen Lehrer Ferdinand Krch veranstaltet worden war, der einer der engsten Freunde Pitters war. Das totalitäre Regime erfuhr von diesen Zusammenhängen nichts. Autor der Ausstellung war der heutige Direktor des Museums. Im Herbst 1991 wurde das Archiv von Pitter und Fierzová nach Prag überführt.

Das Seminar über P. Pitter fand unter Beteiligung von 120 Fachleuten, Wissenschaftlern, Pädagogen und Mitarbeitern von Pitter und Fierzová statt. Aus der Reihe der ausländischen Seminarteilnehmer müssen vor allem Jan Milíč Lochmann von der Basler Universität sowie Jitka Křesálková aus Mailand hervorgehoben werden. Krankheitshalber konnte Antonín Měšťan aus Deutschland (Albert-Ludwigs-Universität Freiburg) nicht am Seminar teilnehmen, ebenso Josef Anderle aus den USA (University of North Carolina), der in Prag erkrankt war. Die Referate beider bzw. ihrer Vertreter wurden während des Seminars verlesen.

Den Grundgedanken führten zwei Referate aus: zum einen das Eröffnungsreferat des Vertreters MILIDU in Zürich, Ralph Hegnauer, bereits nach dem Zweiten Weltkrieg ein enger Mitarbeiter von Pitter und heute Präsident der „Stiftung P. Pitter und O. Fierzová“, zum anderen Lochmann von der Theologischen Fakultät der Universität Basel mit seinem Beitrag „Přemysl Pitter – Zeuge einer vorbehaltlosen Mensch-

lichkeit“. An diese beiden Hauptreferate knüpften Měšťan mit dem Thema „Přemysl Pitter und das Exil“ und Tomáš Pasák, Direktor des Museums und heute Vizepräsident der „Stiftung P. Pitter und O. Fierzová“, mit „Přemysl Pitter – Retter deutscher und jüdischer Kinder 1945“ und Milena Šimsová mit „Olga Fierzová – die engste Mitarbeiterin von P. Pitter“ in ihren Koreferate an.

Es folgte eine Reihe von weiteren interessanten Beiträgen, in denen bestimmte Bereiche aus dem Wirken Pitters oder sein persönliches Umfeld dargestellt wurden.

Das Seminar über Pitter lieferte einen Abriss über das große humanistische Engagement P. Pitters bei allen seinen Bemühungen, und zwar sowohl während der Ersten Republik als auch während seiner geistlichen Laufbahn während des Zweiten Weltkriegs, als er jüdischen Kindern und ihren Familien half, und auch nach dem Zweiten Weltkrieg, als er jüdische Kinder aus deutschen Konzentrationslagern und deutsche Kinder aus tschechischen Internierungslagern betreute. Er brachte sie auf den Schlössern Štířín, Lojovice, Kamenice und Olešovice unweit von Prag unter und zog sie dort gemeinsam auf. Damit leistete er etwas in der Geschichte der Pädagogik vorher noch nie Dagewesenes. Statt Rohrstock und Knüppel, was die Kinder kannten, herrschte bei den Erziehungsmethoden Pitters Liebe, Wärme sowie eine kein Ende nehmen wollende aufopfernde Betreuung der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter von Pitter.

Přemysl Pitter wurde zum Ehrendoktor für Theologie an der Theologischen Fakultät Zürich (1973) ernannt, erhielt in den siebziger Jahren die größte Auszeichnung der israelischen Regierung, 1973 verlieh ihm der Bundespräsident der Bundesrepublik Deutschland Gustav Heinemann das Verdienstkreuz erster Klasse. Nach der Revolution erhielt Pitter von Václav Havel in memoriam den Orden T. G. Masaryk. Das geistliche Leben Pitters war verbunden mit der evangelischen Kirche der Böhmisches Brüder, bei seinem Wirken in Deutschland stand er der Ackermann-Gemeinde und der evangelischen Kirche nahe.

Das Seminar über Pitter war das erste dieser Art im In- und Ausland, doch nicht das letzte. Pitters Name wird im Jahr seines 100. Geburtstags (1995) beachtet werden müssen, das von der UNESCO als Jahr der Toleranz ausgerufen wurde. Dann wird auch des 50. Jahrestages der Beendigung des Zweiten Weltkrieges und Pitters Initiative zur Rettung deutscher und jüdischer Kinder zu gedenken sein. Das Seminar diente gleichzeitig zur Vorbereitung des 100. Geburtstages Pitters, den die Hauptkonferenz der UNESCO zum Weltkulturtag erster Kategorie erklärt hat. Weitere Konferenzen werden 1995 stattfinden. Unter der Betreuung der „Stiftung Přemysl Pitter und Olga Fierzová“ wird ein Sammelwerk herausgegeben. Das Seminar zeigte, welche herausragende Bedeutung das Vermächtnis Pitters in der heutigen Zeit bei der Lösung zwischenmenschlicher und zwischenstaatlicher Beziehungen auf der Grundlage der Menschenrechte, des Humanismus, der Toleranz und Demokratie hat.

KULTURPREIS ZUR DEUTSCH-TSCHECHISCHEN VERSTÄNDIGUNG

Der Adalbert-Stifter-Verein in München verlieh in diesem Jahr zum erstenmal den Kulturpreis zur deutsch-tschechischen Verständigung. Dieser Preis wird als Doppelpreis an eine tschechische und eine deutsche Persönlichkeit verliehen, die sich in ihren Ländern auf besondere Weise für den Dialog zwischen Deutschen und Tschechen engagieren. Die Preise stiften Künstler, die Jury bilden Journalisten und Schriftsteller aus beiden Ländern.

Die diesjährigen Preisträger sind Zbyněk Petráček, stellvertretender Chefredakteur der Prager Wochenzeitung „Respekt“, und Ferdinand Seibt, Vorsitzender des Collegium Carolinum. Die Preise stifteten die Maler und Bildhauer Aleš Veselý (Prag) und Otto Herbert Hajek (Stuttgart). Die Laudatio bei der Preisverleihung am 7. Mai 1994 in der Seidl-Villa in München hielten der Korrespondent der Frankfurter Allgemeinen Zeitung Berthold Kohler und der Schriftsteller Jan Trefulka.

DISKUSSION

„ALS DIE WACHSAMKEIT DES REGIMES NACHLIESS“ ZUM BEITRAG VON ROBERT LUFT*

Diskussionsbeitrag von Jiří Fuk a č, Brünn

Im Untertitel seines Aufsatzes charakterisiert Robert Luft die kognitive Aktivität, um deren Praktizierung es nun sowohl ihm als auch manchen tschechischen Historikern geht, als die „Beschäftigung mit der Vergangenheit des eigenen Faches“. Dabei wird vor allem die nach 1989 möglich gewordene offene (freie, enttabuisierte, „hemmungslose“) historiographische „Selbsterkenntnis“ reflektiert, und als Vergangenheit tritt da überwiegend das sog. Normalisierungszeitalter auf, eine ziemlich lange „Geschichte“ also, von der wir jedoch kaum einen allzu großen historischen Abstand haben. Eine „Meta-Geschichtsschreibung“ wird da betrieben, zu deren Gegenstand die „Zeitgeschichte der Geschichte als Wissenschaft“ werden soll. Solch eine Verquickung nicht gerade üblicher kognitiver Vorgänge macht natürlich unsere Handhabung der Thematik äußerst schwierig und kompliziert:

- Das kritische Herangehen an die Sachverhalte kann nicht genug unvoreingenommen und „voraussetzungslos“ sein.
- Viele Personen als Träger der tschechischen historischen Erkenntnisse haben da zugleich als untersuchte Objekte und untersuchende Subjekte zu agieren.
- Die Positionen, die ein tschechischer Geschichtsforscher zu der miterlebten Normalisierungszeit direkt (also vor 1989) eingenommen hat, lassen sich leichter aus dem „Untertext“ als aus den Texten seiner damaligen „nicht-dissidentischen“ Aussagen herauslesen.
- Man muß sich immer noch (und offensichtlich wird es auch lange so bleiben) mehr auf die eigene Empirie verlassen als auf legitimere quellenkundliche Fundgruben.

Dennoch ist es Robert Luft gelungen, nicht nur das Bild der immer noch als Zeitgeschichte empfundenen Vergangenheit solid zu rekonstruieren, sondern auch manche Merkmale jener Denkweise herauszugreifen, die für die heutige Auffassung der sich selbstreflektierenden Einwohner der ehemaligen historiographischen Nischen typisch sind. Dafür bin ich ihm sehr dankbar. Aus meiner eigenen Erfahrung (dabei wäre zu unterstreichen, daß es sich um angehäuften empirische Erkenntnisse eines Musikhistorikers handelt) möchte ich aber dennoch bestimmte Momente herausgreifen, die zur Ergänzung, Präzisierung oder sogar Korrektur des von Robert Luft entworfenen Bildes beitragen können.

* BohZ 35/1 (1994) 105–121.

1. Es ist vollkommen richtig, daß die ziemlich große Kontinuität dessen, was man im „Nischen-Ambiente“ relativ frei und ununterbrochen zu leisten wußte, bei den Augenzeugen und/oder Trägern dieses Geschehens heutzutage kein allzu großes Bedürfnis hervorruft, sich unmittelbar und ohne Abstand mit jener Etappe kognitiv zu befassen. Meines Erachtens scheint es „hygienischer“ zu sein, wenn man z. B. seine eigenen Schüler dazu bewegt, solche Themen solid und kritisch zu eruieren: Ich selbst praktiziere dies ganz erfolgreich in meinem musikhistorischen Seminar (als „Konsultant“ derartiger Arbeiten habe ich mich schon bewährt. Würde ich auch die Rolle des Verfassers ähnlicher Texte so gut spielen?).

2. Ja, unsere Berichte über das Nischen-Geschehen waren sicherlich irgendwie unpersönlich bzw. entpersonalisiert formuliert, denn es war unsere Aufgabe, über Produkte und Prozesse Aussagen zu machen, deren „Urheber“ oder „Akteur“ wir waren. Es hätte sich sicherlich anders verhalten, wenn wir beauftragt gewesen wären, Memoiren oder Selbstbiographien zu schreiben. Jedoch nicht nur diese „Genre“-Angelegenheit trug zu dem entpersonalisierten Ton bei, sondern auch – und vielmehr – die Tatsache, daß das gestrige Machtsystem selbst als unser „persönlicher“ Gegenspieler – wie stark es auch durch Netzwerke von konkreten Personen getragen wurde – uns gewissermaßen entpersonalisiert vorkam und immer noch vorkommt. Und unter diesen Umständen hat man sich daran gewöhnt, auf das pseudoobjektivierte Machtsystem und seine als „Nicht-Tun“ funktionierenden Taten entsprechend zu reagieren. In der Ausdrucksweise findet dann die Reflexion jener Tatbestände anstatt Subjektbeziehungen in „es konnte“ – „es gelang“ – „man hatte“ – „es wurde“ und dergleichen ihren semiotischen Ausdruck: zweifellos eine „Unart“, die man durch normale historische Arbeit beseitigen sollte!

3. Eine Bemerkung zur „Technologie“ des Werdeganges (oder des Aufbaus) der Nischen: In der „grauen Zone“ war es möglich, halb- oder vollinstitutionalisierte Gebilde (soziologisch ausgedrückt: z. T. formalisierte Gruppen) zu stiften, die ich selbst „Mesostrukturen“ nenne. Zwischen offiziellen Wissenschaftsinstitutionen und individuellen dissidentischen Taten situiert, haben sie nicht nur am Ende („als die Wachsamkeit des Regimes nachließ“), sondern manchmal auch fast vom Anfang der Normalisierungsära an als von oben anerkannte Subjekte wirken können, weil auch dem Regime selbst klar wurde, daß die „normalen“ Kulturaufgaben von einigen Fachleuten erfüllt werden müssen (die offiziellen Kulturträger haben sich sehr bald in dieser Hinsicht als unfähig gezeigt). Die Gruppe von Musikern, Musikforschern und Musikkritikern, zu deren Plattform die Brünner Zeitschrift *Opus musicum* wurde, hat beispielsweise die sog. Tschechische Musikgesellschaft kontrolliert, die außerhalb der Machtsphäre des allmächtigen, auch über die Forschung entscheidenden Komponistenverbandes fast 80% der gesamten Facharbeit im Bereich der Musik (einschließlich die Kontakte zu der westlichen Musikwissenschaft) leistete.

4. Der heute zu einem Schimpfwort gewordene Ausdruck „normalizace“ vermittelte in den siebziger und achtziger Jahren tatsächlich als eine seiner stärksten, wenn auch verborgenen Konnotationen die Bedeutung „Normierung“. Um die Normierung

ging es nämlich dem altneuen Regime in erster Linie: seine Ideologie war aber – zum Unterschied von der Situation um und nach 1948 – so gut wie tot, ein völlig entleertes Normsystem also. Es blieben nur Verbote, denn man konnte keine positiven Normen (auch keine verführerischen Lügen) den Intellektuellen anbieten. So wurde die Frage des Überlebens der Wissenschaft in den Nischen zum Problem des Kampfes um die Normgebung: gerade von dort aus war es nämlich möglich, durch die Beibehaltung allgemein gültiger Normen der Kulturarbeit einige Inselchen der nicht-totalitären Normalität aufrechtzuerhalten (manchmal auch nur deren Scheinbild?).

5. Das Regime verfügte ab 1969 über keine wirksamen Normen, weil es u. a. die in der tschechischen Kultur traditionell eingebürgerte Linksorientierung einerseits vernichtet und andererseits total kompromittiert hatte. Deshalb hatte man auch die marxistische Methode, falls sie von einigen Forschern in den Geistes- und Sozialwissenschaften überhaupt noch verwendet wurde, in den Nischen ostentativ verschwiegen. Begriffswörter wie „offiziell“, „marxistisch“, „kommunistisch“, aber auch „machtzentristisch“ u. a. verschwammen von einem gewissen Moment an, nur hie und da wurde noch versucht (meistens vermittelt einer Allusion zur linken Denkweise westlicher Provenienz), das „Marxistisch-Leninistische“ mit „Marxistisch-Authentischem“ (sozusagen mit einem jungen Marx) listig zu bekämpfen. Es ist jedoch an der Zeit, auf Grund der historischen Reflexion den damaligen Forschungstendenzen, Denkart und Methoden adäquate Namen zu geben.

6. Last but not least: Der Werdegang oder das Aufblühen von Nischen aller Art wurde freilich bald danach, als die Wachsamkeit des Regimes nachließ, viel leichter. Nur fragt es sich, ob es sich wirklich so mit jener Wachsamkeit verhielt, ob also z. B. das Regime von einem bestimmten Moment an mit der bewilligten Existenz von Nischen nicht die Relevanz des dissidentischen Wirkungsbereichs schwächen wollte, ja ob die Macht – von einem noch späteren Moment an – nicht sogar absichtlich so alibistisch und bewußt antizipierend handelte usw. Anstatt solcher und ähnlicher Hypothesen möchte ich aber abschließend eine viel essentiellere These formulieren. Bald nach dem Kriegsende wurde in Deutschland die Vermutung formuliert, das Nazi-Regime sei kein vollkommener Totalitarismus gewesen. Man konstatierte z. B., daß es dort auch Merkmale einer Re-Feudalisierung und mafiaartige Substrukturen gegeben habe usw. Dasselbe gilt allerdings auch für die Endphase des kommunistischen Totalitarismus. Zwar war das gesamte Gesellschaftssystem zentralistisch verwaltet, demgegenüber haben sich aber sowohl in der Provinz als auch in unterschiedlichsten Bereichen des wirtschaftlichen und kulturellen Lebens positionell mächtige Sub- oder Teilstrukturen (sogar in der KP selbst) herausgebildet. Ein für Ideologie und Kultur verantwortlicher Partei-Sekretär hat in der ihm unterstehenden Region eine Tätigkeit (oder das Wirken einer Person) erlauben können, die (sprich: die Tätigkeit oder die konkrete Person) in einer anderen Region, geschweige denn im Prager Zentrum, gar nicht auftauchen durfte. Ein und derselbe Forscher konnte z. B. irgendwo in Prag oder in der Slowakei publizieren, nicht aber in der Fachzeitschrift jener Institution, wo er angestellt war (auch umgekehrt – ja, man kann sich eine Unmenge von spektakulärsten Kombinationen vorstellen). Welche Prozesse, Bedürfnisse, raffinierte

Kalkulationen oder unterbewußte Regungen diese merkwürdige Stratifizierung des Machtsystems verursacht haben (ob es sich um Anzeichen des „natürlichen“ Verfalls oder um Anpassung des Regimes an voraussetzbare künftige Änderung handelte), das ist eine massive Frage, die vielleicht für die sich selbstreflektierende historische Erforschung der tschechischen Zeitgeschichte am interessantesten sein kann, weil uns deren Antwort die Typologie des alten Regimes bestimmen hilft.

Diskussionsbeitrag von Josef Petr á ě, Prag

Kollege Robert Luft übersandte mir seinen beachtenswerten Beitrag zur Entwicklung der „nicht-dissidentischen“ tschechischen Geschichtsschreibung, vor allem der zwei Jahrzehnte, die der „samtenen Revolution“ des Jahres 1989 vorausgingen, und bat mich, dazu einen Kommentar abzugeben. Der Blick „von außen“ hat viele Vorzüge und Vorteile gegenüber der Ansicht derer, die noch vor kurzem zur „Nische“ und „grauen Zone“ gehörten; es fehlt ihnen die zeitliche Distanz, die notwendig ist, um aus der unerläßlichen Ansicht „von oben“ und genügend heuristisch vorbereitet den ziemlich großen Zeitraum historiographischer Arbeit, einschließlich ihrer eigenen Arbeit, reflektieren zu können. Allein die „graue Zone“ war dynamisch, und in die „Nische“ gerieten im Laufe der Zeit auch Historiker, die einst zu den Ideologen und zu denjenigen zählten, die „beanspruchten, das Bild der Geschichtswissenschaft zu beherrschen“. R. Luft hat richtig erkannt, daß der Blick zurück nicht mit dem Jahr 1968 abgeschlossen werden darf, sondern daß auch der Kontext der gesamten Nachkriegszeit ab dem Jahr 1945 in Betracht gezogen werden muß. Im breiteren Spektrum muß man sehen, daß die Geschichtsschreibung des 20. Jahrhunderts (und nicht nur diese) in verschiedenen Ländern von der faschistischen wie der stalinitischen Diktatur beeinträchtigt wurde, mit deren Vergangenheit man sich zu verschiedenen Zeiten in Kultur und Wissenschaft äußerst schmerzhaft auseinandersetzen mußte. Die Worte von Karl Jaspers, die er bei der Wiedereröffnung der Universität Heidelberg im Jahr 1945 vortrug, verlieren nicht an Aktualität: „Wir müssen uns heute von der Vergangenheit distanzieren, in der wir lebten und die in uns lebte. Jedoch dürfen wir angesichts der unausweichlichen Veränderungen, die wir begreifen müssen, keine Vergeltung suchen. Es ist ein Muß, das Wirken des Übels in einem bestimmten Moment zu unterbinden“ (Rechenschaft und Ausblick, München 1958).

Ein Teil der tschechischen Gesellschaft erfährt heute eine Art Desillusion und Enttäuschung, häufig als Folge der Nichterfüllung eines Mythos, den sie sich über sich oder über eine absolute geschichtliche Gerechtigkeit geschaffen hat, die nach Meinung vieler nicht verwirklicht werden kann. Auf der einen Seite das Gefühl der Undankbarkeit und der Unterschätzung der aufopfernden Tapferkeit der Dissidenten und der Verdienste im Exil, der geringen Anerkennung der erlittenen Ungerechtigkeit derer, die als 68er-Generation bezeichnet werden, und der Schikane und unwürdigen Stellung derer, die „überlebt“ haben. Auf der anderen Seite Geringschätzung und Ungeduld, geringes Verständnis für menschliche Eigenschaften bei denen, die das Gefühl haben, daß sie sich keine Blöße gaben.

Ein historisch gebildeter Betrachter der Dinge begreift, daß die Reinheit in der Geschichte eine seltene Erscheinung ist, in absoluter Gestalt kommt sie beim Menschen wohl nicht vor. Der heutige Zustand resultierte aus einem bestimmten Ablauf des Geschehens. Denen, die sich – einerlei ob freiwillig oder unfreiwillig – innerhalb des totalitären Systems befanden, bleibt, sofern sie nicht früher oder später auswanderten, nichts anderes übrig, als Gewohnheiten zu widerstehen, mit denen diese lange Ära die Gesellschaft belastet hat. Dies sind Gewohnheiten, denen man ausweichen kann, keineswegs an letzter Stelle die Angst vor der aufrichtigen Äußerung der eigenen Meinung, aber auch die Gewohnheit, ohne Abwägung der Argumentation andere anzugreifen. Leider erkennen wir um uns herum, daß man sich die Demokratie manchmal auch als Totalität, nach oben gekehrt, vorstellen kann, mit der gleichen Unverträglichkeit, dem gleichen dogmatischen Diktat, mit nur einem anderen Dogma. Aus der Gewohnheit heraus überlebt die destruktive Kampfhaltung als Zeichen antagonistischen Denkens in der Relation Freund – Feind, nur heißt sie diesmal nicht „Klassenkampf“. Dies hat meiner Ansicht nach mit der Idee der Demokratie nichts zu tun, die bei Meinungsverschiedenheiten Offenheit und guten Willen voraussetzt.

Das Prinzip der Reinheit, bis zur letzten Konsequenz durchgeführt, was manchmal „ad absurdum“ bedeutete, würde besonders in den humanistischen Fächern zeigen, daß von denen, die sich im Schuljahr 1948/49 an der Hochschule einschrieben bis hin zu den frischen Absolventen und Studenten der höheren Studiensemester, niemand diesem Maßstab gerecht werden könnte. Ohne Widerstand zu leisten, hörte man die Ausführungen derer, die einst an die Stelle entlassener Lehrer und ihrer Schüler traten, oder derer, die um den Preis des Verfalls der moralischen Autorität überlebten, um den Preis der Unterdrückung des moralischen Imperativs, frei und öffentlich seine Meinung aus eigener Überzeugung zu sagen.

Wenn man schon zum Studium aufgenommen werden wollte, unterwarf man sich dem Ritual der totalitären Macht, in dem der Mangel an „Kadervoraussetzungen“ lediglich durch die Protektion der Machthabenden ersetzt werden konnte. Das totalitäre Regime war kein Dämon, es entstand und erhielt sich durch die gemeinsame Tätigkeit von Menschen, die sich mit ihrer Intelligenz viele Vorgehensweisen ausdachten, wie jeder einzelne „innerhalb“ des Systems gefangengenommen werden könne, wie man ihn gleich einem Sklaven bewachen und kontrollieren könne. Dazu schufen sie sich ein alltägliches Ritual der Selbstbestätigung und des erzwungenen Gehorsams. Wir kennen das aus den verpflichtenden Gottesurteilen der Prüfungen, die im Fach Marxismus-Leninismus (oder Wissenschaftlicher Kommunismus) an den Fakultäten abgelegt werden mußten, und aus anderen „Schulungen“ und Zeremonien mit der Pflichtenrede „Genosse“, ganz gleich, wo sie stattfanden. Die Varianten unterschieden sich allerdings in verschiedenen Etappen, konnten manchmal mit Happenings verbunden werden, auch die Aufgaben der Akteure änderten sich im Ritual. Einige von denen, die in verschiedenen „Aktionskommissionen“ 1948 Professoren und Studenten aus den Fakultäten ausschlossen oder Anfang der fünfziger Jahre in militärische Arbeitslager oder später zur „Stählung“ in die Fabriken schickten, machten in der Folgezeit selbst diese grausame Erfahrung als verfolgte „68er-Generation“ oder als Dissidenten.

Der Preis fürs „Überleben“, ob nun am ursprünglichen Arbeitsplatz oder sonstwohin abgeschoben, hinterließ moralische Schäden und Gewissensnarben. Sicher ist dies nicht bei allen gleich, auch nützt eine pauschale Bewertung der Gerechtigkeit im allgemeinen niemandem. Man kann sich nicht wünschen, daß die Erinnerung sowohl an die einstigen Denunzianten und Wächter des Regimes ausgelöscht wird als auch an die „Überlebenden“, an ihre schwankenden Haltungen, manchmal an ihren passiven Widerstand und freilich an die persönliche Tapferkeit derer, die den Selbsterhaltungstrieb überwand und sich durch öffentliche Äußerung ihres Nichteinverstandenseins, im Bewußtsein aller möglicher Konsequenzen, von einer derartigen Entscheidung befreien. Öffentliches Asche-auf-Haupt-Streuen gehörte zum Ritual der „Selbstkritik“ in einer totalitären Macht und hängt mit ihrer „Kampfhaltung“ zusammen, wurde als Instrument im Schema eines sogenannten „Kaderzuwachses“ kalkuliert. Heute würde diese Gewohnheit nicht nur komisch-theatralisch, sondern auch verdächtig wirken, ebenso wie umgekehrt die Haltung des öffentlichen Klägers. Der Gesellschaft dürfte es offenkundig am meisten nützen, wenn jeder selbst mit seinem Gewissen die eigene Haltung und seine Taten abwäge. Die Geschichte der Menschheit verschiebt dies jedoch in die Ebene der Utopie: Absolute Gerechtigkeit liegt nicht in Menschenhand.

Der Blick auf die vergangene Periode der tschechischen Geschichtsschreibung, wie sie in publizierten Aufsätzen, Gesprächen und publizistischen Essays sichtbar wird, geht aus und wird von einer subjektiven und unterschiedlichen Generationserfahrung ausgehen müssen, bei der als Trennungspunkte neben dem Jahr 1948 am ehesten das Ende der Fünfziger und der Anfang der Sechziger und freilich die Jahre 1968–70 verwendet werden können. Die Erfahrung jener, die ihr Studium oder ihre fachliche Laufbahn vor dem Jahr 1948 antraten, unterscheidet sich von der, die diejenigen auszeichnet, die sich erst 1949 und in den darauffolgenden Jahren zu orientieren begannen. Ähnlich sieht es bei anderen Unterteilungen aus, auch wenn sich die Intervalle selbstverständlich nicht mit der Frequenz der biologischen Generationen decken. Ein kleiner Zeitabschnitt, die Vergangenheit, die in uns lebt, verursacht bestimmte Schwierigkeiten und auch Verlegenheit, wenn wir die Periode in ihrer Ganzheit beurteilen sollen, bei der wir die gerade anders wahrgenommenen „Generationserfahrungen“ der Nachfolgenden und ihre Ergänzungen im Laufe der Zeit in Betrachtung ziehen müssen. Ich kann mir keine kürzere und bündigere Charakteristik denken, als die, die kürzlich Jaroslav Marek gelang:

„Im gegenwärtigen Wissenschaftsbetrieb treffen sich, sprechen sich an oder ignorieren sich Menschen, die in unterschiedlichsten Konstellationen und auf verschiedenen Seiten unter Änderung ihres Glaubensbekenntnisses, ob nun zu ihrem Nutzen oder aus Existenzangst, so mancherlei Wandlungen durchmachten“ (Obec historiků v pěti desetiletích, in: Dějiny a současnost 5/1993, S. 2–4).

Um so einfacher werden es bei der Beurteilung der vorangegangenen Epoche diejenigen haben, die nicht „drinnen“ waren, um Sachverhalte und Tatbestände unvoreingenommen ohne Suche nach Vergeltung und Rechtfertigung abzuwägen. Ihre Erkenntnisfähigkeit wird allerdings durch das Fehlen der Erfahrungen der heutigen Generation (was man ihnen ansonsten von Herzen nicht wünschen kann) abgeschwächt, und sie werden auch kaum bei der unerläßlichen Vogelperspektive objekti-

ver allein zur Feststellung des Willens des Ausübenden vordringen können, geschweige denn besser die Wirkung einer Handlung verstehen, die in einer nicht weise eingerichteten realen Welt vom Willen abhängig ist.

In einem unwürdigen Zustand der Gesellschaft, in der Würdelosigkeit des „Überlebens“ wo auch immer, ob im ursprünglichen Beruf oder in einem von Not gekennzeichneten Lebensunterhalt außerhalb des Faches, hat die Schaffenskraft ihre Würde beibehalten, deren Ergebnisse – selbstverständlich den Bedingungen tributpflichtig, durch die sie entstanden – in der Lage sind, authentisch Zeugnis davon abzulegen, inwieweit es den Autoren gelang, ihre innere Freiheit zu behalten. Das Risiko der Vereinfachung im Bewußtsein haltend, möchte ich den Mut aufbringen, nur einige Diskussionsbemerkungen über den Generationswechsel und die Erfahrungen der Generation, aus eigenem Erleben zusammengestellt, auszusprechen. Ich bin nicht als Inquisitor befugt und auch nicht bestrebt, die Rolle des *Advocatus Diaboli* zu spielen. Falls ich im folgenden häufig Werke und Autoren übergehe, so tue ich das nicht aufgrund persönlicher Rücksichten, sondern hauptsächlich deswegen, um mit einer unausweichlich selektiven Aufzählung die Wirklichkeit nicht durch unsinnige Zusammenhänge ungewollt zu verzerren, was in einer derartigen Erörterung fast unvermeidlich ist.

In der kurzen Periode der Demokratie nach Beendigung des Zweiten Weltkriegs, in einer ständig politisch geladenen Atmosphäre, in der bei uns machtpolitischer Druck von außen und innen durchdrang, schafften die Historiker der Vorkriegsgenerationen nur teilweise die Herausgabe der gesammelten Ergebnisse ihrer eigenen Forschungen. Die unbefriedigende, aufgebauschte Welle des Historismus, verbunden mit dem Nationalismus während der Okkupation (als das Fach Geschichte aus den Schulen verbannt und zensuriert wurde) und danach, forderte geradezu zur Veröffentlichung von Überblickswerken über die tschechoslowakische Geschichte auf (es erschienen Werke aus der Feder von K. Krofta, Z. Kalista, F. Roubík, B. Chudoba, J. Klik u. a.). Der Historismus verlor im gesellschaftlichen Bewußtsein nicht an dem Gewicht, das er bereits in geschichtlich exponierten Perioden besessen hatte. Der Streit über den Sinn des Geschichtsunterrichts in den dreißiger Jahren, der den Historismus relativiert hatte, blieb in dieser Situation im Hintergrund, auch wenn das Werk der ersten Generation der sog. Goll-Schule vor dem Krieg durch die Diskussion über logische und noetische Grundlagen mittels methodischer Analyse abgeschlossen wurde: auf der einen Seite durch die Hinwendung zum intuitiven Verstehen und zur Konstruktion eines Sinns des Geschehens bei Pekař, in systematischerer Gestalt von R. Holinka und Z. Kalista ausgeführt, bei deren Methode das „Erleben“ zu einem Korrektiv wurde, das die subjektive Schaffenskraft des Historikers auf seinen „historischen Takt“ beschränkte; auf der anderen Seite durch die Bemühung, objektiv zur Funktionsstruktur der Fakten vorzudringen, bei F. Kutnar, der den Historismus wegen der unterbewußt vorhandenen Vorstellung über ein Gedankensystem, das der Historiker als eigenes annimmt, in Zweifel zog. Die Arbeiten der erwähnten Historiker gaben im Einklang mit neuen Strömungen der europäischen Geschichtsschreibung Impulse in einer offensichtlichen Krise des Historismus. Dies muß deswegen erwähnt werden, weil diese bedeutenden Initiativen nicht einmal in der Nachkriegszeit ihre Wirkung dadurch verloren, daß die genannten Autoren für die machtpolitisch kontrollierte Sphäre der Geschichtsschreibung ab 1948 mehr oder weniger unbequem wurden.

Wenn Sie aufmerksamer die Protokolle des Zweiten Kongresses der tschechoslowakischen Historiker von Anfang Oktober 1947 (heute zugänglich in der Edition von A. Kostlán: *Druhý sjezd československých historiků ...*, Praha 1993) verfolgen, kommt ein noch immer andauernder Streit um den Sinn der Geschichtsschreibung in jeglicher Form zum Vorschein. Im Hinblick auf die Veränderungen, die kurz danach eintraten, verdient besonders das Auftreten von J. Slavík Aufmerksamkeit. Er sprach von positiven Beiträgen der – damals nicht mehr lebenden – Hauptvertreter der sog. Goll-Schule, gleichzeitig aber wiederholte er als ihr einstiger Gegner den früheren Vorwurf der planlosen Anarchie ihrer Richtung. Er sprach die „radikale Umgestaltung der Nation hin zum Sozialismus“ an, wozu der Historiker keine gleichgültige Haltung einnehmen könne. In diesem für diese Zeit symptomatischen Kontext hob er erneut die ideologische Komponente des Werks eines Historikers in ihrem aktiven Einwirken auf die Veränderung der Gegenwart hervor. Gerade damit hatte er einst den Auftritt einer Gruppe inspiriert, die 1937 einen Generationswechsel mit einer scharfen Kritik der Gollschen Geschichtsschreibung ankündigte und eine tiefere Erkenntnis der geschichtlichen Wirklichkeit proklamierte, die den aktuellen Problemen der Gesellschaft nützen sollte. Im Einklang mit neuen europäischen Strömungen wendeten die Mitglieder der „Historischen Gruppe“ ihren Blick ab vom individualisierenden Vorgehen der traditionellen Geschichtsschreibung und hin zu kollektiven Phänomenen durch die Methoden der Soziologie, Sozialpsychologie, Anthropogeographie, des funktionalen Strukturalismus, der sprachwissenschaftlichen Semantik u. a. Slavík als ihr führender Geist wies immer wieder mit einer gewissen Skepsis auf die Bedingtheit historischer Erkenntnis hin, betonte das Vorgehen von äußeren Begriffsmerkmalen hin zum Wesen historischer Erscheinungen als unerlässlich für eine Emanzipation von der Unerklärbarkeit der Begriffe, von der intuitiven Unbestimmtheit, die er der zeitgenössischen „Gollschen Geschichtsschreibung“ vorwarf. Die Gruppe sammelte vor allem Informationen über die Studienorganisation und die Methoden im Ausland; neben Max Weber, der französischen Annales-Schule, E. Fromm u. a. übergang sie bei ihrer Akzentuierung des wirtschaftlich-sozialen Charakters der Geschichte in ihrer Revue „*Dějiny a přítomnost*“ (Geschichte und Gegenwart) auch nicht den Marxismus. Eine Ideologie, die sich selbst als „Hauptprinzip“ der geschichtlichen Entwicklung zu bestätigen suchte, die sie als Konflikte zwischen gesellschaftlichen Klassen wahrnahm.

Als die Kommunisten lange vor dem Februarputsch 1948 Verstärkung und Verbündete in verschiedenen Gesellschaftsschichten suchten, waren die Mitglieder der ehemaligen, vor dem Krieg tätigen „Historischen Gruppe“ durch ihr Interesse am Marxismus in der Gemeinde der Historiker gleich bei der Hand, mit Ausnahme Slavíks, der als Kritiker der stalinistischen Totalität in eine gegnerische Position geraten war. Für die Mitglieder der Gruppe öffnete sich dadurch um den Preis der Unterordnung unter die Parteidisziplin eine Karriere, die zur moralischen Deformation führte. Die Überordnung ideologischer Prämissen unterdrückte die vormals vertretenen grundlegenden Postulate wissenschaftlicher Arbeit, ob es nun um die Methodenvielfalt oder um die Erkenntnis der relativen Gültigkeit der Konstruktion des Geschichtssinns (historisches Faktum) ging. Methodische Impulse wurden häufig nicht aufgegriffen, und es zeigte sich, daß sich der Mangel an positiven Ergebnissen

bei der eigenen Arbeit in der empirischen Geschichtsschreibung mit oberflächlichen theoretisch-methodologischen Grundlagen verbindet.

Durch eine Initiative zeichnete sich Václav Husa aus, der sich bemühte, in den vorgegebenen Grenzen, die er freiwillig anerkannte, ein kollektives Studium der wirtschaftlich-sozialen und soziokulturellen Geschichte erfolgreich zu organisieren. Er verlor weder das Interesse an der soziologisch orientierten ausländischen Geschichtsforschung noch an den Beiträgen der sozioökonomischen Methode B. Mendels oder am funktionalen Strukturalismus von F. Kutnar. In seinen analytischen Erörterungen kann man dagegen eher das Streben nach faktographischer Vollständigkeit, ausgehend von der Linie der Nach-Gollischen Geschichtsforschung (F. M. Bartoš, J. Dobiáš usw.), erkennen. Die weiter obwaltende, vorsichtige Autozensur zusammen mit dem Informationsmangel über den zeitgenössischen ausländischen theoretischen Diskurs wird dort offensichtlich, wo Husa versuchte, theoretisch-ideologische Probleme zu lösen. Mit Rücksicht auf die Ideologie geriet er stellenweise bis an die Grenze zur Selbstzweckhaftigkeit, was durchaus üblich war.

Die kommunistisch orientierte Geschichtsforschung hatte schon vor dem Februar 1948 zwei herausragende, sich gegenseitig durchdringende apriorische Ausgangspunkte, beide mit einem expliziten bewußten (deklarierten) Übergewicht der Ideologie über die geschichtlichen Tatsachen. Einheitlich war die charakteristische „klassische“ marxistische Konstruktion des Sinngehalts der Geschichte in ihren Gesetzmäßigkeiten, wie sie sich im Grunde um die Jahrhundertwende herausgebildet hat. Diese Linie, durch die Diskussion über die „Epochy českých dějin“ (Epochen der tschechischen Geschichte, 1946) von Husa belebt, in denen der Autor versuchte, das Schema ökonomisch-gesellschaftlicher Formationen auf die geschichtlichen Perioden der Nation anzuwenden, entwickelte sich weiter und fand in den fünfziger Jahren Verbreitung vor allem durch Diskussionen „der Jugend“ über die Anfänge des Feudalismus bei uns, über die Krise des Feudalismus in Verbindung mit dem Hussitentum, über die ursprüngliche Akkumulation des Kapitals, über die sog. zweite Leibeigenschaft, über die Aufgabe des Klassenkampfs, über die bürgerlichen Revolutionen usw. Während sich diese ambitiösen Diskussionen über die Konstruktion der Geschichte in einem apriorischen Schema der Gesetzmäßigkeiten nur einem engen Kreis von Fachgelehrten öffneten, erweiterte die zweite Linie der Geschichtsforschung ihr gesellschaftliches Wirkungsfeld durch bewußte Manipulation des gelebten Geschichtsbewußtseins aus.

Die Wurzeln des modernen tschechischen Historismus reichen, wie bekannt, in die Zeit der nationalen Wiedergeburt zurück, als die entstehende tschechische bürgerliche Gesellschaft danach strebte, sich fast ausschließlich aus ihrer Vergangenheit zu begründen und zu rechtfertigen, und dies als Gesellschaft, die sich von unten her bildete, bei der „Nation“ semiotisch auf die Kategorie „Volk“ übertragen werden kann. Z. Nejedlý lag diese Konzeption, verstärkt durch den Streit um den „Sinn tschechischer Geschichte“, lange bevor er Kommunist wurde, bereits nahe. Durch bestimmte logische Kombinationen konnte er nun die Kommunisten zu „Erben ruhmreicher nationaler Traditionen“ erklären. Die Selektion historischer Symbole, die in der Propaganda verwendet wurden, war in Hinsicht darauf wirkungsvoll, was über die Rolle des Historismus im allgemeinen Bewußtsein gesagt wurde, und war für die Schule

übersichtlich und dabei scheinbar gewaltfrei. Übrigens hat sie nach einer gewissen Überarbeitung und Reduktion in einzelnen Schemata häufig bis heute überlebt. Das, was der Fachstreit über den Sinn der Geschichte in den dreißiger Jahren mehr oder weniger beendet hatte und in die überwundene vergangene Epoche des Historismus verwiesen hatte, war im Bewußtsein der Öffentlichkeit so lebendig, daß es manipuliert zu einem Ausgangspunkt werden konnte, um den Wiedergeburtstext durch eine Metasprache der Beschreibung in die aktuelle, kulturelle, aber auch soziopolitische Situation zu übertragen. Die neue Macht fand sich mit einem umgeformten Mythos in ihre heilbringende Aufgabe hinein, mit dem angeblichen Willen zu „verbessern“ und in ferner und naher Vergangenheit am „Volk“ – an der Nation – begangenes Unrecht „wiedergutzumachen“. Neben der normativen Funktion hatte ein so formulierter Mythos eine wichtige Anpassungsfunktion: Das „volksdemokratische“ System wurde als authentisches Abbild der der Öffentlichkeit wohl bekannten „bewährten Werte“ durch die Kontraste der Embleme der Wiedergeburt vorgestellt: das Hussitentum im Gegensatz zum Weißen Berg, zum „Temno“ etc. Eine andere Ansicht war in den totalitären Verhältnissen unzulässig. Dieses ideologische Schema der Geschichtskonstruktion bestimmte lange Zeit für Historiker selektiv das Feld empfohlener, geduldeter, unerwünschter oder verbotener Themen. Durch dieses Spektrum wurde nicht nur die Geschichte gesehen, sondern auch die gesamte Entwicklung der modernen Historiographie: Pekař und „pekařovština“ (sein Denken) wurden zu verhaßten Begriffen.

In der Anfangsphase in den fünfziger Jahren entstand eine Reihe von meist kompilativen Arbeiten jüngerer Geschichtsforscher, die die Überlieferung der hussitischen Traditionen, den Weißen Berg, den Kampf des Volks in der Zeit des „Temno“, das Jahr 1848, Masaryk, die tschechoslowakischen Legionen usw. „überbewerteten“. Ähnliche Themen besetzten die popularisierende Produktion und wurden von der historischen Belletristik schier verschlungen (einschließlich der programmatischen Reeditionen von A. Jirásek u. a.).

Die angeführten allgegenwärtigen Linien aber bestimmten bei weitem nicht den Charakter jeglicher tschechischer Geschichtsforschung der fünfziger Jahre. Ich übergehe den aus der Sicht der Historiographie unfruchtbaren Abfall, der ohne Andeutung einer seriösen Methode auch für die Wissenschaft herausgegeben wurde, der in die Kategorie grob aggressiver Parteipublizistik des gesamten kommunistischen Machtblocks gehört, eventuell in die „Wissenschaftlicher Kommunismus“ genannte Spitzfindigkeit. Hierzu gehören das Aufweichen und die mechanische Reproduktion der sowjetischen Sophismen, die gleichsam die vorangegangenen ideologischen Thesen bestätigten, bestehend aus Zitaten marxistisch-leninistischer (in den fünfziger Jahren stalinistischer) Klassiker, aus Schmeicheleien gegenüber Äußerungen der Politiker und allem, was von außen in die Geschichtsforschung hineingetragen wurde. Wenn ich von einem breiteren Spektrum der tschechischen Geschichte spreche, habe ich vor allem die Arbeiten vor Augen, die aus der differenzierten Nach-Gollischen Historiographie hervorgegangen sind, die Regeln einer zur gebührenden Quelleninterpretation geeigneten Methode betonten und möglichst viele Fakten ermittelten. Gegen diesen Zweig hat sich einst die Kritik in der Diskussion um den Historismus gerichtet. Obwohl die Parteideologen diese als eine „positivistische“ ganz und gar geringschätzten, duldeten sie sie als Prestigedekor, sofern ihren Schöpfern allerdings nicht ein

ideologisches oder politisches „Odium“ anhaftete. Die Mehrheit dieser Historiker der älteren Generation blieb nach 1948 an den Fakultäten, in den Instituten, Archiven, Museen und anderen Einrichtungen, einige kamen bei der Gründung der ČSAV (Tschechoslowakische Akademie der Wissenschaften) Ende 1952 auch zu Ehren, wie z. B. R. Urbánek, J. Dobiáš, V. Vojtíšek, F. Roubík usw.

In den Arbeiten dieser von der Zahl her kleinen Gemeinde von Historikern setzte sich ein wesentlicher Teil der historischen Produktion fort, ihren Mitgliedern wurden bedeutende Editionen, für die sie fachlich ausgebildet waren, sowie Organisations- und Redaktionsaufgaben anvertraut. Wenn wir die Tätigkeit in den Regionen in Betracht ziehen, zeigt ein bloßer quantitativer Nachweis der bibliographischen Belege ihren bedeutenden Anteil an der historischen Forschung. Im Hinblick auf das weitere Schicksal der tschechischen Geschichtsschreibung war besonders schwerwiegend, daß in den fünfziger Jahren an den Fakultäten neben den bereits erwähnten Historikern z. B. J. Macůrek, J. Šebánek, R. Holinka u. a. ununterbrochen wirkten. Die Situation war in Brünn und Olmütz eine ganz andere, wo die Seminare in der Hand von Mitgliedern der Nach-Gollischen Generation blieben und sich die Kontinuität der Schulen fortsetzte, als in Prag, wo nach Säuberungen im Jahr 1948, geleitet von Studenten unter Hinzuziehen kommunistischer Kräfte, im Jahr 1953 die Lehrstühle durch Neuankömmlinge aus der aufgelösten, parteilich exponierten Hochschule für Politologie und Wirtschaftswissenschaften ergänzt wurden und die Kontinuität der Nach-Gollischen Schulen eine Ausnahme war (V. Vojtíšek, M. Paulová, für Archäologie J. Eisner und J. Filip, für Kunstgeschichte J. Květ).

Die Generation, die ihre fachliche Laufbahn am Ende der fünfziger Jahre begann, trat bereits in andere Verhältnisse ein als die vorangegangene. Ihre Situation entwickelte sich in Abhängigkeit der politischen Ereignisse im Ausland und zuhause. Ende der fünfziger Jahre betraf die ideologische Kampagne gegen den „Positivismus“ an der Prager Philosophischen Fakultät noch spürbarer F. Kutnar, angegriffen wurde auch J. Polišenský, einige junge nichtkommunistische Fachassistenten wurden in die Fabrik oder an Mittelschulen geschickt, um sich durch Arbeit zu „stählen“. Die Aufmerksamkeit richtete sich damals auch auf den „Historický klub“ (Historischen Klub), die Zeitschrift der Gesellschaft der Freunde der Altertümer „Časopis Společnosti přátel starožitností“ (später aufgelöst) u. a. Das politische Klima änderte sich aber nach kurzer Zeit schon während der ersten Hälfte der sechziger Jahre und damit auch viele Haltungen. Es lockerten sich die Bedingungen für die historiographische Arbeit, so wie es seit dem Jahr 1948 nicht mehr gewesen war und eigentlich auch vorher nicht. Endlich konnten nämlich die organisatorisch-technischen Ausstattungen der ČSAV-Institute, die zentralen Zeitschriften und Sammelbände, weitere Periodika, die Gemeinschaftsforschung, die Organisation des Archivnetzes, gebildet in den fünfziger Jahren, und eine Reihe anderer organisatorisch-technischer Bedingungen für die wissenschaftliche Arbeit genutzt werden. Die erweiterten Kontakte zum Ausland zeigten, daß einige Ergebnisse im Inland international vergleichbar waren, denn in manchem wurde methodisch parallel vorgegangen, in einigen Punkten auch mit einem bestimmten zeitlichen Vorsprung vor der ausländischen Forschung. Im damaligen Ostblock galt dies noch für die polnische, teils die ungarische Historiographie, in einigen Themenbereichen auch für die Historiographie der DDR.

Auch bei der Zwangsideologisierung der Historiographie öffnete die Verschiebung des Interessenschwerpunkts auf einige, vom Marxismus bevorzugte Themen, vor allem aus der Wirtschafts- und Sozialgeschichte, der Forschung eine größere Freiheit in der Methodenauswahl. Hier bestand auch Zugang zur ausländischen Literatur. Manchmal spricht man von „Ökonomismus“, der für einige Strömungen der europäischen Geschichtsschreibung mit einer anderen Zielrichtung als der marxistischen charakteristisch war. Studien über Produktionszweige, Technik, soziale Gruppen, Strukturen der Städte, Großgrundbesitz, demographische Verhältnisse, den Handel, die Veränderung vom Mittelalter bis in die moderne Zeit und vergleichbare Themen füllen eine Reihe von Seiten der Bibliographie der sechziger Jahre. Die Ergebnisse sind evident, und die Aufzählung der Namen von Autoren, die die Forschung methodisch bereichert haben, würde viel Platz einnehmen. Ihre häufig bahnbrechenden Studien dienten als sichere Vorlagen für immer weitere Ergänzungen der Quellenkenntnisse bei einer fleißigen Heuristik, manchmal auch einer kollektiven Forschung.

Wie wiederum die Bibliographien verraten, haben einige tschechische Autoren während der sechziger Jahre den Interessenschwerpunkt von der wirtschaftlich-sozialen Problematik zu kulturellen und politischen Erscheinungen, zur Mentalitätsgeschichte, Familienstruktur, zur Entstehung der neuzeitlichen Nation, zu theoretischen Problemen der Historiographie u. v. a. m. verlagert, bei denen im sozialistischen Block die polnische Geschichtsschreibung einen Vorsprung hatte und häufig Inspirationen gab. Mutiger erweiterte man das Themenspektrum. Die Atmosphäre spiegelte schon der Kongreß tschechischer Historiker 1966 in Brünn wider. Eine Historikergeneration mit anderen historischen Erfahrungen mußte sich erneut mit der eigenen gedanklichen Vergangenheit auseinandersetzen und die methodische Ausrüstung beurteilen. Die Variante des Historismus von Nejedlý begannen einige als antiquiert anzusehen, auf einer anderen Ebene kehrte in der veränderten Situation die Frage der dreißiger Jahre zurück: Was aus der Vergangenheit lebt und was ist tot, begleitet von der Skepsis gegenüber ideologischen Schemata und von einer Relativierung der historischen Erkenntnis.

Die Generation, die in den Jahren 1968–69 eine fachliche Karriere begann, empfand unmittelbar darauf die Härte des machtpolitischen Eingriffs, der diesmal – im Gegensatz zu 1948 – offene politische Verfolgung bedeutete, häufig ohne ideologische Konsequenzen im eigenen Programm der historiographischen Arbeit, was die herrschende Struktur offenbar nicht einmal anstrebte (man kann dies übrigens damals auch anderswo im sozialistischen Block beobachten, so z. B. in der DDR). Wir können uns sonst kaum erklären, daß in den siebziger Jahren und hauptsächlich während der achtziger Jahre insbesondere die junge Generation nach einst ideologisch tabuisierten Themen griffen und früher unzulässige Gedanken veröffentlichen konnte. (Den älteren Generationen fiel dies schwerer, einzelnen wurde es erschwert oder verboten zu publizieren.) Die Bemühung, das thematische Spektrum und das Interesse an der Kenntnis neuer Methoden zu erweitern, ist ein verdienstvoller Beitrag der „jungen Generation“. Ideologisch wurden auch die Forscherimpulse, die von woanders als von den Fakultäten und den Instituten der ČSAV ausgingen, nicht mehr so sehr überwacht: als Beweis dafür dienen anregende Konferenzen in Ungarisch Brod, die sich mit Comenius beschäftigten, sowie die vom Museum in Tabor, dem Archiv der

Hauptstadt Prag und einigen weiteren regionalen Institutionen organisierten Symposien sowie Studien, die in deren Sammelwerken und Periodika veröffentlicht wurden. Hierhin verlagerte sich der Schwerpunkt der organisierten Forschungstätigkeit unter Beteiligung von Fachkräften aus Fakultäten und Instituten, oft auch von ausländischen Forschern.

Wenn wir die gesamte historische Produktion einschließlich derjenigen in Betracht ziehen, die illegal im Samisdat herausgegeben wurde, und einschließlich der im Ausland veröffentlichten Arbeiten und der Studien von Exilanten, ist klar, daß die Geschichtsschreibung – ich denke hier an den Teil, an dessen Ergebnisse man anknüpfen kann – sich in der letzten Etappe der totalitären Ära aufgliederte und ein reicheres theoretisches und methodisches Spektrum gewann. Mehr als jemals zuvor wurden aktuelle Strömungen der europäischen und der Weltgeschichtsschreibung aufgegriffen; dabei scheint es, als ob wieder die Fragen der dreißiger Jahre zurückgekehrt seien. Hier handelt es sich aber schon um eine andere Ebene sowie um andere Ausgangspunkte. An die Arbeiten von Kutnar, Slavík u. a. konnte man sich als Inspirationsquellen wenden, jedoch war und ist es auch heute nicht möglich, einfach dort fortzufahren, wo man 1948 abgebrochen hat. Die Voraussetzungen der geschichtswissenschaftlichen Arbeit haben sich auf der Welt verändert, und die Historiographie mit ihren Methoden dringt immer mehr international vor. An Bedeutung gewinnt keineswegs nur die Krise des Historismus, es werden nicht nur ideologische, sondern alle bisherigen Konstruktionen des Sinngehalts und der Geschichtsmythen relativiert. Neue Auffassungen historiographischer Strömungen auf der Welt verzichten bewußt auf die Aufgabe, die bisher die historische Kultur in der Gesellschaft einnahm. Einzigartige Ereignisse werden im semiotischen Sinne zu Merkmalen von Prozessen, Strukturen, Mentalitäten, es wird der literarische Charakter des historiographischen Textes mit allen Eigenschaften der Literatur betont, die den Geschichtstext dekonstruiert. Sofern der heutige inhomogene Komplex „Geschichtsschreibung“ bei einer stärker werdenden Interdisziplinarität weiterhin mit jener altertümlichen Bezeichnung belegt werden kann, erlangt er eine andere, uns bis jetzt noch völlig unfaßbare Gestalt (manchmal ist auch von „Posthistorie“ die Rede).

Bleibt nur zu wünschen, daß die im Jahr 1989 angetretene Generation in ehrlicher, schöpferischer Bemühung auch ihre eigene Zufriedenheit finden möge*.

* Der Diskussionsbeitrag stellt weitgehend einen grundlegenden Auszug aus dem Referat des Autors beim Kongreß der tschechischen Historiker am 24. September 1993 in Prag dar.

Diskussionsbeitrag von Jiří Pešek, Prag

Frische Luft in der tschechischen Geschichtswissenschaft

Der zur Diskussion gestellte Aufsatz von Robert Luft gehört zu den anregendsten Texten über die aktuelle Lage und Vergangenheit der tschechischen Geschichtsschreibung, die mir in der letzten Zeit begegnet sind – einschließlich der Referate des Ersten Tschechischen Historikertages vom Herbst 1993. Der Autor stellt eine Menge relevanter Fragen und sucht konsequent nach treffenden, manchmal auch unbequemen Antworten. Zu einigen Problemen möchte ich einige – eher erklärende – Thesen aufstellen.

Zur Schlüsselrolle der Publikationsmöglichkeiten im Vergleich zu den Forschungsbedingungen

Bei Betrachtungen der Zeit vor der Wende muß notwendigerweise zwischen den Forschungs- und Arbeitsmöglichkeiten der Zeithistoriker und der Historiker älterer Epochen (bis 1918) unterschieden werden. In der schlimmsten Lage befanden sich in jeder Hinsicht die „nichtoffiziellen“ Zeithistoriker. Es war fast unmöglich, wichtigere zentrale Quellen zur Zeitgeschichte zu benutzen, mit Ausnahme der durch Aleš Chalupa betreuten Nachlässe und Bestände im Archiv des Nationalmuseums Prag und einigen anderen. Für die meisten anderen Archive benötigte man – auch bei ganz „unwichtigen“ Themen – spezielle Bewilligungen oder mindestens eine offiziell bestätigte Auftragsbescheinigung, die „gut bekannte“ ebenso wie „unbekannte“ Historiker kaum erhalten konnten. Im Gegensatz dazu bestanden bei fast allen Themen der Geschichte vor 1918 und entsprechenden Archivbeständen nur selten Beschränkungen. Es war nur eine Frage der grundlegenden Anständigkeit und Verantwortlichkeit des einzelnen Archivars, daß die Quellen allen Forschern ohne politische Auswahl zugänglich wurden. Schwieriger war dagegen die Benutzung der Literatur, doch gab es immer wieder Möglichkeiten, diese Schwierigkeiten mit Hilfe von Freunden oder Bekannten zu überwinden.

Das Hauptproblem lag aber bei den Publikationsmöglichkeiten: Dies betraf Forschungsergebnisse, besonders synthetische Studien ebenso wie Besprechungen und Diskussionen. Eine wesentliche Rolle spielte dabei die Bereitschaft derjenigen Historiker, die – zumindest teilweise – in „offiziellen“ Stellungen geblieben waren und die bereit waren, die Arbeiten verfolgt oder in die „graue Zone“ gedrängter Kollegen, aber auch die Arbeiten der Masse politisch „nichtengagierter“ Forscher zu publizieren. Diese „offiziellen“ Historiker verhalfen den anderen, wenigstens in der Fachwelt präsent zu bleiben oder gar erst einen Zugang in die „gelehrte Zunft“ zu finden. Diese Publikationsmöglichkeiten spielten für das Selbstbewußtsein und die geistige Gesundheit der „grauen“ und besonders der verfolgten Historiker eine außerordentlich große Rolle.

Die „wissenden“ (oder zumindest „blinden“) Institutsleiter, die „Verantwortlichen Redakteure“ (sicher meistens Parteigenossen) und andere Mitarbeiter von Zeitschriften wie Husitský Tábor, AUC-HUCP, Studia Comeniana et Historica, Ústecký sborník historický, Pražský sborník historický, Vlastivědný sborník Podblanicka usw. haben in diesem Sinne eine große Arbeit zugunsten der „nichtnormalisierten“ Geschichtswissenschaft geleistet. Es ist aber heute schwierig, über diese „Ehemaligen“, die ihre Posten nach der Wende oft verließen oder verlassen mußten, offen zu schreiben: Es könnte leicht eher als eine Denunziation denn als ein Lob erscheinen. Fraglich bleibt auch häufig, wo eigentlich die Grenze zwischen Hilfe und Verfolgung lag. Von Fall zu Fall konnte es verschieden sein.

Ein Beispiel dafür sind die Pilsener Tagungen und Ausstellungen zu Geschichte, Kultur- und Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts, die von „Jungen“ (Prah!l, Ottlová, Hojda etc.) an der Prager Nationalgalerie und am Institut für Kunstgeschichte der Akademie der Wissenschaften ins Leben gerufen wurden. Sie mußten stets neu für das Überleben der Konferenzserie gegen die Leitung der eigenen Institutionen, zugleich

aber auch mit deren Hilfe gegen die regionalen und lokalen Parteifunktionäre in Pilsen sowie gegen „höhere“ Denunziationen kämpfen. Mutatis mutandis war dies auch anderswo der Fall. Integre Persönlichkeiten wie der Aussiger und später Pilsener Archivar Ivan Martinovský, Veranstalter von öffentlichen Vorlesungsreihen mit „verbotenen“ Historikern und Redakteuren unabhängiger, über die Lokalgeschichte hinausgreifender Sammelbände, mußten nicht nur viel Mut, sondern auch viel Glück haben, um solche Aktivitäten auf Dauer aufrechtzuerhalten. Als Problem kam hinzu, daß die meisten bedeutenderen dieser Wissenschaftler zur Prager Gesellschaft gehörten, auch wenn sie ihre Aufsätze, Besprechungen oder Ausstellungen „in der Provinz“ realisierten – ein Problem, über das auch auf dem Prager Historikertag 1993 mehrfach gesprochen wurde.

Wie bereits gesagt, hatten Zeithistoriker, auch diejenigen, die sich von dieser Epoche abwandten, praktisch bis 1989 keine Chance, öffentlich zu publizieren. Möglicherweise suchten sie diese in den letzten Jahren des Regimes aber schon gar nicht mehr und wandten sich weiter nur an die vertrauten Samisdatorgane wie die *Historické studie* und verschiedene andere Sammelbände. Doch auch die „Grauen“ publizierten in den achtziger Jahren in manchem „inoffiziell“ getippten Sammelband. Ich erinnere mich vor allem an die privaten Festschriften für Ivan Hlaváček, Rostislav Nový, Jaroslav Kolár oder Oldřich Blažíček. Gerade der letztgenannte Sammelband, der später im Druck erschien, wurde in der „offiziellen“ kunsthistorischen Zeitschrift *Umění* zitiert. Dies wurde damals als Symbol der beginnenden Mischung früher streng getrennter Sphären verstanden. Die späten achtziger Jahre zeigten vereinzelt schon ein hilfreiches Chaos und die Unsicherheit der ideologischen und machtpolitischen Wächter.

Die Situation der späten siebziger Jahre

Bezüglich der Entwicklung in den späten siebziger Jahren sollte nicht der erfolgte Generationswechsel vergessen werden. Um 1980 verließ eine neue, politisch praktisch „unbelastete“, gleichzeitig aber parteipolitisch wenig engagierte, forschungshungrige Generation von Historikern die Universitäten und übernahm die unteren Positionen in Archiven, Bibliotheken oder Museen etc. Sie begann die Lücken auszufüllen, die durch die großen Säuberungen entstanden waren. Es war die skeptische „graue Generation“, die sich an der älteren Geschichte und an politisch nicht zu „heißen“ Themen orientierte und die unbeabsichtigt manchmal in Konflikt mit eifrigen linientreuen Geschichtskontrolleuren geriet (so Kučera, Rak, Svatoš im Fall „Bohuslav Balbín“). In den achtziger Jahren spielte dann meist die übertriebene alltägliche Angst der offiziellen Repräsentanten des Faches eine größere Rolle als deren bloße Dummheit oder gar fortbestehende Bössartigkeit.

Zur Frage des Marxismus

Es ist schwierig zu bestimmen, was eigentlich der „offizielle“ Marxismus war. Sicherlich handelte es sich dabei nicht um die Lehren von Marx oder Engels. Spätestens seit Ende der siebziger Jahre galten diese als „veraltet“. An manchen Hochschulen gehörten die Werke von Marx schon damals nicht mehr zur Pflichtlektüre. „Wissenschaftliche Kommunisten“ hielten Seminare zur „Kritik der Leninschen

Klassentheorie“ ab, in denen die alten Postulate bereits als untragbar und durch den geschichtlichen Fortschritt als überholt vorgestellt wurden. Was blieb, war nur eine völlig unklare und ideologisch willkürliche Wortklauberei. Verglichen damit konnten die ehemaligen, durch die eigene Lebenserfahrung „deformierten“ Marxisten ihre geschichtlich anthropologischen Konzepte weiterentwickeln, die besonders durch Beiträge des Strukturalismus, der Annales-Schule und deren polnischer (!) Verarbeitung aktualisiert wurden. Die philosophischen Hausseminare – so von Jan Patočka – pflegten aber kaum Kontakt mit den zahlreichen Privatseminaren oder Gesprächsgruppen der Historiker. Die Zusammenführung z. B. von Ontologie oder Phänomenologie mit der Geschichtsforschung steht daher bis heute noch aus. Die jetzige tschechische Historikerschaft besteht im Prinzip aus Menschen ohne systematischere moderne philosophische Ausbildung und Erfahrung.

Die „Großmogule“ des Faches

Keinesfalls teile ich die Auffassung, man solle „die dringend notwendige inhaltliche und methodologische Auseinandersetzung mit den Arbeiten von Großmogulen“ beginnen. Diese Arbeiten wurden von der „sich mit den Quellen beschäftigenden“ Zunft schon bei ihrem Erscheinen weder als bahnbrechend noch als Wissenschaft betrachtet. Die Publikationen waren Teil des Ritus der „herrschenden Religion“, kaum Erfolg einer ideologisierten Wissenschaft. Es genügte, nur aus den „offiziellen“ Arbeiten zu zitieren. Mit einigem Abstand wird es sicherlich einmal ganz interessant sein, – vielleicht im Rahmen einer Dissertation – diese Mischung aus Geschichtswissenschaft, Ideologie, Denunziationen, persönlichen Auseinandersetzungen, Lügen und Bosheit zu analysieren. Es gehört aber auf keinen Fall zu den dringlichen Aufgaben der heutigen tschechischen Historiographie. Vorrangig ist dagegen die analytische Durchdringung der (kleinen) gut gemachten Forschungs- und Editionsarbeiten.

Zum Vergleich mit der DDR-Historiographie vor und nach der Wende

Die tschechische Historiographie wurde in den letzten Jahrzehnten durch politische Umbrüche in nur teilweise miteinander kommunizierende Gruppen gespalten. Einige dieser Gruppen waren in der Lage, weiter „handwerklich“ – genauer „entideologisiert“ (die Ideologie blieb das Vorrecht der Mächtigen) – zu arbeiten, ohne öffentlich „die großen Fragen“ der Geschichte zu stellen. Letzteres wurde eine Hauptaufgabe der Dissidenten und der inoffiziellen Publikationen, die diese zumindest in einigen Bereichen auch erfüllten. In der DDR dagegen war die Geschichtswissenschaft stärker und kontinuierlicher mit der Entwicklung der offiziellen Ideologie und ihren Veränderungen verbunden.

Es gibt noch einen wichtigen Unterschied zwischen beiden Historiographien: die ostdeutschen Wissenschaftler müssen angesichts der Flut westdeutscher Konkurrenten ums Überleben kämpfen. Als einzige Rettungsmöglichkeit bleibt das Purgatorium durch Selbstkritik. Und im Westen Deutschlands sieht man es um so lieber, je weniger man selbst auf diesem Felde nach der Epoche des Nationalsozialismus Erfolge erzielte. Die Tschechen stehen nicht unter einem solchen Druck. Es gibt auch keine

Ersatzgarnitur im Lande! Vielmehr gibt es viele unbesetzte Stellen, nur wenige engagierte Hochschulabsolventen für die schlecht bezahlten Historikerstellen, viele praktische alltägliche Schwierigkeiten in Forschung, Lehre und bei der Publikationstätigkeit, so daß – mit wenigen Ausnahmen – fast alle arbeitsbereiten Historiker die Möglichkeit haben, im Fach (weiter) zu arbeiten.

Zur Häufigkeit der „Nischen“ und zur Frage der Beziehungen zu den Historiographien anderer kommunistischer Staaten

Nischen eröffneten sich – meiner Meinung nach – in erster Linie nicht durch Lücken in Kontroll- und Zensurmechanismen, sondern aufgrund der Fähigkeiten und der Bereitschaft der Mehrheit unter den tschechischen Historikern, im machtpolitisch gegebenen Rahmen trotz allem weiterzuarbeiten, d. h. weiter zu lehren, zu forschen, zu lernen, zu diskutieren und zu schreiben. Sehr hilfreich waren in dieser Hinsicht vor allem die verhältnismäßig intensiven Beziehungen zur polnischen Historiographie. Die Rolle der tschechisch-polnischen (weniger der polnisch-tschechischen) Beziehungen ist ein Kapitel, dessen analytische Aufarbeitung zu den wichtigeren aktuellen Aufgaben der heutigen tschechischen Geschichtswissenschaft gehört.

Die Konzentration auf die eigene Nationalgeschichte

Die geringe Beachtung der nichttschechischen Geschichte ist eine – fast möchte man sagen: ewige – tschechisch-böhmische Historikerkrankheit, ein Drachen, mit dem schon jahrhundertlang zu kämpfen ist. Die meisten kampfbereiten Prinzen erzielten aber immer nur einen begrenzten Erfolg. Im Vergleich mit amerikanischen oder vielen westeuropäischen Historikern, aber auch polnischen und ungarischen Kollegen sind tschechische Historiker fast immer auf die eigene Geschichte orientiert, wenn auch zum Teil in einem breiteren Kontext. Schon das Interesse an der nichttschechischen böhmischen Geschichte gilt als etwas Ungewöhnliches und ganz Neues. Das heißt zwar nicht, daß es keine Amerikanistik oder Osteuropaforschung gibt, doch stehen diese Fächer stets am Rande der tschechischen Geschichtswissenschaft. Immer noch bildet es eine Ausnahme, wenn große Themen aus der Geschichte der Nachbarländer in Tschechien bearbeitet werden.

Dem Diskussionsbeitrag von Luft ist insoweit zuzustimmen, als diese traditionelle Orientierung in der aktuellen europäischen – nicht nur historiographischen – Situation mit all ihren neonationalistischen Schwierigkeiten neue Kraft bekommen könnte, da extreme oder nationalistische Interpretationen seit den sechziger Jahren zwar (ebenso wie anderswo in Europa) relativiert, aber keineswegs völlig diskreditiert wurden. Ich sehe nur eine Möglichkeit, diese Situation zu ändern: die tschechische – vor allem zeitgeschichtliche – Forschung muß intensiver als bisher in breitere europäische Strukturen verflochten werden; ähnlich wie die deutsche seit Ende der vierziger Jahre. Dies wird überwiegend die Aufgabe einer neuen Historikergeneration sein, daher ist mit einer längeren Übergangsepoche zu rechnen. Auch die Zitate Peter Rassows nach dem Krieg sind eher als Ausdruck eines damaligen deutschen Wunsches und nicht als Beschreibung eines schon laufenden Prozesses zu verstehen.

Daher bin ich der Meinung, daß die relativ starke und in mancher Hinsicht sehr

erfolgreiche tschechische Geschichtsschreibung (z. B. im Bereich der Frühen Neuzeit) dem Teil der deutschen Nachkriegshistoriographie, der einen Ausweg aus den engen Grenzen der Nationalgeschichte ins Europäische suchte, relativ nahesteht. Das interessante Buch Antonín Kostlans über den tschechischen Historikertag von 1947 und seine Vorgeschichte zeigt sehr deutlich, daß die Orientierungs- und Strukturprobleme der tschechischen Geschichtswissenschaft weder nach 1968 noch nach 1948 begannen, sondern schon in den Jahren unmittelbar nach dem Kriege, wahrscheinlich aber sogar in der Zwischenkriegszeit ihre Wurzeln haben. Mancher Irrweg der kommunistischen Geschichtsschreibung hat somit eine deutliche vorkommunistische Vorgeschichte. Hier stellt sich vor allem die Frage „Warum?“.

Es braucht keine Selbstkritik, kein „Poučení z krisového vývoje“; notwendig ist eine sachliche Inventur der unter fast durchgängig schwierigen Bedingungen (gut, schlecht, aber doch) gemachten und auch der nicht realisierten (vergessenen, verbotenen, unangenehmen) Arbeiten im Bereich der Geschichtsforschung, der Geschichtsreflexion und des Geschichtsunterrichts. Und danach muß hart daran gearbeitet werden, um die „weißen Flecken“ auszufüllen, die strukturellen Lücken zu schließen und die junge Historikergeneration für neue Aufgaben und Bedingungen vorzubereiten. Wichtig ist aber vor allem, relevante und interessante Fragen zu stellen und diese im gesamteuropäischen historiographischen Kontext und Gespräch zu bearbeiten. Die Studie von Robert Luft hat uns in diesem Sinne geholfen.

NEUE LITERATUR

Slawistik in Deutschland von den Anfängen bis 1945. Ein biographisches Lexikon. Hrsg. v. Ernst Eichler (Leiter), Edgar Hoffmann, Peter Kunze, Horst Schmidt, Gerhart Schröter und Wilhelm Zeil.

Domowina-Verlag, Bautzen 1993, 519 S.

Daß die Deutsche Universität in Prag – neben ihrer tschechischen Schwesteruniversität – eine Slavistik besaß, ist der Wissenschaftsgeschichtsschreibung nach 1945 bislang kaum bewußt. Selbst die deutsche Slavistik hat diesem ihrem Teilerbe keine gesonderte Aufmerksamkeit gewidmet, von sporadischen Erwähnungen und Nachrufen abgesehen¹. Es blieb 1977 tschechischer Feder vorbehalten, einen wenn auch nur sehr rudimentären, nichtsdestoweniger objektiven Anfang gemacht zu haben². Das Desiderat wird inzwischen erkannt. Immerhin handelte es sich bei der Prager deutschen Slavistik um eine kulturell zu wichtige Mittlerfunktion zwischen Deutschen und Slaven, als daß man das Thema auf sich beruhen lassen könnte. So harrt man etwa der Drucklegung einer von Wilhelm Zeil verfaßten Monographie zum Thema.

Es sei zunächst auf das hier vorliegende biographische Lexikon *Slawistik in Deutschland* hingewiesen, das Werk und Wirken von circa 400 im deutschen Raum tätigen Persönlichkeiten vom 16. Jahrhundert an bis 1945 stichwortartig behandelt. Prosopographische Arbeiten solcher Art sind für jedes Fach immer von Nutzen, ja unverzichtbar. Groß ist zugleich die Verantwortung für die Zuverlässigkeit unzähliger Daten und Titel.

Dem Lexikon ist als Anhang die Slavistik an der Deutschen Universität in Prag (1920–1945) beigelegt (S. 461–480), der neun Persönlichkeiten behandelt: Konrad Bittner, Gerhard Gesemann, Ferdinand Liewehr, Eugen Rippl, Edmund Schneeweis, Ernst Schwarz, Franz Spina, Eduard Winter, Wilhelm Wostry. Getreu dem Konzept des Lexikons wurden so dankenswerterweise solche Gelehrte berücksichtigt, die einem übergreifenden Verständnis von Slavistik entsprechen, nämlich von im weitesten Sinne Slavenkunde unter Einbezug von Geschichtswissenschaft (Winter, Wostry) und Nachbardisziplinen (Schwarz als Germanist). Man muß es sehr begrüßen, daß diesen Namen überhaupt eine Heimstatt gewährt wurde, wären sie doch sonst zwischen Deutschland und Österreich einfach verlorengegangen. Für den Anhang zeichnet Wilhelm Zeil, dem voller Dank gebührt.

¹ Deutscherseits ist ein erster kurzer zusammenhängender Abriss v. Rösel, Hubert: Zur Geschichte der deutschen Slavistik an der Universität Prag. *Sudetenland* 32/3 (1990) 194–211.

² Kudělka, M./Šimeček, Z./Štastný, V./Večerková, R.: *Československá slavistika v letech 1918–1939* [Die tschechoslowakische Slavistik in den Jahren 1918–1939]. Praha 1977. Zu den Anfängen vor dem I. Weltkrieg Šimeček, Z.: *Počátky slavistických studií na německé univerzitě v Praze a zápisy o jejím charakteru* [Die Anfänge der slavistischen Studien an der deutschen Universität in Prag und die Kämpfe um ihren Charakter]. *Slovanské historické studie* 17 (1990) 31–63.

Die entsprechenden Eintragungen sind exakt und bieten bei gebotener Kürze besonders bei den bedeutenden Gelehrten Spina (1868–1938), Gesemann (1888–1948) und Winter (1896–1982) en miniature Charakterprofile. Im Fall der faszinierenden Persönlichkeit Winters, eines Wanderers zwischen Welten, wird dessen langjährige Tätigkeit weit über 1945 hinaus gewürdigt. Das tragische Ende des hervorragenden Bohemisten Eugen Rippl am 10. Mai 1945 wird nicht erläutert, ein Tabu, das auch tschechischerseits nicht mehr existieren dürfte³. Dem Osteuropahistoriker Josef Pfitzner, als Name erwähnt S. 461, blieb ein Lemma vorenthalten. Auch in diesem Fall bedarf es der Zurückhaltung nicht mehr, mögen auch Fakten für beide Seiten unangenehm sein.

Über 60 Mitarbeiter zählt das in einem sorabistischen Verlag erschienene Lexikon. Angesichts des Mangels an Vorläufern, der Menge zu erschließender Daten, der historisch tiefen Grenzziehung und weiten Auswahlkriterien (Einbeziehung auch von Sprach- und Literaturvermittlern, etwa Thomas Mann, S. v. Radecki u. a., Publizisten) hat das Unternehmen als gediegene Leistung zu gelten.

Dennoch ist das Gute des Besseren Feind. Kleine Nachträge, etwa Karl Nötzels ihn schwer schädigende antinazistische Gesinnung, hätten Erwähnung verdient (S. 290), was nur angemerkt sei. Ernster jedoch das territoriale Einteilungsprinzip: Wenn man zu Recht Sigmund von Herberstein (1486–1566) als ersten großen Rußlandkenner aufnimmt (S. 164f.), also einen Österreicher, ist unverständlich, wenn ein Slavist vom Range eines Bartholomäus Kopitar (1780–1844, mit falschem Vornamen genannt) häufig zitiert wird, ohne ein Lemma zu erhalten. Große Gelehrte wie Franz Miklosich oder C. J. Jireček wirkten wie Kopitar in Wien, bereicherten die deutsche Wissenschaft und wurden nicht berücksichtigt entgegen anderen Größen wie V. Jagić (S. 186–189) und M. Murko (S. 279–281), nur weil letztere nicht nur in Wien, sondern auch in Berlin bzw. Leipzig lehrten. Die Begründer der deutschen Prager Slavistik vor dem I. Weltkrieg, Berneker und Diels, wurden nur lemmatisiert, weil sie später im Deutschen Reich lehrten (München und Breslau). Solch äußerlicher Zuordnungskriterien bedarf es nicht. Ein die tschechische Vergangenheit behandelnder Dramatiker wie der sudetendeutsche Alfred Meißner (1822–1885) bleibt wie der bedeutende Vermittler tschechischer Literatur, Paul Eisner (1889–1958), unerwähnt, wogegen der Prager Rainer Maria Rilke ein Lemma erhält (S. 323f.). Lobenswert ist die Aufnahme des zu Unrecht vergessenen sudetendeutschen Dichters Moritz Hartmann (1821–1872, S. 153). Das Lexikon widmet Lemmata auch Universitätslektoren (z. B. Güldenstübbe, S. 148) und erwähnt Lektoren der Prager Deutschen Universität unter Lemma *Spina* (S. 475), wie u. a. den großen bulgarischen Dichter Kiril Christov. Der an ihr wirkende Träger der geistesgeschichtlich wichtigen „Eurasier“-Theorie, Petr N. Savickij, (1895–1968, S. 475), nach 1945 in den GULag verschleppt, verdiente in einer Neuauflage auch ein Lemma. Dort könnten auch die verdienstvollen „Prager Nachrichten“ herangezogen werden.

Der Wert des Lexikons, nicht zuletzt dank Zeils Erweises der Fruchtbarkeit deutsch-tschechischen Wissenschaftswettbewerbs der Zwischenkriegszeit ist beträchtlich. Ein Bildregister ergänzt den gut aufgeschlüsselten Band.

Puchheim

Wolfgang Gesemann

³ In deutschen allgemeinen Nachschlagewerken etwa wird nicht verhehlt, daß der tschechische Avantgardeschriststeller Vladislav Vančura (1891–1942) von der Gestapo ermordet wurde. Vgl. Brockhaus-Enzyklopädie. Bd. 19. Wiesbaden 1974, 366.

Mitterauer, Michael: Historisch-anthropologische Familienforschung. Fragestellungen und Zugangsweisen.

Böhlau, Wien-Köln 1990, 319 S.

Der Band vereint neun Aufsätze, die Michael Mitterauer zwischen 1972 und 1988 verfaßt hat, und nach der Meinung des Autors in einer forschungsgeschichtlich interessanten Einleitung handelt es sich dabei um „einzelne Schritte auf dem Weg zu einer historisch-anthropologischen Familienforschung, keineswegs um ein erreichtes Ziel“ (S. 9). Dieser bescheidenen Selbsteinschätzung kann man nur zustimmen, wenn man alle wissenschaftliche Arbeit ähnlich charakterisiert. Was vorgelegt wird, öffnet einen weiten Horizont von Fragestellungen, in der Tat, aber sämtlich mit aufschlußreichen Untersuchungsergebnissen: ein interkultureller Vergleich europäischer Familienformen, freilich eine Skizze, über Familiengröße, Partnerwahl, Rollenverteilung von Frau und Mann und Kindern; danach ein gründlicher Einblick in das christliche Verständnis von Endogamie; noch mehr von Familienformen: in sozialhistorischer Sicht, unter ländlicher Problematik, im Vergleich zwischen Mitteleuropa und Rußland und als Problem der Landeskunde. Auch von Gesindeeehen und von Arbeitsteilung als Geschlechterrolle in vorindustrieller Zeit ist die Rede.

Damit ist also mehr als ein Fragenkatalog zusammengestellt. Mitterauer hat Erhebliches geleistet in einem Forschungsbereich, den der größte Teil unserer Fachkollegen noch gar nicht der Thematisierung für wert hielt, und er hat dabei nicht nur die kleinräumige Untersuchung, sondern auch den weitgespannten Vergleich in seiner Fruchtbarkeit vor Augen geführt. Natürlich liegt dem auch eine andere Vorstellung von den Aufgaben eines Historikers zugrunde: die Gesellschaft in allen ihren Beziehungen zu erforschen, nicht nur in ihren politischen, weil sich daraus ganz unbeachtete Zugänge für die große Funktion aller Historie ergeben – für den „schaffenden Spiegel“.

Aber auf dem Weg dorthin weiß Mitterauer sehr viele „handfeste“ Spielregeln der familiären Beziehungen diesem grundlegenden Gefüge aller gesellschaftlichen Ordnungen abzulesen – immer vorausgesetzt, daß wir Historiker nicht nur die Schicksalslinien politischer Ereignisse und die politischen Eliten verfolgen, sondern auch möglichst alle gesellschaftlichen Zusammenhänge. Zeigt Mitterauer in seinem ersten Beitrag eher ein Übersichtsreferat zu europäischen Familienformen, so führt seine Untersuchung über die christliche Stellung zur Endogamie geradewegs an ein Thema, das zuvor Jack Goody und David Herlihy kontrovers diskutiert hatten und das sehr intime Fragen der kirchlichen Gesellschaftspolitik überhaupt aufwirft. Im Nu sind wir in einem Vergleich zwischen lateinischem Abendland, Nestorianern und Judentum um die Jahrtausendwende. Und im Ergebnis gibt Mitterauer zu verstehen, wie deutlich und eigentlich selbstverständlich religiöse Motive in Religionsgemeinschaften dominieren, mit weiten Konsequenzen in allen Variationen, weit eher als wirtschaftliche oder politische, wie man sie im Rückblick aus der Neuzeit vermutet.

Komplexe, ländliche, russische, mitteleuropäische Familienformen; das Thema ist schier in allen Varianten erfaßt. Im Überblick, nach dem neuesten Literaturstand, den ein so dynamischer und in Deutschland erst seit der Mitte der siebziger Jahre überhaupt beachteter Fragenkreis ergibt, fühlt sich Mitterauer zuhause. Dazwischen doch wieder eine Detailanalyse, wie die Gesindeeehen in ländlichen Gebieten Kärntens, an

Pfarrmatriken des 18. und 19. Jahrhunderts orientierten, und ausgewertet zu einer Studie über das Gesindeleben im Alpenraum: Hierarchiebildung, Partnersuche, Arbeitsrhythmus und ihre Unterschiede in einzelnen Alpenregionen werden erschlossen. Einen besonders weittragenden Charakter hat die letzte Studie: geschlechtsspezifische Arbeitsteilung, „Männerarbeit“ und „Frauenarbeit“, natürlich zuerst im ländlichen Milieu beobachtet, dann in der Stadt mit manchmal überschätzten wenigen „Frauenzünften“ einander sogar gegenübergestellt, durchzieht die ganze vorindustrielle Gesellschaft. Ihr Ethos, auch ihre Tabus, wirken noch heute nach. Ivan Illich hat dem Thema bekanntlich vor kurzem ein Buch gewidmet. Mitterauer spricht lieber von weiblicher Erwerbstätigkeit, während er ihre Grenzen und Möglichkeiten abschätzt, und er ist auch vorsichtig bei der Projektion des gesellschaftlichen Status aus diesen Ordnungen: „Dazu ist zunächst zu sagen: Die Frage nach der Stellung der Frau impliziert gewisse Vereinfachungen. Die Position von Frauen kann innerhalb der Familie eine ganz andere sein als außerhalb. Mutterzentrierte Formen der Familie erweisen sich manchmal durchaus mit männerrechtlicher Ordnung in der Öffentlichkeit vereinbar [...]“ (S. 309). Mit dieser Feststellung sind viele vorschnelle Konsequenzen in andere Relationen gerückt!

Mitterauers Arbeiten, in fördernder und geförderter Verbindung mit einem Institut an der Wiener Universität, zählen zweifellos zu den bahnbrechenden Unternehmungen der Geschichtswissenschaft für die nächste Generation. Mehr und Besseres muß man vom Fortschritt in der Wissenschaft in keinem Fall sagen.

München

Ferdinand Seibt

Von Aufbruch und Utopie. Perspektiven einer neuen Gesellschaftsgeschichte des Mittelalters. Für und mit Ferdinand Seibt aus Anlaß seines 65. Geburtstages. Hrsg. v. Bea Lundt und Helma Reimöller.

Böhlau, Köln-Weimar-Wien 1992, 455 S.

In ihrer Mehrzahl setzt sich die Textsorte Festschrift aus drei Typen von Beiträgen zusammen: ernstzunehmende Studien, flüchtige Essays, die so tun, als ob es zu ihrem Thema nicht schon ausführliche Bibliographien gäbe, und Wiederaufbereitungen von an anderem Ort längst einläßlicher Behandeltem. Auch die vorliegende Publikation macht hier keine Ausnahme; angesichts des vorgegebenen Umfangs dieser Anzeige dürfen wir uns damit begnügen, auf die u. E. eher der ersten Gruppe zugehörigen Beispiele aus den 26 hier gedruckten Beiträgen hinzuweisen. Zunächst jedoch auf die noch seltene Mitarbeit eines Jubilars an seiner eigenen Festschrift: Seibt kehrt hier zu seinem Dissertationsthema von 1952 zurück, um Walter „Maps Männer“ (S. 89–106) zu charakterisieren, vor allem die Männerwelt des internationalen Rittertums, die der Autor bei aller Kritik als jedenfalls über den Frauen stehend schildert¹.

¹ Zur Literatur vgl. neben der laufenden Bibliographie in *Medioevo Latino* die Hinweise in der zweisprachigen Ausgabe von F. Latella, Parma 1990 (Biblioteca medievale 10).

Mittelalter: Zur Aktualität der Mediävistik äußert sich H.-W. Goetz (S. 3–16), der einleuchtend auf Komponenten der Formung der Gegenwart durch diese Epoche und ihre Faszination aufgrund ihrer Andersartigkeit verweist sowie die Notwendigkeit der Kritik an populären Mittelalterklischees unterstreicht². Ergänzend könnte man die ungemein tiefgehende Prägung namentlich des katholischen Christentums durch in jener Epoche entwickelte Vorstellungen und Strukturen auch heute und auch in säkularisierten Abwandlungen betonen. Die wichtige Frage nach der Psychologie des Übergangs von oraler zu schriftlicher Laienkultur („epistemologischer Bruch“) stellt I. Illich (S. 181–201), freilich derartig essayhaft, daß eine Diskussion schwer möglich ist. Ausgehend vom *Capitulare de vilis* skizziert L. Kuchenbuch die auf „Arbeit“ bezogene mittellateinische Terminologie (S. 337–352) und kündigt dazu eine ausführlichere Arbeit an. B. Lundt fügt den zwei seit Kantorowicz bekannten Körpern des Herrschers einen dritten hinzu, nämlich den von der späteren Tradition (Volksbuch) imaginierten, wobei es vor allem um die Sexualität Karls des Großen geht (S. 131–154). Relationen zwischen Kunst und Geschichte im Rom des Investiturstreites sucht K. Bering aufzuzeigen (S. 57–71)³. Zeugnisse für eine körperorientierte Mnemotechnik macht H. Wenzel in Predigten Bertholds von Regensburg aus (S. 235–247). Skeptisch setzt sich H. Wunder mit D. Herlihy's *Opera Muliebria* (1990) auseinander (S. 73–85); die Berechtigung ihrer Kritik, daß die „repräsentativen Darstellungen der deutschen Geschichtswissenschaft“ nach wie vor die Frauen kaum berücksichtigen (S. 74), erweist übrigens wieder voll und ganz der erste Band des *Handbuchs der Wirtschafts- und Sozialgeschichte Deutschlands* von F.-W. Henning (1991). Die in letzter Zeit so ungemein beliebte *Cité* Christines de Pizan wird von Cl. Opitz im Zuge feministischer Aufwertung sogar als „ernstzunehmendes historiographisches Werk“ (S. 262) beurteilt (S. 251–263). Wertvoll sind D. Schelers Nachweise dafür, daß das „Volk“ zu spätmittelalterlichen Prozessionen von der Obrigkeit z. B. in Brugge bei Strafe verpflichtet wurde, was den Stellenwert dieser Frömmigkeitsübung im Rahmen der Volksreligiosität verändert (S. 119–129). Schriftliches und bildliches Material über weibliche Kartenspieler im Spätmittelalter, die sowohl als negative Beispielfiguren fungierten als auch als standestypisch-positive, sammelt H. Reimöller (S. 303–321). H.-J. Diller macht ein anglistisch uniformiertes Publikum mit dem gegenwärtigen Stand der Arbeit der englischen Theaterwissenschaft am spätmittelalterlichen Drama bekannt, die sich mehr als im deutsch- oder romanischsprachigen Bereich auch an praktischen Aufführungen interessiert zeigt (S. 285–301).

Neuzeit: Besonders hinzuweisen ist auf zwei aus ungedruckten Quellen gearbeitete Beiträge: C. Ulbrich zeigt, wie im 18. Jahrhundert eine Kirchenbehörde die Aufklärung eines Kindesmordes verhinderte, da es sich bei dem Verdächtigen um einen Pastor handelte, wogegen die betroffene Gemeinde (die Konkubinat und Abtreibung noch hingenommen hatte) die Bestrafung gewünscht hätte (S. 155–177). Akten des Bastille-Archivs, die über das angesichts der Zensur schwierige Leben von Autoren und Buchdruckern, namentlich des literarischen Untergrunds, Auskunft geben,

² Vgl. G. Jaritz: Für eine neue Unzufriedenheit. Bemerkungen zur Auseinandersetzung mit dem Mittelalter. ÖZG 1 (1990) 77–97.

³ Vgl. H. Toubert: Un art dirigé. Réforme grégorienne et Iconographie. Paris 1990.

wertet G. Gersmann aus (S. 367–380). B. Beese führt Szenen aus der Rezeptionsgeschichte der Ermordung Erzbischof Engelberts von Köln (1225) im 19. Jahrhundert vor (S. 399–415). Über das seit dem vergangenen Jahrhundert so deutliche Bedürfnis nach Musealisierung reflektiert H. Grütter (S. 381–398). Diese nützlichen Erwägungen lassen sich auf die Geschichtswissenschaft transferieren, wo z. B. gemäß der Einstellung vieler Historiker *jeder* ältere Text prinzipiell als editionswürdig angesehen wird. Je schneller sich unsere Lebenswelt modernisiert, desto rascher veralten nicht nur mehr und mehr materielle Zivilisationselemente, sondern auch Einstellungen, soziales Wissen, selbstverständliche Weisen, miteinander umzugehen, woraus eine Verunsicherung erwächst, die ein Grund für das gegenwärtig starke Interesse an Geschichte sein dürfte. W. Schulze rückt zu Recht eine speziell mentalitätsgeschichtlich wichtige Quellengattung, die „Ego Dokumente“ (Briefe, Autobiographien, Tagebücher ...), ins Licht (S. 417–450). Bei der Aufzählung der entsprechenden Texte wären auch die so reiche Offenbarungsliteratur⁴ (die für das Mittelalter ungewöhnlicherweise auch Stimmen aus dem Bauernstand zu Wort kommen läßt⁵) sowie die Aussagen in Kanonisationsprozessen⁶ zu berücksichtigen. Daß Schulze auch die niederländische und spanische Sekundärliteratur berücksichtigt, muß man als ein – leider – ungewöhnliches Positivum unterstreichen⁷.

Salzburg

Peter Dinzeltacher

⁴ Dinzeltacher, P.: *Revelationes* (Typologie des sources du moyen âge occidental 57). Turnhout 1991.

⁵ Dinzeltacher, P.: „verba haec tam mistica ex ore tam ydiote glebonis“. Selbstaussagen des Volkes über seinen Glauben, unter besonderer Berücksichtigung der Offenbarungsliteratur und der Vision Gottschalks. In: Dinzeltacher, P./Bauer, D. (Hrsg.): *Volksreligion im hohen und späten Mittelalter*. Paderborn 1990, 57–99.

⁶ Vauchez, A.: *La sainteté en Occident aux derniers siècles du Moyen Age d'après les procès de canonisation et les documents hagiographiques*. Roma 1981.

⁷ Zu ergänzen Classen, Albrecht: *Die autobiographische Lyrik des europäischen Spätmittelalters*. Amsterdam 1991.

Seibt, Ferdinand: Deutschland und die Tschechen. Geschichte einer Nachbarschaft in der Mitte Europas.

Piper, München 1993, 496 S.*.

Die Zahl der Bücher über tschechisch-deutsche Beziehungen wurde um ein neues Werk vermehrt – um die zweite, wesentlich erweiterte und umgearbeitete Ausgabe des Buches „Deutschland und die Tschechen“, geschrieben vom führenden deutschen Mediävisten und Bohemisten Ferdinand Seibt. Von den meisten diesem Thema gewidmeten Büchern unterscheidet sich Seibts Buch vor allem dadurch, daß es dieses Problem in einer außerordentlichen Breite behandelt, und das sowohl zeitlich als auch

* Diese Rezension wurde aus der Kulturpolitischen Korrespondenz (KK 892 v. 15. 2. 1994) der Stiftung Ostdeutscher Kulturrat in Bonn übernommen.

thematisch: Er verfolgt die tausendjährige gemeinsame Geschichte dieser Beziehungen bis in die Gegenwart und beschränkt sich dabei nicht auf die lokale Geschichte der Tschechen und der Deutschen in Böhmen und Mähren, sondern reiht diese in den breiten Raum der Nachbarschaft mit Deutschland ein – denn ohne deutsche oder gesamtdeutsche Komponente wäre das Problem zu eng erfaßt, und man könnte es auch nicht so gut erklären.

Der Text ist außerordentlich anregend und verständlich geschrieben, ohne daß der Autor das wissenschaftliche Niveau im geringsten aufgäbe. Die ausgezeichneten literarischen Qualitäten erneuern die alte Tugend der Geschichtswissenschaft, die zugleich auch Kunst des Erzählens ist. Einzelne Kapitel sind eigentlich eigenartige und geistvolle wissenschaftliche Essays, die alle wesentlichen Phasen und Geschehnisse erfassen – von der Entstehung der tschechisch-deutschen Nachbarschaft im achten und neunten Jahrhundert bis in die aktuelle Gegenwart; der abschließende Teil beschäftigt sich mit den Ereignissen der Wende in den Jahren 1989/1990. Seibt, ein hervorragender Kenner des tschechischen sowie des deutschen Milieus, setzt sich kontinuierlich auch mit verzerrten Vorstellungen, Stereotypen und Klischees auseinander, die sich mit der Zeit in beiden Gesellschaften angehäuft haben, und mit kritischer Analyse führt er sie auf das rechte Maß zurück – das verstärkt den aktuell informativen Wert des Buches.

Der Verfasser widmet seine Aufmerksamkeit im gleichen Maße der älteren Geschichte (den Markstein sieht er in der Mitte des 18. Jahrhunderts, obwohl er für den eigentlichen Anfang der modernen Entwicklung mit Recht erst die Revolution 1848 hält) und der neuen und neuesten Geschichte. Seine umfassenden und langjährigen Kenntnisse und sein ungewöhnlicher (ebenfalls auch kultureller) Überblick ermöglichen ihm, „lange Wellen“ der Entwicklung wie auch breite europäische Zusammenhänge zu erfassen, die manchmal das tschechisch-deutsche Thema zugunsten der Sache überschreiten und denen in der bisherigen Literatur nicht genügend Aufmerksamkeit gewidmet wurde. Das ist ein wichtiges Moment und Vorteil zugleich. Deutschland ist durch seine Lage und Geschichte in viele Kontexte eingebunden, und das tschechisch-deutsche Verhältnis ist trotz aller seiner Spezifika (wohl mit keiner der Nachbarnationen ist die deutsche Geschichte so verwickelt wie in diesem Fall) in mancher Hinsicht auch typisch: geläufige Vorstellungen von der deutschen Geschichte werden so beträchtlich bereichert – und dies gilt auch für die tschechische Geschichte.

Das dem deutschen Publikum bestimmte Werk kann mit Recht größere Kenntnis des deutschen Stoffes voraussetzen, und deshalb widmet der Autor berechtigt größere Aufmerksamkeit dem weniger bekannten Teil seines Überblicks – der Geschichte der böhmischen Länder, und zwar der Geschichte der Tschechen sowie der hiesigen Deutschen. In beiden Fällen entwirft er ein kritisches, aber selten unausgewogenes Bild, in dem er sich seinen ungewohnten Überblick über die Ergebnisse der neuesten Forschungen zunutze macht. Nur ausnahmsweise – dort, wo es ohnehin *Desiderata* gibt – treten auch in seinen Darlegungen Lücken auf, wie es bei der Frage des Schicksals der sudetendeutschen Gemeinschaft während des Zweiten Weltkriegs der Fall ist: Diese Frage ist vielleicht der größte „weiße Fleck“ dieses Themas. Neue Leistungen und Erkenntnisse kann man praktisch in jedem Kapitel beobachten, und es ist nicht möglich, sie alle aufzuzählen; es ist interessant, daß es

bei einem Autor, der Mediävist ist, im vollen Maß auch für die neue und neueste Geschichte gilt.

In diesen Bereich gehört auch der vielleicht schwergewichtigste Beitrag des Verfassers, nämlich seine kontinuierliche und berechtigte Kritik beider Nationalismen, des tschechischen sowie des deutschen oder des sudetendeutschen. Der Nationalismus – das ist das eigentliche Fazit von Seibts Überlegungen – war die ureigenste Ursache der tragischen Verwicklungen in den gegenseitigen Beziehungen. Die Darstellung ist dabei keineswegs negativ, denn es gelingt dem Autor genauso erfolgreich, auch positive Werte und Leistungen des tschechisch-deutschen Zusammenlebens und der tschechisch-deutschen Nachbarschaft zu erfassen. Dazu gehört zweifellos auch der beiderseitige Dialog, der zwar längst – wie Seibt überzeugend beweist – im Gange ist, der jedoch etliche Verwicklungen und Hindernisse zu überwinden hat: nicht nur das Erbe der Jahre 1938–1945, sondern auch das Erbe des Kalten Krieges, worin auch die negative Rolle einzubeziehen ist, die die kommunistischen Regimes auf der tschechischen und (in der Gestalt der ehemaligen DDR) auf der deutschen Seite gespielt haben. Das hängt übrigens auch mit dem Nachkriegsschicksal der Sudetendeutschen und der Tschechen zusammen, das der deutschen Öffentlichkeit nicht genügend bekannt ist.

Von dem wertvollen Beitrag des Buches zeugt auch das Echo, welches das Buch gleich nach der Herausgabe in den tschechischen Fachkreisen fand, obwohl sich immer Fragen finden werden, bei denen unterschiedliche Meinungen vertreten werden. Trotzdem entstand schon unter tschechischen Verlagen ein „Wettlauf“ um die Lizenz für die tschechische Übersetzung.

Das außerordentliche Interesse, das Seibts Buch bereits erweckt hat, belegt, daß es nicht als geläufiges wissenschaftliches Werk erfaßt wird, sondern daß es als eine bedeutende Tat des immer wieder geforderten tschechisch-deutschen Dialogs wahrgenommen wird. Und wenn dieser Dialog einen Bestandteil des neuesten Kapitels jener „gemeinsamen Geschichte“ bildet, von der man in der Präambel des 1992 unterzeichneten Vertrages über gute Nachbarschaft und freundschaftliche Zusammenarbeit zwischen beiden Staaten schreibt, dann ist Seibts Buch nicht nur ein Geschichtsbuch, sondern auch ein die Geschichte bildendes Buch: Durch seine tiefe Erkenntnis wird der Dialog um ein beträchtliches Stück weitergerückt.

Prag

Jan Křen

Bernt, Alois: Die Germanen und Slawen in Böhmen und Mähren. Spuren früher Geschichte im Herzland Europas.

Grabert-Verlag, Tübingen 1989, 336 S. (Veröffentlichungen aus Hochschule, Wissenschaft und Forschung 14).

Was hier wie ein Werk aus der neueren Forschung angekündigt wird, ist in Wirklichkeit eine Arbeit aus der Zeit vor 1945. Alois Bernt war ein Germanist und Historiker, der sich in den dreißiger und frühen vierziger Jahren mit Johannes von Saaz und seinem Ackermann aus Böhmen der Entstehung der deutschen Schriftsprache und der sprach- und kulturgeschichtlichen Bedeutung deutsch-böhmischer Stadt-

urkunden beschäftigt hat. Auch das Manuskript für das zu besprechende Buch entstand im Jahr 1941 (wie auf Seite 116 ersichtlich ist), wurde jedoch erst nach dem Tode des Autors durch den Tübinger Verlag veröffentlicht. Wenn wir dies wissen, verstehen wir auch den Ansatz seiner Denk- und Arbeitsweise.

Bernt hat sein Buch in zwei große Abschnitte geteilt. Im ersten geht er auf geschichtliche Zusammenhänge ein, indem er einen Bogen von der Spätantike bis ins Hochmittelalter spannt. Sein historischer Abriss beginnt mit der Ablösung der keltischen Bojer durch die Quaden und Markomannen und deren Auseinandersetzungen mit den Römern. Anschließend widmet er sich der „geschichtlichen Tatsache“ des Langobardenreichs im Sudetenraum in der Mitte des 6. Jahrhunderts mit dem Zentrum im nordwestlichen Böhmen, kann dabei aber „nirgends eine Wahrscheinlichkeit entdecken, daß die Markomannen mit Beginn des 6. Jahrhunderts abgewandert seien“ (S. 47). Die Bayern stammen demnach nicht von den auswandernden Markomannen, sondern von den nach Süden ziehenden Langobarden ab. Damit seien auch die sprachlichen Gemeinsamkeiten in den Mundarten Westböhmens und Bayerns erklärlich. In dieses quadisch-markomannische Böhmen sickerten nach Bernt – und er befindet sich da mit seiner Meinung nicht alleine, wie er gern und immer wieder mit Zitaten untermauert – unbemerkt slawische Gruppen ein, die zu einem geordneten Gemeinwesen nicht fähig waren und eine gegenüber dem Westen geradezu rückständige Kultur besaßen (S. 61 ff.). Sie setzten ihre Siedlungen neben die der Alteinwohner und fielen bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts geschichtlich nicht weiter auf. Erst dann wurden sie politisch auffällig, ihre Stämme befriedeten sich, bis die Tschechen im 12. Jahrhundert endgültig die Oberhand gewannen. Während dieser Jahrhunderte ihrer Staatswerdung haben sie die germanisch-deutschen Elemente in die sudetischen Randgebiete verdrängt.

Dieses ständige Vorhandensein und die Bodenständigkeit des deutschen Volkes in Böhmen und Mähren sprachwissenschaftlich mit Hilfe von Flur- und Ortsnamen zu beweisen ist Anliegen des zweiten Teils. Immer wieder wehrt sich Bernt vehement gegen die sogenannte Kolonisationstheorie, nach der die Grundlagen des Deutschtums in den Sudetenländern in der Einwanderung ab dem Mittelalter liegen. Was beispielsweise heute in der Germanistik gelehrt wird, nämlich daß die Anfangsbetonung der Wörter ein grundsätzliches Kennzeichen der germanischen Sprachen im Gegensatz zu anderen indoeuropäischen wie Latein oder (Alt-)Griechisch ist, beschreibt er als keltische Namensüberlieferung. Dabei haben die Kelten ethnisch nachweislich nichts mit den Germanen zu tun. Weiterhin führt Bernt zahlreiche Ortsnamen in Böhmen auf germanische Herkunft zurück, von denen wir jedoch eindeutig wissen, daß sie slawische Ursprungs sind. Wenn er nicht umhin kommt, die slawische Sprachform anzuerkennen, so sind solche Namen für ihn einfach durch die Schreiber in den bischöflichen und herzoglichen Kanzleien tschechisiert worden. Zu seiner Argumentation gehört auch die Infragestellung der Besiedlung Bayerns von Böhmen aus. Was uns durch archäologische Funde eindeutig nahegelegt wird, paßt nicht in sein Konzept der ununterbrochenen Anwesenheit germanisch-deutscher Bevölkerung in Böhmen.

Das Buch ist durchgehend ideologisch gefärbt. Zwei Beispiele genügen, um dies zu belegen. So ist nach Bernt der germanische Widerstand Armins gegen die Römer eine

„nationale Erhebung“ als eine „erste Zeit nationalen Erwachens bei den Deutschen“ (S. 23 f.). Weiterhin haben „das natürliche Wachstum der germanischen Völker und das aufdämmernde Bewußtsein ihrer völkischen Überlegenheit“ zu den Kriegen gegen die Römer in den Jahren 166 bis 180 n. Chr. geführt (S. 25). Solche Formulierungen gehören nicht in eine objektive und vorurteilsfreie Geschichtsbetrachtung, sie ziehen sich aber durch das ganze Buch hindurch und versuchen suggestiv beim Leser eine gewisse Grundüberzeugung herbeizuführen, damit er das als „geschichtliche Tatsache“ anerkennt, was er gern als solche sehen möchte.

Zweifellos ist das Werk in seiner Logik konsequent und baut folgerichtig eine Argumentation auf der anderen auf, aber es ist nicht die Geschichts- und Sprachwissenschaft, wie sie heute betrieben wird. Insofern sollte der kritische Leser das Buch eher als spätes Beispiel einer mittlerweile überholten Geisteshaltung denn als neueste Erkenntnis verstehen. Immerhin hat es eines für sich: Es belebt von neuem die Diskussion um das historische Verhältnis zwischen Deutschen und Tschechen in Böhmen.

Augsburg

Ralf Heimrath

Schenk, Hans: Die Böhmisches Länder. Ihre Geschichte, Kultur und Wirtschaft. Historische Landeskunde. Deutsche Geschichte im Osten. Herausgegeben von der Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen. Bd. 1.

Verlag Wissenschaft und Politik, [ohne Ort] 1993, 205 S., Abb., 19 Tabellen.

Die 19 Tabellen erscheinen besonders informativ in diesem Band. Denn Vergleichbares findet man nie in ähnlichen Übersichtsdarstellungen. Allerdings sind sie meist der Zwischenkriegszeit zugeordnet, reichen jedenfalls nie darüber hinaus und geben auch keine Vorstellung von der reich entwickelten Statistik im alten Österreich. Unausgewogen wirkt dagegen die Bibliographie. Da hätte sich doch leicht eine bessere Auswahl finden lassen! Es fehlt Brandes' Darstellung der Exilpolitik von 1938, sämtliche Arbeiten von Karel Kaplan, das bisher vierbändige, von K. M. Swoboda eröffnete Werk über die böhmischen Kunstepochen, Brouseks Industriegeschichte, das Biographische Lexikon zur Geschichte der böhmischen Länder und die Geschichte der Emigration 1938 bis 1945 von Peter Heumos. Es fehlt die Bibliographie von Heinrich Jilek von den Anfängen bis 1948, die 1986 bis 1990 erschienen ist und das umfangreichste Verzeichnis bietet, das es gibt, und es fehlt meine Problemgeschichte der Nachkriegshistoriographie von 1970.

Um aber mit meinem Namen gleich auch das Überflüssige vorwegzunehmen: man muß nicht meine Hussitenstudien zitieren, wenn nicht auch das grundlegende Buch zum Thema genannt wird. Überflüssig sind auch drei Landeskunden – die neueste von Walter Sperling hätte genügt. Der unvollendete marxistische Spätversuch einer Gesamtdarstellung von 1980/82 ist allenfalls historiographisch nennenswert, aber die neuen Gesamtdarstellungen von Petrůň und Kvaček oder Čornej und Bělina/Pokorný (1992) wären interessant. Warum Rudolf Turek mit einem tschechischen Buch von 1982 auf so knappen Raum vertreten sein muß, das schon lange zuvor deutsch erschienen ist, bleibt so unklar wie die Nennung einer Arbeit vom selben Autor über die

frühmittelalterlichen Stämmegebiete, die jedenfalls noch wenig mit den Deutschen zu tun hat. Denn denen ist ja die Arbeit in der so benannten Reihe („Deutsche Geschichte im Osten“) doch wohl gewidmet. Vielleicht fehlt deshalb auch Wlascheks „Juden in Böhmen“ von 1990!

Es klingt ja tatsächlich merkwürdig, wenn man liest: Deutsche Geschichte im Osten – Böhmen und Mähren. Das dachte wohl auch der ungenannte Herausgeber, der in seinem Vorwort „scheinbar Widersprüchliches“ anmerkt zwischen „ostdeutscher Geschichte“ und „deutscher Geschichte im Osten“, die vielfach treffender als „Geschichte der Deutschen im Osten“ bezeichnet werden müßte (S. 7). Da sind wir mit ihm einer Meinung. Man darf fragen, warum sich diese Meinung nicht durchgesetzt hat. Daraus resultiert nämlich auch noch eine Schwierigkeit für die Bibliographen: Unter genau demselben Reihentitel erschien in genau demselben Jahr ein freilich weit umfangreicherer Band „Böhmen und Mähren“ im Siedler-Verlag. Ist das für ein und dasselbe Jahr nicht ein bißchen viel an deutscher Geschichte im Osten?

Der Autor aber verdient zuletzt noch ein Lob: im Abschnitt „Wirtschaft“ (S. 156–173) habe ich einiges gelernt. Hier ist er auch am ehesten selbständig geworden – denn das Thema: 170 Seiten Böhmischer Geschichte ist im übrigen unter den Rubriken Geographie – Politische Geschichte – Kulturgeschichte – Wirtschaft ja doch nicht leicht mit Neuem zu bedenken.

München

Ferdinand Seibt

Hoffmann, František: České město ve středověku [Die böhmische Stadt im Mittelalter].

Panorama, Praha 1992, 456 S., Karten und Abb.

Das Buch bietet eine sehr gute Zusammenfassung generationenlang erarbeiteten Wissens, von tschechischen und deutschen Autoren. Eine Bibliographie von 40 Seiten legt davon Zeugnis ab. Wenig, was man wirklich dringend vermißt. Am ehesten noch die vergleichende Arbeit des Kunsthistorikers Harald Keller über die ostdeutsche Kolonialstadt des 13. Jahrhunderts und ihre südländischen Vorbilder. Keller hatte im Jahr 1979 gezeigt, welchen Einfluß namentlich die französischen Stadtgründungen des Landesausbaus aus dem 12. Jahrhundert auf die Gründungsstädte in Bayern, in Böhmen und Schlesien im folgenden Jahrhundert übten: die planmäßigen Straßenanlagen, der rechteckige Marktplatz mit Laubengängen, oft unmittelbar identifiziert mit dem „deutschen Wesen“, ist im mittleren Südwestfrankreich entwickelt worden und läßt sich heute noch an einer Touristenstraße der „bastides“ wiederfinden. Ein Grund von vielen, ein handgreiflicher und sichtbarer, für das europäische Verständnis der „agrarischen Revolution“ auch in ihren Einzelheiten, das sich so schwer durchsetzen will oder einpassen in die einzelnen Nationalgeschichten, besonders in die deutsche. Im Bereich der Agrarorganisation hat Peter Erlen gerade einen anderen Beitrag zu einem solchen Vergleich geliefert, allerdings mit französischen und niederländischen Beispielen im Hinblick auf Ostpreußen.

Der europäische Vergleich also, zu dem der Autor mehrfach ansetzt, hätte noch weiter getrieben werden können, aber als Synthese besonders aus deutschen und

tschechischen Arbeiten muß man das Buch loben. Mehr noch: Man muß hervorheben, daß hier mit seltener Gründlichkeit die deutsche Literatur zum Thema vermittelt wurde, zumindest die neuere. Julius Lippert fehlt. Auch zeigt sich Hoffmann frei von bekannten Ressentiments über die deutschen Ursprünge des Städtewesens der Kolonisationszeit, womit bekanntlich nicht die Geschichte von Siedlungsagglomerationen, also Städten im Sinn der älteren Gesellschaftsformen, begann. Warum hätten sonst fast alle die Städte in Böhmen und Mähren aus dem Hochmittelalter tschechische Namen!

Hoffmanns Betrachtung greift auch sehr umsichtig nach allen möglichen Perspektiven. Architektur, Ortsnamenkunde, Rechtsgeschichte und Archäologie sind berücksichtigt, Fragestellungen nach dem Alltagsleben und dem Frauendasein werden verfolgt, die Mentalität des Stadtlebens ist in einem Kapitel über die städtische Kultur zumindest angesprochen. Das Prager Vorherrschaftsstreben um 1310 und noch einmal hundert Jahre später mit gewandeltem, nun vorherrschend tschechischem Personenbestand und Argumentationspotential bei gleichzeitiger Akzentuierung des tschechischen Nationalbewußtseins im Rahmen der hussitischen Revolution hätte sich freilich konkreter zeigen lassen. Denn auch der Begriff einer „böhmischen“ Stadt – Mähren, wie immer, im stillen eingeschlossen – müßte nach außen wie nach innen, also in der Funktion innerhalb der böhmischen Länder wie im europäischen Vergleich – besonders betrachtet werden: Kleinstädte, wie etwa das alte Auscha/Ústěk, alte Verwaltungszentren mit begrenzten Verkehrs- und Handelsfunktionen, wie Eger/Cheb oder Leitmeritz/Litoměřice, Bergstädte, denen Hoffmann nur gemeinsam mit Badestädten zehn Seiten, aber eine informative Karte widmet – und eben die Residenzstädte mit weiterreichenden Ambitionen, Olmütz, Brünn, vor allem Prag, das allein europäisches Niveau des alten „Großbürgertums“ erreichte, wie in Deutschland Köln, Frankfurt, Regensburg, Nürnberg, Augsburg zu verschiedenen Zeiten, Breslau, Lübeck, Lüneburg, Leipzig oder Hamburg – mehr kaum. Das hätte die besonderen Beziehungen mittelalterlicher Bürgerlichkeit noch deutlicher gemacht und der Erkenntnis ihrer Stratigraphie genützt. Aber das ist vielleicht schon eine Perspektive, die man dank Hoffmanns Bilanzierung um so leichter ansteuern kann.

München

Ferdinand Seibt

Claretus: Ptačí zahrádka [Der Vogelgarten]. Aus dem lateinischen Original übersetzt von Jana Nechutová.

Petrov, Brno 1991, 106 S.

Es wirkt wie ein Kinderbuch und mag auch seine kleinen Leser finden. Dennoch handelt es sich um ernsthafte Philologenarbeit. Magister Bartholomäus von Chlumec, genannt Claretus († 1369/70), wahrscheinlich Schulmeister an der Domschule von St. Veit in Prag, ist jedenfalls einer der interessantesten böhmischen Autoren aus dem Zeitalter Karls IV. Seine enzyklopädischen Arbeiten, teils von ihm verfaßt, teils von einem Kreis Gleichgesinnter zusammengetragen und von ihm gewissermaßen „redigiert“, zeigen originellen Umgang mit dem Überlieferungsschatz seiner Zeit und ein aktives Verhältnis zum zeitgenössischen Bildungsbegriff, der bekanntlich größtenteils

dem Sammeln von Gelehrsamkeit galt. Sein „Physiologus“, auf den Spuren einer bekannten mittellateinischen Tradition, ist hier als Ptačí zahrádka, als „Vogelgarten“, in vergleichbare tschechische Verse gebracht, wie man weiß, eine hohe Kunst der Übersetzung, gehandhabt von der Brünner Mittellateinerin Jana Nechutová.

Für den Mediaevisten bringt die nach der einzigen erhaltenen Handschrift geschaffene Übersetzung nicht nur das tradierte Sachwissen der Zeit, sondern auch seine Einordnung in ein allegorisches Weltverständnis mit moralischer Belehrung und theologischer Konsequenz. Das alles ist in sachkundigem Tschechisch vielleicht auch manchem gelehrten Leser näher als die lateinische Edition von Flajšhans 1926/28. In deutscher Sprache orientiert über den Autor noch immer am besten A. Wesselsky 1936: Klaret und sein Glossator. Böhmisches Volks- und Mönchsmärchen im Mittelalter. Jana Nechutová hat das Verdienst, dem Prager Schulmeister noch einmal neue Schüler zugeführt zu haben – nicht nur kleine, sondern auch große. Denn im Bereich einer neuverstandenen „Wahrheit des Fiktiven“ als Bestandteil einer neuen Gesellschaftsgeschichte ist der Magister Claretus schlechterdings lehrreich.

München

Ferdinand Seibt

Werner, Ernst: *Jan Hus. Welt und Umwelt eines Prager Frühreformators.*

Verlag Hermann Böhlaus Nachfolger, Weimar 1991, 256 S.

Ernst Werner, der Leipziger Mediaevist aus der Schule Eduard Winters, übte unter seinen Kollegen in der marxistischen Welt eine eher seltene Profession. Er schrieb vornehmlich über Religionsgeschichte. Unter den deutschen Historikern wiederum, diesseits und jenseits, verdient er besondere Aufmerksamkeit, weil er sich dabei auch mit den Hussiten befaßte, wie diesseits des Böhmerwaldes nur wenige taten. Und dabei schrieb er in einem Raum von mehr als 100jähriger Ignoranz namentlich über das Kirchenverständnis Hussens und seiner Kollegen, ein Thema, das besonders den deutschen Kirchenhistorikern dieser und jener Konfession zu einer eigenen Aufgabe hätten reichen sollen, gründlicher, als etwa in Albert Haucks Dogmengeschichte. Schließlich legte der kürzlich unverhofft verstorbene Leipziger Emeritus nun eben jene Hus-Biographie vor: *Welt und Umwelt*. Auch dazu fehlen in der deutschen Wissenschaft die Vorgaben, sieht man ab von einigen Studien über Hus und Wiclif, über Hussens Geleitsbrief, über Hus im Urteil der Deutschen und im Urteil des Konstanzer Konzils. Die großen Hus-Biographien von Friedenthal oder gar die von Melchior Vischer sind Literatur, wohl auch gute, aber wissenschaftlich sind sie allenfalls an älteren Urteilen orientiert. Dabei aber hatte die tschechische Fachwelt längst alles auf den Tisch gelegt: Die Hus-Biographie von Jan Sedlák, 1915, darf noch immer als Meisterwerk gelten, und das Duo Václav Novotný und Vlastimil Kýbal hat in den zwanziger Jahren eigentlich noch aufgearbeitet, was etwa offengeblieben wäre zu einem noch immer gültigen Hus-Porträt nach Leben und Lehre. Da blieb selbst F. M. Bartoš nur mehr eine Fülle von zum Teil freilich wichtigen und in das große Mosaik vieler anderer Einzelstudien oft geradewegs endgültig passenden Spänen und Steinchen übrig, um alle die klassischen Fragestellungen zu vollenden, die man der Gedankenwelt eines „Frühreformators“ zumuten könnte. Deshalb ist auch sehr

unglücklich, wenn deutsche Kollegen heute noch etwa nach dem Verhältnis Hussens zu Augustinus, zu Bernhard von Clairvaux, zu Thomas von Aquin oder Marsilius von Padua nachfragen: Das alles hat die tschechische Forschung schon vor Jahrzehnten befriedigend und hinreichend geklärt, und auch die Editionsfrage verheißt nur mehr Nachträge. Allenfalls Hus als Rechtsdenker oder gar als Sozialphilosoph stand in den letzten Jahrzehnten noch einmal in tschechischen Arbeiten zur Debatte – aber danach fragen die deutschen Kollegen nicht einmal.

So sei ihnen also zu allererst dieses gründliche und konzise Buch von Ernst Werner empfohlen. Auf 240 Seiten informiert es vorzüglich. Dazwischen setzt es sich auch mit der letzten, nicht runden, aber sehr forcierten Hus-Verteidigung auseinander, die uns 1960 Paul de Vooght bescherte, ein *opus respectabile*, die engagierte Verteidigung eines Benediktiners für den Prager Ketzer, auch wenn man ihm, weder der Autor Werner noch sein Rezensent, in den wesentlichen Punkten nicht zustimmen kann.

Wie sehr Ernst Werner in seinem Buch nach solchen wesentlichen Punkten griff, wird wahrscheinlich nur dem Sachkenner deutlich; allenfalls auch dem im deutschen Spätmittelalter Erfahrenen. Das Wesentliche ist eben Hussens Kirchenbegriff, und Werner zeigt ihn, in einer nicht gerade geschmeidigen, aber doch immer wieder von neuem um die rechte Deutung bemühten Auseinandersetzung. Er hat diesem Kernstück seines Buches und seiner Interpretation, dem vierten und fünften von sechs Kapiteln, einen historiographischen Rückblick vorangestellt, eine längere Einführung über das zeitgenössische religiöse und politische „Unbehagen“ und eine reformatorische Positionsbestimmung bis 1412. Diese drei Kapitel wird man gerade eben nur als Ausgangsposition gelten lassen. Jener Jan Hus, dem er damit bis zu seiner Vertreibung vor dem Interdikt über Prag nach Südböhmen folgt; dessen Schriftverständnis er treffend vorführt und abhebt von Jacobellus von Mies, von Nikolaus von Dresden und von den Waldensern, die man manchmal unreflektiert in Hussens Nähe rückt, mit wechselnden Akzenten; dessen religiöses Selbstverständnis er klärt, und vor allem dessen Kirchenbegriff er vor Augen führt, jener Jan Hus mußte nach Konstanz gehen, weil er sich dementsprechend seinen Gönnern bei Hof und vornehmlich auch auf den böhmischen Hochadelssitzen verpflichtet hatte. Aber er konnte vor dem Konzil nicht bestehen. Denn jener Jan Hus vertrat eine „föderalistische Nationalkirche“, wie Werner das nennt, auf politischem Feld, und ekklesiologisch eine unsichtbare Prädestinationsgemeinschaft, aber weder nach Augustin noch nach Calvin, wie weniger Sachkundige als Ernst Werner mitunter meinen, sondern orientiert und bewährt an einer *imitatio Christi*. In einer solchen Gemeinschaft wollte Hus einen rechtschaffenen Papst wohl gelten lassen; aber für das wirkliche Haupt dieser Gemeinschaft hielt er allein Christus. So war auch sein Appell an Christus 1412 keine Rhetorik, sondern entsprang diesem Kirchenverständnis. Beim Konzil, das ihn zwei Jahre später eher unvermutet nach Konstanz lud, fand dieses Kirchenverständnis keine Freunde. Die Reformeiferer dort, Jean Gerson aus Paris, die Kardinäle Pierre d'Ailly und Francesco Zabarella, wollten eine Reform der sichtbaren, der überlieferten und der bei aller Entartung im Gremium von Papst und Kardinälen unfehlbaren Kirche. Mit ihnen wiederum konnte Hus sich nicht verständigen.

Alles andere ist Beiwerk. Man kann es bei Werner lesen oder seinen Literaturhinweisen folgen. Die Tatsache, daß nun so ein Orientierungswerk vorliegt, mit diskuta-

blen Aussagen im einzelnen, aber nach meiner in Jahrzehnten aus mancher Lektüre gereiften Überzeugung mit einem zwingenden Akzent im Ganzen mag Historikern und Theologen fortan zur Orientierung dienen.

München

Ferdinand Seibt

Brock, Peter: Folk Cultures and Little Peoples: Aspects of National Awakening in East Central Europe.

East European Quarterly, Boulder 1992, VI + 210 S. (East European Monographs 346).

Der Band enthält den Nachdruck von sechs zuerst in den Jahren 1968–1976 erschienenen Beiträgen. Brock hat sie redaktionell überarbeitet, Wiederholungen herausgestrichen und die Zitierweise vereinheitlicht. Wenige neuere Publikationen hat er in den Anmerkungen nachgetragen: „In general, I believe my conclusions still hold“ (S. VI). Zwei Beiträge über „Zorian Dołęga Chodakowski and the Discovery of Folklife“ und „Gente Ruthenus natione Polonus: The Case of Ivan Vahylevych“ betreffen Ukrainer bzw. das polnisch-ukrainische Verhältnis in der Anfangsphase der modernen ukrainischen Nationsbildung (bei Vahylevyč in Galizien), ein weiterer „Florjan Cenôva and the Kashub Question“, die drei Beiträge des zweiten Teils die sorbische „nationale Wiedergeburt“: „Jan Pětr Jordan and the Shaping of Lusitian Serb Nationalism“ (der ursprüngliche Titel „J. P. Jordan's Role in the National Awakening of the Lusatian Serbs“ scheint mir korrekter gewesen zu sein), „Jan Ernst Smoler and the Czech and Slovak Awakeners“ und „Smoler's Idea of Nationality“.

Brock beschreibt Jordans Biographie bis zum Slawenkongreß 1848. Danach lebte der sorbische Erwecker bis 1860 in Prag, später bis zu seinem Tode 1898 in Wien. Seit seiner Gymnasialzeit und seinem Studium in Prag war Jordan (1818–1891), Anhänger der „Slawischen Wechselseitigkeit“, vor allem der tschechischen Wiedergeburt verbunden, und gerade sein Briefwechsel mit Hanka zeigt die Probleme einer sorbischen nationalen Identität. Sein Altersgenosse Smoler (1816–1884), im Unterschied zum Katholiken Jordan Angehöriger der protestantischen Mehrheit der Sorben, gründete 1845 die „Maćica Serbska“. Mit den tschechischen und den slowakischen „Erweckern“ führte er umfangreiche Korrespondenz, die Brock unter dem Aspekt der „Slawischen Wechselseitigkeit“ hier zusammenfaßt. Smolers Nationalitätsauffassung gründete sich, auch mangels Alternativen, auf das Konzept der Sprachnation.

Ausgangspunkt Brocks ist die Biographie jeweils führender „Erwecker“, und er verfolgt vor allem die philologisch-volkskundlichen Aktivitäten und die slawischen Kontakte der Phase, die Miroslav Hroch (Die Vorkämpfer der nationalen Bewegung bei den kleinen Völkern Europas. Praha 1968) als „Gelehrtenpatriotismus“ beschrieben hat. Das sozialhistorische Moment fehlt in Brocks Untersuchungen. Sie ermöglichen auch nach zwei Jahrzehnten den Einstieg in die geistesgeschichtlich-philologische Problematik der „Wiedergeburten“ von Kaschuben und Sorben, letztere über Kontakte und Korrespondenzen hinaus durchaus von Interesse aus der tschechischen Perspektive. „Hat es Sinn, Aufsatzsammlungen eines Autors zu drucken?“ hat Horst

Röhling (Publikationsformen als verbindendes Element buch- und einzelwissenschaftlicher Forschung an slavischen Beispielen. Frankfurt/M. 1992) jüngst gefragt. Der psychologische Zugang zum Thema ist in jedem Fall bei einem solchen Sammelband anders als bei aneinandergereihten Aufsatzkopien. Nur vermißt man hier eine Summe, vor allem eine Einordnung der in den hier behandelten fünf Biographien gespiegelten Entwicklungen in die Ergebnisse der Diskussionen um die Nationsbildung der – im Falle der Ukrainer nicht quantitativ – „kleinen“ Völker seit Hroch, dessen Namen man in Text und Register vergebens sucht.

Herne

Wolfgang Kessler

Rumpler, Helmut (Hrsg.): Innere Staatsbildung und gesellschaftliche Modernisierung in Österreich und Deutschland 1867/71–1914.

Verlag für Geschichte und Politik, Wien/R. Oldenbourg, München 1991, 288 S.

Deutsche und österreichische Geschichtsforscher haben lange Zeit gemeinsame Wege beschritten. In jeder Epoche bestand ein enger Kontakt zwischen den Gelehrten des deutschen Sprachraumes, und trotzdem hat die territoriale Entwicklung, das Auseinanderleben durch den verhängnisvollen Dualismus zwischen Preußen und Österreich Denken und politisches Urteil in auffälliger Weise beeinflußt. Die Gründung des Deutschen Reiches 1871 und Österreichs erzwungener Austritt aus dem Territorium des Bismarckstaates, schließlich der Wandel in der Gesinnungsbildung und im Staatsbewußtsein trugen dazu bei, die engen Beziehungen zu lockern und den politischen Horizont nur auf die eigene Staatlichkeit zu konzentrieren. Trotz des Zweibundes von 1879 ließ das Interesse beider Partner aneinander merklich nach, und man muß mit Recht annehmen, daß die Verbündeten über die Innenpolitik des jeweils anderen Staates nur wenig Bescheid wußten. In dem zu besprechenden Vortragsband stehen Gesellschaft und Wirtschaft, Parteienentwicklung in den politischen Lagern und die Grundelemente der Bürokratie im Mittelpunkt der Forschung.

Horst Haselsteiner setzt sich mit der Nationalitätenfrage in Österreich-Ungarn und den Ansätzen zu einem föderalen Umbau der Monarchie auseinander. Diese hat es zweifellos gegeben und ebenso Pläne hierzu in beachtlichem Ausmaß, auch hatte die nationale Gleichberechtigung der Völker Cisleithaniens ein erhebliches Niveau erreicht. Trotzdem wird man dem Verfasser zustimmen müssen, daß die in nationale Streitigkeiten investierten Energien auf anderen Gebieten hätten nutzbringender angewendet werden können. Gerald Stourzh analysiert den komplizierten Reichsaufbau der Doppelmonarchie, er befaßt sich namentlich mit den einzelnen Bezeichnungen für den Gesamtstaat sowie für den cisleithanischen und den transleithanischen Reichsteil. Ebenso geht er auf die Konflikte im Zusammenhang mit den Ausgleichsverhandlungen ein und erörtert die Grundanliegen, die Österreichs politische Öffentlichkeit hinsichtlich der Autonomie der einzelnen Völkerschaften bewegten. Die Realisierung der nationalen Autonomie (nach 1918) zersprengte den multinationalen Staat und bereitete der Idealvorstellung Karl Renners vom demokratischen Bundesstaat Österreich ein Ende.

Die differente Entwicklung des Föderalismus im Deutschen Reich, aus dem Gegen-

satz zum Habsburgerreich hervorgegangen, behandelt Hans Boldt und nimmt dabei Bezug auf die Verfassungsfragen des Bismarckreichs, dessen unitarische Komponenten er charakterisiert. Die föderativen Elemente im Staatsaufbau des neuen Reiches trugen, wie dargelegt wird, ebenso zur Hegemonie Preußens bei, obwohl dieses nur über 17 Stimmen im Bundesrat verfügte, also nur über ein Vetorecht bei Verfassungsänderungen. Der Föderalismus im Deutschen Reich wird mehr und mehr durch die Zentralisierung der Reichsbürokratie verdrängt, und dies wirkt sich auch auf den Bundesrat aus. Der Verfasser setzt sich mit den Grundproblemen der Verfassung des Deutschen Kaiserreiches auseinander. Die Entstehung des nunmehr überholten Föderalismus war auf den Einfluß Österreichs zurückzuführen.

Wolfgang Hardtwig kennzeichnet das 1871 entstandene Deutsche Reich in seiner gesellschaftlichen Gliederung und betont, daß man keineswegs so einfach auf ein einheitliches Staatsbewußtsein und eine homogene Staatsgesinnung schließen kann. Gesellschaftliche Schichtung und Parteitendenzen, aber auch dynastische Traditionen beeinflussten in großem Maße den Charakter und die Symbolik des Bismarckreiches, wobei man sagen muß, daß sich der borussisch-wilhelminische Einfluß bis 1914 mehr und mehr durchsetzte.

Auf Gesellschaft und Wirtschaft in Österreich geht die sehr instruktive Abhandlung Ernst Bruckmüllers ein, deren Ausgangspunkt in einer Darstellung der bürgerlichen Welt der Monarchie nach den Josefinischen Reformen liegt. Die Ausgestaltung des Mittelstandes während des Vormärz wird als die Ära der Bourgeoisie in ihrer kultiviertesten Form dargeboten. Aus ihr geht dann die Epoche der Industrialisierung hervor, deren Auswirkungen in der Urbanisierung und in den Migrationsbewegungen zu beobachten sind. Die nationale Einstellung des damaligen Mittelstandes tendierte meist in Richtung eines deutschösterreichischen Patriotismus, und man steht den autonomen Bestrebungen der Slawen mit Reserve gegenüber. Die deutschösterreichische Bourgeoisie mit ihren wirtschaftlichen, juristischen und staatlichen Reformen im Sinne eines Zentralismus hat dem österreichischen Kaiserstaat den einzig möglichen Weg zu einem liberalen Konstitutionalismus gewiesen. Die Tatsache, daß die deutschböhmisches Liberalen und ihre damals hochangesehenen Führer wie Schmerling, Plener und Herbst eine bedeutende Rolle spielten, hätte noch mehr hervorgehoben werden können.

Herbert Matis erörtert auf Grundlage von Tabellen und Diagrammen die unterschiedlichen Formen des wirtschaftlichen Wachstums in den einzelnen Kronländern, deren disparate Entwicklung von dem Fortschritt des Industrialisierungsprozesses, von den geographischen Verhältnissen und den Wanderungsbewegungen der Bevölkerung bestimmt war. Daß die Politik in dieser Ära einen maßgeblichen Einfluß auf die Wirtschaft ausübte, darf man aus dem Scheitern verschiedener Konzeptionen entnehmen. Den Zusammenbruch der Monarchie führt der Verfasser auf die Tatsache zurück, daß es unmöglich war, eine alle Nationen befriedigende Lösung des österreichischen Staats- und Reichsproblems zu finden.

Margarete Grandner entwirft ein sorgfältig ausgearbeitetes Bild von der Sozialpolitik in Cisleithanien, an deren Projekten und erfolgreichen gesetzlichen Maßnahmen viele bedeutende Politiker beteiligt waren. Die divergierenden Auffassungen der einzelnen Parteirichtungen werden für die unterschiedlichen Phasen der Regierungspoli-

tik gut herausgearbeitet. Gebührende Erwähnung finden auch die Gesetzesanträge Baernreithers und Steinbachs während der letzten Zeit der staatlichen Sozialpolitik.

Über die Verbandsforschung im Deutschen Reich nach 1871 berichtet Hans-Peter Ullmann und stellt die einzelnen Verbandstypen in ihrer geschichtlichen Entwicklung – auch in ihrer Verbindung mit den Problemen der deutschen Einigung – dar. Die deutsche Forschung hat sich mit dem Gebiet der wirtschaftlichen Verbände und ihrer Dachorganisationen viel intensiver beschäftigt als die österreichische.

Hinsichtlich der Unternehmensgeschichte der beiden Großmächte arbeitet Klaus Tenfelde in einer Abhandlung „Unternehmer in Deutschland und Österreich“ wesentliche Unterschiede heraus und erwähnt auch die Zuwanderung der Industriellen aus dem Deutschen Reich. Zu bemerken wäre, daß der Schwerpunkt der Darlegungen über Österreich nur auf dem heutigen Gebiete der Republik liegt. Die Sudetenländer, einst eine der führenden Industrielandschaften der Monarchie, treten daher in den Hintergrund.

Jürgen Reulecke behandelt die Tendenzen im Rahmen von „Sozialpolitik und Sozialreform im Deutschen Reich“ und stellt die bürgerlich orientierten Auffassungen der Vertreter des Vereins für Sozialpolitik in der Epoche der Kathedersozialisten den Bestrebungen der kommunalen Sozialpolitik gegenüber. Dieser Gegensatz hat bis heute nichts von seiner Wirksamkeit verloren, es sind jedoch, wie der Verfasser ausführt, drei Elemente, aus denen der heutige Sozialstaat entstanden ist: Sozialpflichtigkeit des Staates, bürgerliche Sozialreform und der Forderungskatalog der Arbeiterbewegung.

Hubert Lengauer setzt sich mit der Literatur der franzisko-josephinischen Epoche Österreichs auseinander, einer Dichtkunst, die gleichsam Spiegelbild einer zwischen Historismus und Moderne schwankenden Gesellschaft gewesen ist.

Waltraud Heindl charakterisiert Ansehen und Mentalität der österreichischen Bürokratie, die sich trotz gewisser Schwächen in der Bevölkerung einer beachtenswerten Reputation erfreute. Wohl erst seit den Badenwirren griff die nationale Politisierung in größerem Maße auf die Bürokratie über.

Ernst Hanisch befaßt sich mit der Situation der politischen Parteien Österreichs während der letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts und charakterisiert sie auch über die Einführung des allgemein Wahlrechts hinaus. Im Mittelpunkt der Darstellung stehen die Sozialdemokraten und die Christlichsozialen. Da der Stand der Forschung über die Deutschnationalen noch lückenhaft ist, war in dieser Hinsicht nicht viel Neues zu finden.

Rudolf Vierhaus bietet einen sehr ansprechenden Überblick über den Aufstieg der Wissenschaften in Deutschland, man hätte auch von österreichischer Seite eine ähnliche Darstellung erwartet.

Im Abschnitt „Der Blick aufeinander“ entwirft Wolfgang J. Mommsen ein sachkundiges Bild von der Einstellung der Führungsschichten des deutschen Kaiserreiches zu Österreich-Ungarn, in dem auch die schwierige Situation der Deutschösterreicher richtig eingeschätzt wird.

Helmut Rumpler versteht es, die zwiespältige Haltung der Deutschösterreicher gegenüber dem neu entstandenen deutschen Nationalstaat anhand von historisch fundierten Zitaten sehr gut zu kennzeichnen.

Die unter der Leitung von Fritz Fellner abgehaltene Diskussion bildet den Abschluß des zeitgeschichtlich bemerkenswerten Bandes. Obwohl es nicht Gegenstand der Untersuchung war, hätte ein Hinweis auf die außenpolitischen Zusammenhänge an manchen Stellen zum Verständnis der Situation beigetragen.

Fürth

Harald Bachmann

Rauscher, Walter: Zwischen Berlin und St. Petersburg. Die österreichisch-ungarische Außenpolitik unter Gustav Graf Kálnoky, 1881–1895.

Böhlau, Wien-Köln-Weimar 1993, 248 S.

The Austro-Hungarian Empire was well served by its foreign ministers. Men like Andrassy, Haymerle, and Goluchowski were the foreign policy stars of the monarchy and of the Emperor. One of these was Gustav Count Kálnoky who was foreign minister for nearly fourteen years from 1881 to 1895, that is for longer than any other holder of that office. For most of this time, that is from 1879 to 1893, the head of the Austrian government was Eduard Count Taaffe. Dr. Walter Rauscher's study of Kálnoky is valuable and important and fills a gap in our knowledge.

Rauscher goes far to explain the political activity of a man, of whom little was known at the time of his appointment. He begins his first chapter with a quotation from the *Neuer Freie Presse* of 23 November 1881: „Das aber ist das Charakteristische, das spezifisch Österreichische an seiner [Kálnokys] Ernennung, daß man nichts von ihm weiß [...] Er tritt in das Ministerium wie eine Jungfrau in die Ehe; man möchte ihn eine politische Unschuld nennen [...]“ (p. 11).

This is nice, although one would hardly accuse a man of political virginity who had been ambassador to St. Petersburg and a major general! The problem, of course is, that little is known about the private life and character of Kálnoky, and Rauscher does little to dispel our ignorance of a man to whom he refers to as a „besonders privat – verschlossenen Mann, der vor allen durch seine Arbeit lebte“, (p. 9). Rauscher blames the destruction of Kálnoky's personal papers for this omission. However, a man's character is betrayed by his actions. Thus, the reorganisation of the Foreign Ministry which is critically described by Helmut Rumpler in his chapter in volume 6/1 of *Die Habsburgermonarchie 1848–1918*, (pp. 76–80) shows at the very least the authoritarian aspects of his character, a fact also noted by Rauscher. And so, indeed, does Rauscher's description of Kálnoky's relations with the ambassadors and ministers accredited to Vienna (pp. 27–28).

The key to Kálnoky's policy was his realisation that Austria-Hungary, whose military potential was second to that of Germany and Russia, required for its well-being close relations with these powers. It also required close contact with Italy and Britain, both important Mediterranean powers, although there was a world of difference between the Austro-Hungarian contacts with Rome to those with London. Finally it also implied an offensive policy towards the Balkan states. Although Austria-Hungary may have been a „Großmacht zweiten Ranges“, (p. 29) it did not appear as such to the rulers of Serbia, Romania or Bulgaria. In any case, Kálnoky's policy was successful, even if it was based on the unattractive doctrine that the peoples of the Balkans licked the

hand which beat them. There was, indeed, a shocking sharpness about Kálmoky's comments, which may indicate both weakness and insecurity of his personality as of the Habsburg state.

The difficulty was that the Bismarckian system, after the creation of the German Reich required stability in international relations. The Habsburg state required such stability too, but it was difficult to achieve it in south-eastern Europe because of the conflict with Russia to fill the political vacuum created by the decline of Ottoman power. This Balkan system was further destabilised by the relationship of the Romanians and Serbs towards their co-nationals within the Monarchy. The unification of Bulgaria with Eastern Rumelia, the defeat of the Serbs at the battle of Slivnica, the dependence of Milan of Serbia on the Habsburg state, the succession to the Bulgarian throne of Ferdinand of Saxe-Coburg-Koháry, were all the inevitable consequences of Balkan politics in the period of decline of Ottoman power.

Troubles were not confined to the Balkans. While the Monarchy needed the Mediterranean power of Italy and of Britain on its side, it had no wish to be involved in such conflicts as the French-Italian quarrel over Tunisia.

Kálmoky's single-minded determination to maintain the safety of the Habsburg Monarchy together with his belief in the dangers posed to all the great powers by what he regarded as the evils of Pan-Slavism, republicanism and international socialism were for a time successful. His often panicky reaction to these 'evils', illustrates his perception of the underlying weakness of the Habsburg state combined perhaps with the realisation that these were forces which could not be exorcised by diplomatic dealings. Moreover, the changes brought about by Bismarck's dismissal and the creation of the Franco-Russian alliance weakened the position of the Monarchy, especially as the Triple Alliance of Germany, Italy and Austria-Hungary was of insufficient protection. Rauscher is correct in arguing that the visit of five Russian war ships to Toulon in October 1893 was seen by Kálmoky (and also by the German government) as a direct threat to the Austro-Hungarian position (pp. 192-193).

Kálmoky's policies were now attacked by the Young Czechs and in particular by the journalist and deputy Gustav Eim in 1892; but defended by the Polish deputies. Such attacks were repeated in 1893 by various Czech deputies, among them T. G. Masaryk. Indeed, they were to continue in the next years too. The Czech deputies may have weakened Kálmoky's position, but it was the Hungarian opposition that brought him down. Although Kálmoky's family ancestry was Hungarian, he was himself a member of the German nobility of Moravia. The fairly trivial visit of the papal nuncio to Hungary and his condemnation of the new Hungarian marriage law, involved Kálmoky in a conflict with the Hungarian premier Bánffy. The emperor accepted his resignation in May 1895. Kálmoky died three years later at the early age of 66. The man who lived to work could not survive the idleness that retirement brought.

Dr. Rauscher's book is well documented. Although it does little to humanise the illusive Kálmoky it brings new insights into the policy of the Monarchy and into the international relations of Europe of a hundred years ago. It indicates and illustrates very clearly the limits of power possessed by the Habsburg Monarchy.

Kural, Václav: *Konflikt místo společnosti? Češi a Němci v československém státě (1918–1938) [Konflikt anstatt Gemeinschaft? Tschechen und Deutsche im tschechoslowakischen Staat (1918–1938)]*.

Nakladatelství R, Praha 1993, 271 S.

Kural stellt sich die Frage: „War die Entstehung der Tschechoslowakischen Republik historisch gerechtfertigt, und wenn ja, wie hat sich die tschechoslowakische Staatlichkeit bewährt?“

Seit 1848 hatten sich tschechische Politiker immer wieder um die Föderalisierung der Habsburgermonarchie bemüht. Nach 70 Jahren vergeblicher Anläufe hatte die Idee der Föderalisierung ihre Attraktivität verloren. Die Gefahr eines deutsch beherrschten Mitteleuropa, verschärft durch die kriegsbedingte soziale Not zog denjenigen tschechischen Politikern den Boden unter den Füßen weg, die noch während des Ersten Weltkrieges für einen tschechisch-deutschen Ausgleich innerhalb der Habsburgermonarchie eintraten. Kural kommt zu dem Schluß, daß der Erste Weltkrieg die Tschechen vor die Alternative Großdeutschland oder Aufteilung Mitteleuropas in kleine Staaten gestellt habe.

Auf tschechischer Seite gab es Politiker, die sich dafür aussprachen, die Grenze des neuen Staates zwischen der historischen und der deutsch-tschechischen Sprachgrenze zu ziehen und damit die deutsche Minderheit innerhalb des Staates zu verringern. Solche nüchternen Erwägungen konnten sich in der nationalen Hochstimmung der ersten Nachkriegsjahre nicht durchsetzen. Kural's Annahme, daß die Absicht der Großmächte, jede territoriale Erweiterung Deutschlands zu verhindern, letztlich auch ihre Position zu diesen Kompromißvorschlägen bestimmte, teile ich nicht. Schließlich hätte der Gewinn des Egerlands sowie einiger kleinerer Landzungen keineswegs die gleichzeitigen territorialen Verluste Deutschlands ausgeglichen.

Nicht als Betrug, sondern als „nicht zu Ende gedacht“ und mißverständlich bezeichnet Kural Beneš's Formulierung im *Memoire III* über das Schweizer Vorbild für den künftigen Staat. Als Reaktion auf den Sezessionsversuch der Sudetendeutschen und mit der Angst vor seiner Wiederholung erklärt er die Zurückweisung sudetendeutscher Vorschläge zur Föderalisierung des Staates und den Ausschluß deutscher Vertreter von der Arbeit an der Verfassung. Deshalb auch hätten Masaryk und Beneš in der Auseinandersetzung mit Karel Kramář ihre Konzeption nur zum Teil durchsetzen können, nämlich weder den deutschen Landsmannminister noch die Zweisprachigkeit Prags, die 2–3 deutschen Gauen oder den Rang der deutschen als zweiter Landessprache.

Im Zentrum der Darstellung steht die Frage des Konflikts bzw. der Zusammenarbeit zwischen Tschechen und Sudetendeutschen, d. h. des sudetendeutschen „Negativismus“ bzw. „Aktivismus“ und der entsprechenden Positionen auf tschechischer Seite. Kural weist darauf hin, daß Ministerpräsident Vlastimil Tusar 1920 den deutschen Sozialdemokraten für den Fall eines Eintritts in die Regierung die Errichtung von Kreisen mit deutscher Mehrheit und damit mehr als Antonín Švehla im Jahre 1926 angeboten hat. In der Ablehnung des Sozialdemokraten Josef Seliger sieht er eine erste, in der Zurückweisung der deutschen bürgerlichen Parteien im Jahre 1921, in die Regierung einzutreten, eine zweite verpaßte Chance. Eine solche Gelegenheit sollte

sich besonders wegen des Widerstandes der Nationaldemokraten gegen Konzessionen an die Deutschen erst 1926 wieder bieten. Die Regierungsbeteiligung der deutschen Agrarier und Klerikalen war jedoch nur ein Nebenprodukt des Rechtsrucks in der tschechischen Politik und nicht Teil oder Ergebnis eines Ausgleichs zwischen Tschechen und Sudetendeutschen. Švehla und Milan Hodža ließen damals nach Kural's Meinung die dritte Chance vorübergehen, einen Schritt vom National- zum Nationalitätenstaat zu machen. Die deutschen Aktivisten erreichten auf nationalpolitischer Ebene nicht nur nichts, sondern mußten sogar noch Verschlechterungen hinnehmen, wie die Bildung von Ländern mit nicht-deutscher Mehrheit statt von deutschen Kreisen.

In einem Exkurs hat Kural eine „zehnjährige Bilanz“ zusammengestellt, und zwar in bezug auf den Anteil der Deutschen an der Gesamtbevölkerung, den deutschen Kapital- und Grundbesitz, den Anteil der Deutschen an den Arbeitslosen sowie in bezug auf die Entwicklung der Selbstverwaltung, des Sprachenrechts und des Schulwesens. Er kommt zu dem Schluß, daß die Entwicklung in den ersten zehn Jahren zu einer „gewissen wenngleich nicht vollkommenen Koexistenz mit Hoffnung auf weitere Verbesserung“ geführt habe.

Diese Aussicht wurde durch die Folgen der Weltwirtschaftskrise zerstört, die mehr als doppelt so viele Sudetendeutsche wie Tschechen arbeitslos machte. Kural schließt sich Ferdinand Seibts Urteil an, daß „nicht der Umfang allein, [...] sondern auch die Dauer der Arbeitslosigkeit ein wichtiger Faktor der deutschen Staatsverdrossenheit“ war¹, zumal sich die reichsdeutsche Wirtschaft schneller erholte als die tschechoslowakische.

Kural betont im Gegensatz zu früheren Darstellungen tschechischer Historiker die Diskontinuität zwischen der Führung der alten negativistischen Parteien und der *Sudetendeutschen Heimatfront* bzw. der *Sudetendeutschen Partei*. Ihre Wähler allerdings hofften auf eine ähnliche soziale und nationale Entwicklung wie im Deutschen Reich. Die „Jungaktivisten“ konnten keine Erfolge vorweisen. Denn die tschechoslowakische Regierung raffte sich zu keiner Wirtschaftshilfe für die Grenzgebiete auf. Eine Föderalisierung des Staates oder auch nur eine Kultur- und Schulautonomie in den deutschen Gebieten hätte ihre Anhänger sowie die tschechische Minderheit der Übermacht der SdP ausgeliefert.

Bei der Analyse des Gegensatzes zwischen dem *Kameradschaftsbund* und dem nationalsozialistischen Flügel innerhalb der SdP folgt Kural im wesentlichen der Darstellung Ronald M. Smelsers. Präsident Edvard Beneš und die Regierung konnten sich zu keiner entschiedenen Politik in der sudetendeutschen Frage durchringen: Weder versuchten sie, 1935 den autonomistischen Flügel der SdP durch das Angebot einer Regierungsbeteiligung gegen die Separatisten noch 1936 die „Aktivisten“ durch tatsächliche Zugeständnisse gegen die SdP zu stärken. Die Reaktion der Regierung auf das bescheidene Reformprogramm der deutschen Aktivisten vom Januar 1937 war enttäuschend und diskreditierte die sudetendeutschen Demokraten.

¹ Seibt, Ferdinand: Deutschland und die Tschechen. Geschichte einer Nachbarschaft in der Mitte Europas. München 1993, 326.

Kural hebt die Beharrlichkeit hervor, mit der Tomáš G. Masaryk und Beneš an ihrer ursprünglichen Konzeption, besonders an der Dezentralisierung festgehalten hätten, die den Deutschen 2–3 selbstverwaltete Kreise gewähren sollte. Dennoch bleibt die Frage: Konnten sie sich 18 Jahre lang nicht durchsetzen, oder räumten sie dem tschechisch-deutschen Ausgleich eben doch keine Priorität ein und ließen die Regierung „fortwursteln“, wie Kural die Politik der Regierung wiederholt charakterisiert?

In den letzten beiden Jahren der Republik stand die Verteidigung der Republik gegen die nationalsozialistische Bedrohung im Vordergrund. Die tschechischen Linksparteien und die „Burg“ differenzierten zwischen Nazi-Deutschland und der SdP auf der einen und den deutschen Demokraten innerhalb und außerhalb der Republik auf der anderen Seite. Soweit diese Asyl in der Tschechoslowakei suchten, konnten sie auf finanzielle und moralische Unterstützung rechnen. Nach dem Anschluß Österreichs entstand eine außerparlamentarische Massenbewegung gegen alle Konzessionen an die SdP, die die Einheit und die demokratische Struktur des Staates gefährden könnten. Der „Petitionsausschuß Wir bleiben treu“ sammelte über eine Million Unterschriften unter seinen Aufruf zum Widerstand. In seinem Ständigen Ausschuß fanden diejenigen Gruppen zusammen, die während der ersten Jahre der deutschen Besatzung den Widerstand fortsetzen sollten.

Kural kommt zu dem Schluß, daß die Gründung der Tschechoslowakei zur „Schwächung der mitteleuropäischen Stabilität und Homogenität“ gegenüber den Flügelmächten beigetragen habe. Das in Versailles geschaffene Mitteleuropa sei aber nicht nur durch seine inneren Schwächen, sondern vor allem wegen des Verzichts seiner Garantiemächte Frankreich und England auf militärischen Widerstand, dessen Erfolgsaussichten Kural positiv beurteilt, zugrundegegangen. Diesem Verzicht sei auch die mögliche Umwandlung der Tschechoslowakei vom „National“- in einen „Nationalitätenstaat“ und die Entwicklung der Sudetendeutschen zum „zweiten Staatsvolk“ zum Opfer gefallen.

Wie Jan Křen in seinem Geleitwort schreibt, fügen sich Kurals, Staněks² und Křens³ Werk zu einer Gesamtdarstellung der tschechisch-deutschen Beziehungen seit der Entstehung der modernen Nationen. Eine Lücke gilt es allerdings noch zu füllen, nämlich die Zeit des Zweiten Weltkriegs; auch dies hat sich Kural vorgenommen. Am Manuskript seines Buches hat er in den langen Jahren des Berufsverbots, im Bauwagen der Wasserwerke, gearbeitet. In dieser Zeit war nicht nur der Zugang zu den Archiven versperrt, auch die Literatur war den Dissidenten nur zum Teil zugänglich. Das Fehlen englisch- und französischsprachiger Werke macht sich besonders in bezug auf die Schlußphase bemerkbar. Wie Kurals Werk zeigt, waren diese Jahre jedoch produktiv; sie führten zu einer Überprüfung traditioneller nationaler Positionen.

Düsseldorf

Detlef Brandes

² Staněk, Tomáš: Odsun Němců z Československa 1945–1947 [Der Abschied der Deutschen aus der Tschechoslowakei]. Praha 1991.

³ Křen, Jan: Konfliktní společenství. Češi a Němci 1780–1918 [Konfliktgemeinschaft. Tschechen und Deutsche]. Praha 1990.

Kuklík, Jan: Sociální demokraté ve Druhé republice [Die Sozialdemokraten in der Zweiten Republik].

Univerzita Karlova, Praha 1992, 148 S. (Acta Universitatis Carolinae Philosophica et Historica Monographia CXLII).

Nach zahlreichen Vorarbeiten seit den späten sechziger Jahren hat der Verfasser mit dieser Untersuchung eine zusammenfassende Darstellung der Geschichte der tschechoslowakischen Sozialdemokratie in der Zweiten Republik vorgelegt, die – genau im Detail, mit übersichtlicher Anordnung des Stoffes und klarer Argumentation – eine souveräne Beherrschung des Themas erkennen läßt. Die wichtigsten Fragenkomplexe der Arbeit sind die gesellschaftlich-politische Krise der tschechischen Gesellschaft nach dem Münchener Abkommen, die damit verbundene Diskussion über die neue Staats- und Gesellschaftsideologie, die Neuordnung des Parteienwesens mit der vorherrschenden Tendenz, den extremen Pluralismus der Ersten Republik auf ein Zweiparteiensystem zusammenzustrichen, die Auflösung der Tschechoslowakischen sozialdemokratischen Arbeiterpartei und die Gründung der (faktisch als Nachfolgeorganisation fungierenden) Nationalen Partei der Arbeit (*Národní strana práce*), die Entwicklung der sozialdemokratischen und sozialistischen Jugendorganisationen im Rahmen der Nationalen Bewegung der arbeitenden Jugend (*Národní hnutí pracujících mládeže*) und die Rolle linkssozialistisch-demokratischer Intellektuellenzirkel, die sich u. a. in der Arbeiterakademie (*Dělnická akademie*) organisierten.

Kuklík folgt einem sich immer deutlicher abzeichnenden historiographischen Trend, wenn er eingangs (S.7) die Frage stellt, ob nicht bereits mit dem tiefen Umbruch der Jahre 1938–1939 die „Abenddämmerung“ der tschechoslowakischen Demokratie und die Hinwendung zu totalitären gesellschaftspolitischen Zielvorstellungen begonnen habe, die im Februar 1948 unter kommunistischem Vorzeichen kulminierten. Daraus ließe sich gewiß eine fruchtbare Fragestellung entwickeln, sieht man einmal davon ab, daß Kuklíks Begriff von Totalitarismus, in dem rechte wie linke totalitäre Tendenzen zusammengeworfen werden, im Grunde lediglich als eine Art negativ besetztes appellatives Symbol fungiert und von daher jedenfalls der Klärung bedarf. Mit dem Hinweis Kuklíks auf langfristige Entwicklungstendenzen wird eine zweite Frage noch interessanter, die der Verfasser ebenfalls gleich zu Beginn (S. 7) aufwirft: In welchem Maße war das konservativ-autoritäre, teils auch faschistoid eingefärbte „roll-back“ der Zweiten Republik auf äußere und in welchem auf innere Einflüsse zurückzuführen? Kuklík läßt anfangs keinen Zweifel daran, daß die inneren Voraussetzungen und Faktoren großes Gewicht hatten, seine gesamte Darstellung gibt jedoch keine Antwort auf die Frage, wo denn – im Blick auf eben diese inneren Bedingungen – die strukturellen Ursachen dafür lagen, daß sich in der tschechischen Gesellschaft, so scheint es, faktisch über Nacht ein fundamentaler Rechtsruck vollziehen konnte. Was vielmehr in den Vordergrund geschoben wird, sind die in Dutzenden vergleichbarer Untersuchungen immer wieder präsentierten Argumente, die durch stete Wiederholung freilich auch nicht an Überzeugungskraft gewinnen: Die Auflösung demokratischer Strukturen in der Zweiten Republik sei die Folge von Kleinmut, Enttäuschung, Verzagtheit, kurzum: einer Art allgemeiner sozialmoralischer Malaise angesichts des Schocks von München gewesen, das Ergebnis von Anpassung

und taktischer Abschirmmanöver in der Absicht, das Dritte Reich nicht zu provozieren. Nun mag dies alles eine Rolle gespielt haben, doch ist die wesentlichere Frage ganz sicher, wie es zu erklären ist, daß die extreme Rechte, die vor 1938 unbestritten nur eine ephemere Erscheinung im tschechischen politischen Machtspektrum darstellte, nach 1938 Staat und Gesellschaft von heute auf morgen mühelos vereinnahmen konnte. Unter diesem Gesichtspunkt weiterführend wäre dann die (keinen tschechischen Autoren interessierende) Frage danach, ob nicht die organisatorisch-institutionellen Strukturen der Ersten Republik denkbar ungünstige Voraussetzungen für eine umfassende politische Integration der demokratischen Kräfte boten¹. Argumentiert man so wie Kuklík, wird außerdem die Schlußfolgerung zwingend, daß Demokratie in der Ersten Republik nur vermittelten Charakter hatte, indem sie nämlich als abhängige Variable außenpolitischer Stabilität fungierte.

Daß Kuklík seinen Fragehorizont im Blick auf die langfristigen inneren Voraussetzungen des Umbruchs von 1938–1939 durchaus bewußt einschränkt, führt ihn mit einer gewissen Zwangsläufigkeit zu Apologetik und arbiträren methodischen Entscheidungen. Hierzu gehören einmal die „beruhigenden“ Hinweise für den Leser, daß es in der Slowakei nach 1938 mit der Demokratie noch mehr bergab gegangen sei als in den böhmischen Ländern (S. 75). Schlimmer wird's dann schon, wenn bei der Darstellung des politischen Klimas der Zweiten Republik das Thema des Antisemitismus berührt wird. Kuklík hat sicherlich recht, daß es unter den tschechischen Sozialdemokraten keinen rassistisch begründeten Antisemitismus gegeben hat. Wenn er aber als Beispiel dafür, daß sich die Nationale Partei der Arbeit „ehrenvoll mit dem steigenden Druck des zeitgenössischen Antisemitismus“ auseinandergesetzt habe, einen Delegierten der Partei zitiert, der unter dem Beifall des Gründungskongresses der Nationalen Partei der Arbeit erklärte, die jüdische Frage sei eine „nationale Frage“ und derjenige Jude, der „immer ein treues Mitglied unserer Nation“ gewesen sei, bleibe „für uns ein Tscheche“ (S. 60–61), kann man sich des Eindrucks einer unreflektierten und in diesem Fall dann zynischen Betrachtungsweise nicht erwehren: Diejenigen jüdischen Bürger der ČSR, die nach dem Zweiten Weltkrieg aus der Emigration oder dem Konzentrationslager wieder in ihre Heimat zurückkehrten und – weil sie die „falsche“ Nationalität besaßen – gleich wieder außer Landes gejagt wurden, dürfte es wenig interessiert haben, ob sich die tschechischen Politiker und Behörden dabei auf niedrige (rassistische) oder hehre (nationale) Gründe beriefen.

Kuklík möchte für die Sozialdemokraten in der Zweiten Republik diejenigen Elemente der Zwischenkriegsrepublik reklamieren, die – tatsächlich oder vermeintlich – die demokratische Kontinuität der Partei belegen. Andererseits lehnt er – und da wird es dann methodisch höchst fragwürdig – den Rückbezug auf die Erste Republik dort ab, wo dies, wie er glaubt, für die Analyse der Situation der sozialdemokratischen Partei nicht „fruchtbar“ sei (S. 58). So verwendet der Verfasser zum einen viel Mühe darauf, die zahlreichen Bekenntnisse der sozialdemokratischen Parteiführung zu Masaryk und den „demokratischen, humanistischen und aufklärerischen Traditionen“

¹ Vgl. dazu Peter Heumos: Thesen zur sozialgeschichtlichen Dimension eines Systemzusammenbruchs: Das Beispiel der Ersten Tschechoslowakischen Republik 1938/39 (erscheint 1994 im Archiv für Sozialgeschichte).

der Ersten Republik zusammenzutragen (S. 60 und passim), hält es dagegen aber nicht für ergiebig, das Programm der Nationalen Partei der Arbeit vom Dezember 1938 mit sozialdemokratischen Parteiprogrammen aus der Ersten Tschechoslowakischen Republik zu vergleichen (S. 58). Kuklíks Argument dabei ist, daß das Programm vom Dezember 1938 nicht als „authentischer Ausdruck des tatsächlichen Meinungsspektrums innerhalb der Partei“ konzipiert wurde, da „taktische Rücksichten“ (d.h. außenpolitische Rücksichten auf das Dritte Reich) eine „vorrangige Rolle spielten“ (S. 58).

An dieser Stelle führte Kuklíks grundsätzlich ja nur zu unterstützender Versuch, die durch die kommunistische Historiographie jahrzehntelang verkettete Sozialdemokratie in einer wichtigen Phase ihrer Entwicklung zu rehabilitieren, zweifellos in die Irre. Gegen die These, daß die Sozialdemokraten in der Zweiten Republik ihre „wahren“ Auffassungen kaschieren mußten, spricht die Tatsache, daß sich das Programm der Nationalen Partei der Arbeit vom Dezember 1938, das Kuklík ausführlich referiert (S. 57 ff.), nahtlos in die seit 1933 quer durch Europa zu beobachtende programmatische Wende der (vielfach schon im Untergrund oder der Emigration operierenden) sozialdemokratischen Parteien einfügt. Zu dem Grundmuster dieser Umorientierung gehörten der Staat als „gelenkte“ Demokratie“, straffe gesellschaftliche Integration und Führungsinstanzen, Lenkung der Wirtschaft auf der Basis staatlichen, genossenschaftlichen und privaten Eigentums, dann ein großflächiges intermediäres Organisationssystem und eine Art überparteiliche Volksbewegung unter Abschwächung klassenkämpferischer Zielvorstellungen und Aktionen. Dies waren auch Elemente eines Gegenbildes, das bestimmt wurde durch den Verfall des parteienstaatlichen Parlamentarismus in den dreißiger Jahren, durch Weltwirtschaftskrise und Massenarbeitslosigkeit und die Hypertrophie nationaler, ökonomischer und politischer Partikularinteressen gerade auch im östlichen Mitteleuropa. In der einen oder anderen Form taucht all dies im Programm der Nationalen Partei der Arbeit auf.

Kuklíks Untersuchung hinterläßt einen zwiespältigen Eindruck. Ein Muster an faktographischer Genauigkeit, ist sie im Konzeptionellen nicht unproblematisch. Die Fixierung auf vermeintlich nationalspezifische Entwicklungslinien und die Neigung, Traditionen imperativ Geltung zu verschaffen, deren Hinterfragung ein Riegel vorgeschoben wird, kehren sich am Ende auch gegen die Vorzüge der Arbeit.

München

Peter Heumos

Arndt, Veronika: Der zweite Präsident. Edvard Beneš – Biographische Skizze.

Helmuth-Block-Verlag, Magdeburg o.J. [1993], 114 S. und Bildanhang.

Edvard Beneš, seit 1918 Außenminister und seit 1935 zweiter Staatspräsident der Tschechoslowakei, gehört zu den am meisten umstrittenen Politikern des zwanzigsten Jahrhunderts; sein Lebenswerk reicht in fast jedes Problemfeld hinein, in dem die Tschechoslowakei eine Rolle gespielt hat, und zugleich ist von seiner Persönlichkeit nur wenig Faszinierendes bekannt. Es ist daher kein Zufall, daß noch niemand eine Biographie versucht hat, die über eine Skizze hinausgekommen wäre.

Auch die Arbeit von Veronika Arndt ist eine solche Skizze, wie die Verfasserin

selbst das schmale Werk benennt. Sie zeigt den Lebensweg des späteren Politikers von seiner Jugend, über sein Studium auf dem Weg in die Politik, über die Höhe seines Wirkens als Zu- und Mitarbeiter von Tomáš G. Masaryk im Ersten Weltkrieg und in der Zeit der Ersten Republik, dann als Präsident im Lande und im Exil bis zu seiner Rolle in der letzten Phase der Machtübernahme der Kommunisten in Prag. Auf diesem langen Wege sind die Stationen seines Lebens die politischen Ereignisse, was zu einer knappen historischen Darstellung führen muß; was jedoch kaum behandelt wird, ist das Denken und Leben von Beneš selbst: Er hat zum einen kaum Selbstzeugnisse hinterlassen, die einen Blick über die von ihm selbst stilisierten Memoiren hinaus erlauben, zum anderen zeichnete er sich durch Fleiß und Effektivität, aber kaum durch „Weisheit, Güte oder gar Humor“ aus (S. 108).

Das Bild von Beneš, das unter diesen Umständen entsteht, kann also kaum Leuchtkraft gewinnen; das eigentliche Dilemma des Bandes liegt aber auf einer anderen Ebene. Die Verfasserin berichtet ziemlich unkritisch die Ereignisse, jedoch mit einer Gesamtwertung, die die Schulung in der marxistischen Historiographie erkennen läßt. Die Auswahl westlicher Werke im Literaturverzeichnis ist kläglich (so vermißt man etwa die brillante Studie von Hoensch¹); englische Werke fehlen völlig. Auch in der Darstellung schwingt manches alte Urteil nach (etwa in der Bewertung der Sowjetunion, sowohl was die Frage ihrer Anerkennung durch Prag betrifft, wie später im und nach dem Weltkrieg). Das reicht bis zu einer solch gewagten These, daß die Eröffnung der zweiten Front im Zweiten Weltkrieg von den westlichen Alliierten absichtlich hinausgeschoben worden sein soll, um „die Sowjettruppen im Kampf mit der deutschen Kriegsmaschinerie zu erschöpfen“ (S. 73). Daß dann etwa die Abtretung der Karpatenukraine nur in einer Klammer erwähnt wird (S. 85), paßt in die durch alte Schemata geprägte Darstellung.

Auch der Erkenntniswert der Lektüre zur Persönlichkeit von Beneš bleibt relativ gering. Der Leser erfährt etwa zwölfmal, daß Beneš ein Meister des „Taktierens und Lavierens“ gewesen sei; dafür wird aber Karl I. von Österreich als „Kaisersproß“ (S. 39) vorgestellt – das eben war er nicht, aber immerhin selbst der letzte Kaiser des Habsburger-Vielvölkerreiches. Das Gesamturteil spricht die Verfasserin mit dem zweitletzten Satz des Büchleins selbst: „Die Quellen, die bisher zur Verfügung standen, sind offenbar nicht ausreichend oder müssen noch einmal hinterfragt werden“ (S. 108).

Köln

Manfred Alexander

¹ Hoensch, Jörg K.: Die „Burg“ und das außenpolitische Kalkül. In: Die „Burg“. Einflußreiche politische Kräfte um Masaryk und Beneš. Vorträge der Tagung des Collegium Carolinum in Bad Wiessee am Tegernsee vom 22. bis 25. November 1973. Hrsg. v. Karl Bosl. Bd. 2. München-Wien 1974, 31–57.

Landtagsreden zur bayerischen Vertriebenenpolitik 1946–1950. Hrsg. v. Monika Glettler.

Sudetendeutsches Archiv, München 1993, 679 S.

Der Band dokumentiert ein Stück bayerische Nachkriegsgeschichte, soweit das Einströmen von fast zwei Millionen deutschen Heimatvertriebenen und die dadurch für das Land entstandenen Schwierigkeiten einen Niederschlag im Bayerischen Landtag, sei es in Regierungserklärungen, sei es in Stellungnahmen, Erklärungen, Anträgen und Beschlüssen der Abgeordneten, gefunden haben. Vor allem geht es dabei um Unterbringung, Versorgung und schließlich Eingliederung eines Fünftels der Bevölkerung.

Das überwiegend bäuerlich geprägte Bayern hatte vor dem Zweiten Weltkrieg rund sieben Millionen Einwohner, 1948 waren es neun Millionen. Dabei hatten sich die großen Städte in Ruinenfelder verwandelt, Wohnraum und Arbeitsstätten waren in erheblichem Maß vernichtet. Am 26. 2. 1948 macht Wolfgang Jaenicke, der bayerische Staatssekretär für das Flüchtlingswesen, folgende Angaben: 1,8 Millionen deutsche „Ausgewiesene“ (damals sonst allgemein als „Flüchtlinge“ bezeichnet), 357 000 Ausländer (ehemalige nichtdeutsche Kriegsgefangene und Gastarbeiter sowie nichtdeutsche Flüchtlinge aus Südosteuropa), 328 000 bayerische Evakuierte und 292 000 aus nichtbayerischen Gebieten Evakuierte. Abgesehen von Hunderten von Grenz-, Regierungs-, Not- und Wohnlagern, hatte das Staatssekretariat seit dem 15. 12. 1945 348 Anstalten errichtet: Krankenhäuser, Heime, Versehrtenheime, Entbindungsanstalten, Kinderbetreuungs- und Tuberkuloseheime. Die Lager waren jedoch, darauf wird immer wieder hingewiesen, oft in einem bejammernswerten, menschenunwürdigen Zustand. Es waren allerdings z. B. von der Bevölkerung des Landkreises Sulzbach-Rosenberg 52,4 v. H. „Flüchtlinge“, die in 1100 „Elendsquartieren“ hausen mußten – bis zu sechzehn Personen in einem Raum.

Ein halbes Jahr später, am 22. 9. 1948, klagt Staatssekretär Jaenicke über die Überbelastung Bayerns durch Überbevölkerung, über den neuen erheblichen und anhaltenden Zustrom von Flüchtlingen, besonders aus der Tschechoslowakei, und über die schlimmen Auswirkungen der – von den Besatzungsmächten gemachten – Währungsreform für die wirtschaftlich Schwachen, eben besonders für die Heimatvertriebenen. Die Zahl der in den Lagern Lebenden war wieder auf 62 000 gestiegen. So mußten wegen der plötzlichen Überflutung mit Flüchtlingen aus der Tschechoslowakei im Lager Furth, das eine Kapazität von 1200 hatte, plötzlich 4000 Menschen untergebracht werden, oder in Schalding, dem Auffanglager für Flüchtlinge aus dem Südosten, statt 1400 rund 1900. Kein Deutscher, erklärt Jaenicke, würde es jedoch verstehen, wenn die tschechoslowakische Grenze für deutsche Flüchtlinge abgeriegelt würde, wie es die Besatzungsmacht angeordnet habe, Bayern jedoch Nationaltschechen, die vor ihrem eigenen Regime flüchteten, Asyl gewähren müsse.

Manchmal äußern sich Redner auch zur Vertreibung als solcher. So sagt der SPD-Abgeordnete Arno Erich Behrlich am 3. 3. 1948: „Gewiß, wir sind weit vom rechten Weg abgeirrt. Aber was 1945 in Ost- und Westpreußen, in Schlesien, in Böhmen geschah, das zeigt uns, daß auch andere Völker imstande sind, die Barbareninvasion in eigener Sache zu erzeugen. Wenn man in Nürnberg zu Recht die Nazi-

verbrecher der Sklavenarbeit, der Zwangsverschleppung und der Verbrechen gegen die Menschlichkeit angeklagt hat, dann haben wir doch das Gefühl, daß ein Teil von denen, die glauben, dort jetzt als Richter sitzen zu können, bei Aufruf jedes einzelnen Verbrechens auch hätte ‚Hier!‘ sagen können, weil sie auch an diesen Dingen beteiligt waren.“ (S. 72)

Auffallend und beeindruckend ist, wie sich Abgeordnete der CSU, SPD, FDP und WAV, auch wenn sie keine Vertriebenen sind, für die Belange der Vertriebenen einsetzen. So fordert der Landtag auf Antrag des FDP-Abgeordneten Dr. Fritz Linnert, eines Nürnberger Zahnarztes, die Staatsregierung auf, sich mit der Militärregierung ins Benehmen zu setzen, um eine internationale Untersuchung herbeizuführen über die allgemein bekannten Ausschreitungen gegen die Deutschen in der Tschechoslowakei, in Polen, Ungarn und Jugoslawien, über deren Ausweisung und über das Schicksal der noch in diesen Ländern verbliebenen Deutschen. Einstimmig beschließt der Landtag am 26. 8. 1948 diesen Antrag.

Die Dokumentation ist gegliedert in bereichsübergreifende Debatten und in Reden zu einzelnen Schwerpunkten. Hier werden behandelt die Ausgangslage der Deutschen im Osten, Rückkehrfragen, internationale Hilfe, Zusammenarbeit der Staatsregierung mit der Militärregierung, Verwaltung, Unterbringung und Wohnraumbeschaffung, Verteilung und Umsiedlung, Lastenausgleich, Renten, Pensionen, Baudarlehen, Hilfe für Flüchtlingsbetriebe, Eingliederung in den Arbeitsmarkt, allgemeine wirtschaftliche Hilfe, Kultur. Der Anhang bietet in einem tabellarischen Überblick Regesten zu den einzelnen Reden und vereinzelt Verweise auf andere themengleiche Beiträge, weiter einen Personen- und Ortsindex sowie einige Dokumente, so das bayerische Flüchtlingsgesetz vom 19. 2. 1947, das als erstes deutsches Flüchtlingsgesetz Vorbild für die anderen gewesen ist, und schließlich verschiedene Grafiken und Karten zu den Themen des Buches. Dessen Schluß bilden Kurzbiografien jener bayerischen Abgeordneten, deren Beiträge im Landtag das Buch dokumentiert.

Ottobrunn

Rudolf Ohlbaum

Pecka, Jindřich: Spontánní projevy Pražského jara 1968–1969 [Die spontanen Äußerungen des Prager Frühlings 1968–1969].

Doplňek-Verlag, Brno 1993, 294 S. (Prameny k dějinám československé krize 1967–1970).

Das ist keine Rezension, sondern nur eine persönliche Meinung über ein Buch, das ich immer wieder lesen und meinen Kindern hinterlassen werde. Ich spreche von einem Buch, das ich nicht rezensieren kann, denn es betrifft zu schmerzhaft den entscheidenden, dennoch zu kurzen Abschnitt meines Lebens, in dem ich, leider nur acht Monate lang, wieder eine Hoffnung haben durfte. Im August 1968 aber haben wir, die Generation des Prager Frühlings, damals nicht ganze vierzig Jahre jung, nach einem stürmischen Frühling und heißen Sommer, unsere Hoffnung für die Zukunft aufgeben müssen. Die Hoffnung und die Zukunft wurden uns geraubt; nach 1969 sind wir auf die grausamste Art und Weise für weitere 20 Jahre arm geworden. Und über verlorene, aufgegebene oder gestohlene Hoffnungen soll man lieber schweigen. Vergessen darf man sie aber nicht. Und Jindřich Pecka sammelte gegen die Vergesslichkeit der

Generationen nach uns – diese Absicht kann ich ihm mit ruhigem Gewissen unterstellen – Witze, Sprüche, Gedichte und ironische Verse, Parolen und satirische Texte über den Prager Frühling, moderne Volksliteratur gegen die Sowjets und gegen die Okkupation der Tschechoslowakei im August 1968. Auf diese wunderliche, in Europa einzigartige zeitgenössische politische Folklore können wir stolz sein.

Es werden sich aber bestimmt Kritiker finden, die im Sammelband „Spontánní projevy Pražského jara 1968–1969“ viele Ungenauigkeiten und Fehlinterpretationen suchen und auch entdecken werden. Und Besserwisser aus der rechten oder erzkonservativen Ecke werden dem Herausgeber des Bandes und auch dem Autor (oder den Autoren) des Vorwortes und der Einleitung bestimmt vorwerfen, er hätte (oder sie hätten) diesen oder jenen Witz, Spruch, Parole oder Text aus der aufregenden Zeit des Prager Frühlings 1968 und aus dem traurigen Jahr des Scheiterns 1969 in böser Absicht oder absichtlich vergessen, in den Band aufzunehmen. Ich höre schon die Stimmen der ewigen Meckerer: Im Prinzip – werden sie behaupten – ging es auch Jindřich Pecka wieder einmal um Verbreitung von Legenden, die die großen Verlierer des Prager Frühlings, nennen wir nur Dubček, Svoboda, Smrkovský, Čiřař, nachträglich, diesmal mit Hilfe des in Böhmen so beliebten Volkswitzes, in die Rollen von Volkshelden erheben sollen.

Für die Generation nach mir, die den Prager Frühling nicht erlebt und bis zum bitteren Ende nicht durchgelitten hat, muß nach der Lektüre des Sammelbandes tatsächlich der Eindruck entstehen, die Kommunistische Partei mit Dubček an der Spitze hätte damals im Jahr 1968 das ganze witzig-ironische Volk, wie man in Prag sagt, „hinter sich“ gehabt. Die Behauptung stimmt: Mindestens bis April 1969 stand das ganze Volk tatsächlich geschlossen hinter Dubček und hinter der reformierten KP. In diesem Zusammenhang sei mir aber die skeptische Frage erlaubt, auf die ich keine (wenigstens mich zufriedenstellende) Antwort habe: Standen aber Dubček und seine Reformer tatsächlich bis zum bitteren Ende des Prager Frühlings „hinter dem Volk“?

Die letzte Frage werden sich nach der Lektüre des Sammelbandes vor allem Angehörige der jüngeren Generation stellen. Und sie werden weiter fragen: Wie war das möglich, was ist Ende des Jahres 1969 geschehen, daß nach einem so witzig-intelligenten Aufstand des Geistes, der seinen Ausdruck in einer in Europa bisher nie gekannten Explosion des volkstümlichen Witzes und in brillanten satirischen Texten fand, nach diesem Feuerwerk von Ironie und Phantasie, nach dem großartig-spontanen Erlebnis der berausenden Freiheit, die ganze Euphorie des Prager Frühlings spätestens am Ende des Jahres 1969 so schnell erloschen war? Wer hat damals wen verlassen und aufgegeben? Das Volk seine Reformer – oder die Reformer ihr Volk?

Man liest das köstliche Buch voll beißender Ironie und echt böhmischen sanften Zynismus', voll böhmisch-mährischer Klugheit, Schlaueit, ja Gerissenheit, voll erschreckend schlechter Prophezeiungen, die – leider – kurz nach 1969 wahr wurden, und man wird wieder einmal zurück in die Zeit der berausenden Freiheit zwischen Januar und August 1968 versetzt. Aber: weil wir über die damalige Geschichte, die mich und meine Generation so schmerzlich verletzte, heute Bescheid wissen, weil die Wunden des Jahres 1968 und 1969 noch immer nicht ganz geheilt sind, kann man nicht lachen. Man schlägt das Buch verärgert und beschämt zu – was alles haben wir damals in den Jahren 1968 und 1969 verloren! – und mit einer Hoffnung immer wieder auf.

Und man liest immer noch mit einem wild schlagenden Herz einen Teil aus unserer traumatisierten Geschichte, die uns immer wieder gedemütigt hat.

In Jindřich Peckas Sammelband gibt es wirklich nichts zum Lachen. Es ist ein trauriges Buch, das uns heute belehrt: Mit Hohn und mit Spott, mit Witz und mit Ironie kann ein durch die Geschichte betrogener Mensch oder ein Volk seinen Schmerz lindern, die Geschichte an sich ist allerdings mit diesen Mitteln allein nicht zu überlisten und nicht zu meistern.

München

Ota Filip

Je dlička, Josef: České typy aneb Poptávka po našem hrdinovi [Tschechische Typen oder Die Nachfrage nach unserem Helden].

Nakladatelství Franze Kafky, Praha 1992, 120 S.

Der Band vereint elf ursprünglich als Radio-Essays vom Sender „Freies Europa“ ausgestrahlte kurze kulturkritische Studien des 1990 verstorbenen Autors, dessen umfangreiches belletristisches, literatur- und kulturhistorisches Werk bisher nur zu einem kleineren Teil veröffentlicht wurde. Er porträtiert hierin Repräsentanten der tschechischen Kulturszene, resp. Gestalten ihrer Werke in rezeptionshistorischer Sicht als Spiegelbilder nationaler Selbstreflexion seit der Romantik. Von der These ausgehend, es habe der tschechischen Literatur stets an wahrhaft „großen“ Helden gemangelt, verfolgt er den wechsellvollen Weg der Bildung von Ersatz-Mythen, was schließlich in Karel Čapeks Darstellung eines „normalen Lebens“ mündet, das vom Gedanken der Unmöglichkeit beherrscht ist, sich in der realen Welt je richtig zu entscheiden.

Jedlička schlägt einen weiten Bogen von der zwiespältigen Aufnahme Máchas als eines sich dem offiziellen Patriotismus verweigernden Individualisten hin zum simplifizierenden Geschichtsbild Jiráseks, das selbst noch von totalitären Regimen genutzt werden kann. Er beschreibt die Suche nach einer imaginären Idylle (Němcová), die gleichwohl an den Realitäten einer zunächst ländlich geprägten, aber zunehmend verstädterten Gesellschaft scheitert (Baar, Herrmann). Er skizziert das Verlöschen „jugendlichen Feuers“ (Šrámek) im Widerstreit zwischen Traditionalismus und Kosmopolitismus (Zeyer). Und er konfrontiert das illustratorische Werk Alešs als Versuch einer Erneuerung echter Volkskultur mit dem Defätismus des Hašekschen „Švejk“, dessen rein materialistischer Überlebenswille ihn gerade in Zeiten der Unterdrückung als „Nationalhelden“ erscheinen läßt.

Damit greift Jedlička im Rahmen einer seit der tschechischen nationalen Wiedergeburt immer wieder geführten Diskussion um die nationale Identität der Tschechen Stereotype auf, die – obgleich in den Grundzügen bekannt – hier dennoch in einem neuen, bewußt widersprüchlich gestalteten Licht erscheinen, und als deren Dominante sich der Typus des scheiternden hehren Idealisten erweist, der sich letztlich mit einer kleinbürgerlichen Idylle begnügt. Er vertritt eine Position, die auch ein wesentliches Moment der tschechischen Prosa nach 1968 bildet (Kundera, Šotola). Man mag ihr gegenüber erhebliche Vorbehalte haben, ja die Konstruktion von „Volkscharakteren“ bereits im Ansatz für verfehlt halten, und man mag auch Jedličkas Argumen-

tation in ihrer ob der Kürze notgedrungen die Sachverhalte vereinfachenden Art ebenso bemängeln wie die nicht immer zureichende Verwendung einschlägiger Fachliteratur. Dennoch wird man aber nicht bestreiten können, daß er ein für viele Tschechen gleichwohl ernstes Problem aktualisiert hat, wobei gerade sein geistreich-pointiertes, zur Polemik herausforderndes Vorgehen das Buch zu einer höchst vergnüglichen Lektüre macht.

Freiburg i. Br.

Peter Drews

SUMMARIES

WEAVING TOGETHER ARTS AND THE NATIONAL MOVEMENT: THE MYTH OF BEDŘICH SMETANA, THE "NATIONAL COMPOSER"

Christopher P. Storck

Bedřich Smetana (1824–1884) has always been looked upon as the "national composer" of the Czechs and the "founder of Czech music". But his place in the collective memory of his people is the result of the national movement having consistently claimed Smetana and his work to be theirs. Smetana was deliberately made a symbol for Czech culture not being inferior to that of the established "Western" nations, and some of his works came to belong among the things held most dearly by the whole nation. It is true that Smetana played a leading part in fostering Czech musical life in Prague, and it is he to whom the development of the national musical art owes important impulses. However, it should not be overlooked that what he was striving at was, first and foremost, to succeed in artistic as well as in financial terms. In this respect, Smetana fits completely into the picture of the petty bourgeois with a certain education, whom Miroslav Hroch and Jiří Kořalka described as the champions of the Czech national movement.

MYTHS AND SYMBOLS IN CZECH PHOTOGRAPHY

Pavel Scheufler

Featuring 53 photographs, this article undertakes to analyze the role of myths and symbols in the forming process of the modern Czech nation as expressed in photographic reproductions. With myth being understood as something not tied to a certain time, the object of the study is mainly pictures pertaining to the specifically national theme and to general phenomena of European civilisation. The main emphasis is placed on photographs which were taken during the period of the Habsburg monarchy. Some motifs, however, as this study also shows, have persisted in a more or less transformed way into the socialist period. The author first examines the myths of the birth of the Czech nation and then moves on to those that are tied to historic figures, historic places and to the rulers. Another point is the motif of the flag. The myths of rural life and those of technology and progress do not escape attention either.

“OUR HISTORY”: CZECH AND GERMAN PAST AS A MATTER OF INTERPRETATION

In March 1994, Collegium Carolinum and the Franz Kafka Society of Prague cooperatively organized a symposium under the title: *“Our History”: Czech And German Past as a Matter of Interpretation*, which took place in Prague. The proceedings of this conference had as their starting point a series of propositions formulated by the organizers and commented upon, at the start of each consecutive stage of the debate, by specially appointed members of the board. As the argument was very intensive and animated and had repercussions that went far beyond the circle of experts present, the discussants were offered the opportunity to present their contributions on these pages as well. Thus, both the theses that were used to start the discussion and all the contributions that reached the editors in written form are reprinted here.

RÉSUMÉS

LA SYMBIOSE DE L'ART ET DU MOUVEMENT NATIONAL: LE MYTHE DU «COMPOSITEUR NATIONAL» BEDŘICH SMETANA

Christopher P. Storck

Bedřich Smetana (1824–1884) est jusqu'à aujourd'hui reconnu comme «compositeur national» tchèque et comme le «fondateur de la musique tchèque». Mais la place qu'il occupe dans la conscience collective de sa nation, est dû au fait que le mouvement national revendiquait pour sa cause sa personne et son œuvre. Il a été délibérément érigé en symbole pour que les Tchèques soient reconnus culturellement comme ayant le même niveau que les nations européennes établies, et quelques-unes de ces œuvres ont pris le caractère de monuments sacrés nationaux. En effet, Smetana était un des inspireurs les plus importants d'une vie musicale à Prague et il a insufflé à la musique classique nationale d'importantes impulsions. Il ne faut cependant pas négliger le fait que son activité était en première ligne motivée par le désir de réussite artistique et celui d'avoir socialement une sécurité. En ce sens, Smetana correspondait complètement au type du «petit bourgeois éduqué» qui s'efforce de grimper l'échelle sociale, décrit par Miroslav Hroch et Jiří Kořalka comme étant porteur du mouvement national tchèque.

SCIENCES ET POLITIQUE: MONTÉE ET CHUTE DE L'ACADÉMIE TCHÉCOSLOVAQUE DES SCIENCES

Stanley B. Winters

Dans cet essai, l'auteur analyse l'histoire de l'institution connue sous le nom de ČSAV qui dans les années 1952–1992 se trouva au centre de la vie scientifique tchèque. Il décrit et analyse le développement de cette institution (qui avait été fondée par le gouvernement communiste à l'exemple soviétique) dans son contexte historique, c'est-à-dire en rapport avec l'histoire de l'Académie tchèque des Sciences et des Arts fondée en 1890 ainsi qu'avec les trois dernières années post-communistes de cette institution avant qu'elle n'ait été transformée, au cours du processus de désintégration de l'Etat, en une Académie tchèque et une Académie slovaque des Sciences. L'analyse subtile de M. Winters sur les continuités et les transformations dans les évolutions institutionnelles, personnelles et scientifiques nous permet d'appréhender sous un jour nouveau le régime communiste en général.

MYTHES ET SYMBOLES DANS LA PHOTOGRAPHIE
TCHÈQUE*Pavel Scheufler*

A l'aide de cinquante-trois photographies, l'auteur analyse le rôle des mythes et des symboles dans le processus d'émancipation de la nation moderne tchèque au travers d'illustrations photographiques. Le mythe est ici appréhendé comme un phénomène qui transcende le temps. L'auteur analyse surtout les illustrations ayant trait à la thématique spécifique nationale et aux points de vue généraux de la civilisation européenne. L'auteur s'appuie principalement sur les photographies qui ont encore été prises à l'époque de la monarchie des Habsbourg. Mais il montre aussi que certains motifs précis se sont maintenus sous une apparence transformée jusqu'à l'époque socialiste. Comme point de départ, l'auteur choisit des mythes d'origine de la nation tchèque. Il est ensuite question des mythes qui sont liés à des personnalités et à des lieux historiques ainsi qu'aux souverains. Mais il mentionne aussi le motif du drapeau, les mythes du paysan et ceux de la technique et du progrès.

«NOTRE HISTOIRE»: LE PASSÉ TCHÉCO-ALLEMAND
EN TANT QUE PROBLÈME D'INTERPRÉTATION

En mars 1994, avec le concours de la société Franz Kafka, le Collegium Carolinum a organisé à Prague une conférence intitulée: *«Notre histoire»: le passé tchéco-allemand en tant que problème d'interprétation*. Les débats, lors de ce symposium, s'appuyaient sur des thèses proposées par les organisateurs. Au début de chaque bloc de discussion, des conférenciers exposaient leurs points de vue préparés à l'avance sur ces thèses. Vu que les discussions ont été particulièrement animées et qu'aussi elles ont trouvé un grand écho au-delà du cercle des spécialistes présents, nous avons proposé aux participants de présenter également leurs contributions dans notre revue. Nous publions ici les thèses des discussions du symposium de Prague ainsi que tous les contributions qui existent sous forme écrite.

RESUMÉ

SYMBIÓZA UMĚNÍ A NÁRODNÍHO HNUTÍ: MÝTUS O „NÁRODNÍM SKLADATELI“ BEDŘICHU SMETANOVÍ

Christopher P. Storck

Bedřich Smetana (1824–1884) je dodneška pokládán za českého „národního skladatele“ a „zakladatele české hudby“. Toto postavení, které zaujímá v kolektivním povědomí svého národa, je ovšem výsledkem úsilí národních obroditelů, zabrat Smetanu i jeho dílo pro vlastní cíle. Osobnost Smetany byla důsledně budována coby symbol kulturní rovnocennosti Čechů s etablovanými evropskými národy a tímto způsobem získaly i některé z jeho prací charakter národních svátostí. Smetana se skutečně rozhodujícím způsobem podílel na rozvoji českého hudebního života v Praze a vývoji národní umělecké hudby dal i důležité podněty. Přitom ovšem nesmíme pustit ze zřetele, že jeho jednání bylo v první řadě určováno snahou o dosažení uměleckých úspěchů a sociálního zajištění. V tomto ohledu Smetana plně odpovídá onomu typu „vzdělaného maloměšťáka“, pachtícího se za společenským vzestupem, kterého Miroslav Hroch a Jiří Kořalka identifikovali ve svých bádáních jako nositele národního hnutí.

VĚDA A POLITIKA: VZESTUP A PÁD ČESKOSLOVENSKÉ AKADEMIE VĚD

Stanley B. Winters

V předkládaném článku analyzuje autor dějiny instituce, známé pod označením ČSAV, která stála v letech 1952–1992 v centru českého vědeckého života. Winters popisuje a analyzuje vývoj této instituce, která byla komunistickou vládou vytvořena podle sovětského vzoru, v historickém kontextu, t. j. v souvislosti jak s dějinami České akademie věd a umění, založené roku 1890, tak i v posledních třech – postkomunistických – letech její existence, než byla v rámci rozdělení státu přeměněna v Českou a Slovenskou akademii věd. Poněvadž zde Winters předkládá subtilní analýzu kontinuity i přeměn v oblasti institucionálního, personálního a vědeckého vývoje, vrhá jeho studie nové světlo i na naše pojmání komunistické moci vůbec.

MÝTY A SYMBOLY V ČESKÉ FOTOGRAFII

Pavel Scheufler

V tomto článku, doplněném 53 zobrazeními, podniká autor pokus, analyzovat na příkladech fotografických zobrazení roli mýtů a symbolů v emancipačním procese vytváření moderního českého národa. Mýtem se zde rozumí nadčasový fenomén, zpracovávány jsou především obrazy k speciální národní tematice a všeobecným hlediskům evropské civilizace. Těžiště leží v zobrazeních, která vznikla ještě v kontextu habsburské monarchie. Autor ovšem také ukazuje, že se určité motivy udržely v transformované podobě až do doby socialismu. Jako východisko slouží mýty o původu českého národa; poté se autor zabývá mýty, které se váží na historické osobnosti, historická místa a vlády; všímá si ale i motivu vlajky, mýtu selství, jakož i motivů techniky a pokroku.

„NAŠE DĚJINY“: ČESKO-NĚMECKÁ MINULOST
JAKO INTERPRETAČNÍ PROBLÉM

V březnu 1994 pořádalo Collegium Carolinum ve spolupráci se Společností Franze Kafky v Praze konferenci pod titulem *„Naše dějiny“: česko-německá minulost jako interpretační problém*. Podkladem k diskusím na tomto sympóziu byly téze, vypracované pořadateli, ke kterým vždy na počátku každého jednotlivého diskusního bloku referenti zaujímali svá stanoviska. Poněvadž byly tyto diskuse mimořádně živé a i mimo okruh přítomných odborníků vyvolaly velkou odezvu, byla účastníkům konference poskytnuta možnost, představit své příspěvky i v našem časopise. Otiskují se proto jak diskusní téze pražského sympózia, tak i všechny písemně předložené příspěvky.

ABKÜRZUNGSVERZEICHNIS

AČ	Archivní časopis (Prag)
Acta UC	Acta Universitatis Carolinae (Prag)
AHY	Austrian History Yearbook (Minneapolis, Minn.)
AKBMS	Archiv für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien (Königstein/Taunus)
AR	Archeologické rozhledy (Prag)
AZ	Archivní zprávy ČSAV (Prag)
BohZ	Bohemia. Zeitschrift für Kultur und Geschichte der böhmischen Länder
BNGP	Bulletin Národní galerie (Prag)
CASS	Canadian-American Slavic Studies (Vancouver, B. C.)
CEH	Central European History (Atlanta, Georgia)
ČČH	Český časopis historický
ČL	Český lid (Prag)
ČMM	Časopis Matice moravské (Brünn)
ČMorM	Časopis Moravského muzea (Brünn)
ČNM	Časopis Národního muzea, řada historická (Prag)
ČSAV	Československá akademie věd
ČsČH	Československý časopis historický (Prag)
ČSM	Časopis Slezského muzea, vědy historické (Troppau)
CSP	Canadian Slavonic Papers (Ottawa)
ČSPSČ	Časopis Společnosti přátel starožitností českých
DArb	Deutsche Arbeit. Zeitschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen (Prag)
Don	Der Donauraum. Zeitschrift des Forschungsinstituts für den Donauraum (Wien)
DVT	Dějiny věd a techniky (Prag)
ECE	East Central Europe (Salt Lake City, Utah)
EEQ	East European Quarterly (Boulder, Colo.)
FAZ	Frankfurter Allgemeine Zeitung
FHB	Folia historica bohemia
HČ	Historický časopis (Preßburg)
HHStA	Haus-, Hof- und Staatsarchiv (Wien)
Hist	Historica ČSAV (Prag)
HRG	Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte (Berlin)
HT	Husitský Tábor (Tabor)
HZ	Historische Zeitschrift (München)
JbGO	Jahrbücher für Geschichte Osteuropas (Wiesbaden)
JBoh	Judaica Bohemiae (Prag)
JbWG	Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte (Berlin)
JSbH	Jihočeský sborník historický (Budweis)
MGH	Monumenta Germaniae historica
MGSL	Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde (Salzburg/Stuttgart)
MIÖG	Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung (Wien)

MSI	Il Mondo Slavo (Padua)
MZČK	Minulostí Západočeského kraje
ÖOH	Österreichische Osthefte
ÖZG	Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften
PA	Památky archeologické (Prag)
PBoh	Postylla Bohemica (Konstanz-Bremen)
PHS	Právněhistorické studie (Prag)
PP	Památky a příroda
PKSČ	Príspevky k dejinám KSČ (Prag)
RES	Revue des études slaves (Paris)
SbAP	Sborník archívních prací (Prag)
SbH	Sborník historický (Prag)
SbMM	Sborník Matice moravské (Brünn)
SbNM	Sborník Národního muzea v Praze, řada A-Historie (Prag)
SbPFFB	Sborník prací filozofické fakulty brněnské univerzity, řada historická (Brünn)
SEEJ	Slavic and East European Journal (Tucson, Ariz.)
SEER	The Slavonic and East European Review (London)
SIHS	Slovanské historické studie (Prag)
SOF	Südostforschungen (München)
SovSl	Sovetskoe slavianovedenie (Moskau)
SR	Slavic Review (Cheshire, Conn.)
SSb	Slezský sborník (Troppau)
StJb	Stifter-Jahrbuch (München)
Umění	Umění (Prag)
UŘ	Umění a řemesla (Prag)
VČA	Věstník České akademie
VCC	Veröffentlichungen des Collegium Carolinum
VČSAV	Věstník ČSAV (Prag)
VfZ	Vierteljahrshäfte für Zeitgeschichte (Stuttgart)
VKČSN	Věstník Královské české společnosti nauk
VPZM	Vědecké práce Zemědělského muzea (Prag)
VSWG	Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte (Wiesbaden)
VVM	Vlastivědný věstník moravský (Brünn)
WS	Die Welt der Slaven (München)
ZBLG	Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte (München)
ZfG	Zeitschrift für Geschichtswissenschaft (Berlin)
ZfO	Zeitschrift für Ostforschung (Marburg/L.)
ZRG	Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte (Weimar)

MITARBEITER DES HEFTES

- Prof. Dr. Manfred Alexander, Leipziger Ring 11a, 50374 Erftstadt-Liblar
Dr. Harald Bachmann, Fichtenstraße 67a, 90763 Fürth
Dr. Joachim Bahlcke, Ebertstraße 49, 10249 Berlin
Prof. Dr. Detlef Brandes, Heinrich-Heine-Universität, Universitätsstraße 1, 40225 Düsseldorf
Christiane Brenner, M. A., Finowstraße 8, 12045 Berlin
Dr. Hannelore Burger, Rosenthalgasse 11A/7, A-1140 Wien
Dr. Ivana Čornejová, Troilova 3, CZ-108 00 Praha 10
Prof. Dr. Peter Dinkelbacher, Makart-Kai 17/29, A-5020 Salzburg
Prof. Dr. Peter Drews, Slawisches Seminar, Universitätsstraße 9, 79098 Freiburg
Ota Filip, Postfach 44 04 16, 80753 München
Prof. Dr. Jiří Fukáč, Filozofická fakulta, Arne Nováka 1, CZ-602 00 Brno
Prof. Dr. Wolfgang Gesemann, Postfach 11 32, 82167 Puchheim
Prof. Dr. Hans Henning Hahn, Musenbergstraße 28a, 81929 München
Harry Hanak, SSEES, Senate House, Malet St., GB-London WC1E 7HU
Dr. Josef Hanzal, Historický ústav ČAV, Vyšehradská 49, CZ-128 26 Praha 2
Dr. Ralf Heimrath, Nürnberger Straße 258, 93059 Regensburg
Dr. Peter Heumos, Weidenweg 10, 85764 Oberschleißheim
Prof. Dr. Rudolf Jaworski, Körnerstraße 2, 24103 Kiel
Dr. Wolfgang Kessler, Hauptstraße 69, 41236 Mönchengladbach
Prof. Dr. Jan Křen, Petržilkova 2484, CZ-150 00 Praha 5
Dr. Jiří Kořalka, V Štíhlách 1311/69, CZ-142 00 Praha 4
Dr. Václav Kural, Kaštanova 66, CZ-251 01 Říčany
Prof. Dr. Hans Lemberg, Am Glaskopf 3, 35039 Marburg
Prof. Dr. Bedrich Loewenstein, Hinterstöcken 15, 96317 Kronach/Fischbach
Robert Luft, Aventinstraße 6, 80469 München
Dr. Vladimír Macura, Chalupická 693, CZ-142 00 Praha 4
Dr. Michaela Marek, Blücherstraße 3, 80634 München
Dr. Rudolf Ohlbaum, Pommernstraße 12, 85521 Ottobrunn
Doc. Dr. Tomáš Pasák, Na Hanspaulce 5, CZ-160 00 Praha 6
Dr. Jiří Pešek, Brdičkova 1918, CZ-155 00 Praha 5
Prof. Dr. Josef Petráň, Novodvorská 415, CZ-142 00 Praha 4
Dr. Petr Pithart, Dražického nám. 10, CZ-118 00 Praha 1
Dr. Otfried Pustejovsky, Spitzingstraße 4, 83666 Waakirchen-Point
Andreas Reich, M. A., Blücherstraße 1, 69115 Heidelberg

Dr. Pavel Scheufler, Slovinská 16, CZ-10100 Praha 10.

Dr. Martin Schulze Wessel, Odenwaldstraße 16, 12161 Berlin

Prof. Dr. Dr. h. c. Ferdinand Seibt, Joseph-Haydn-Straße 14, 85540 Haar

Christopher P. Storck, M. A., Universität Köln, Seminar für Osteuropäische Geschichte,
Kringsweg 6, 50931 Köln

Prof. Dr. Stanley B. Winters, 1169 Presque Isle Drive, Port Charlotte, FL, USA 33952-2741